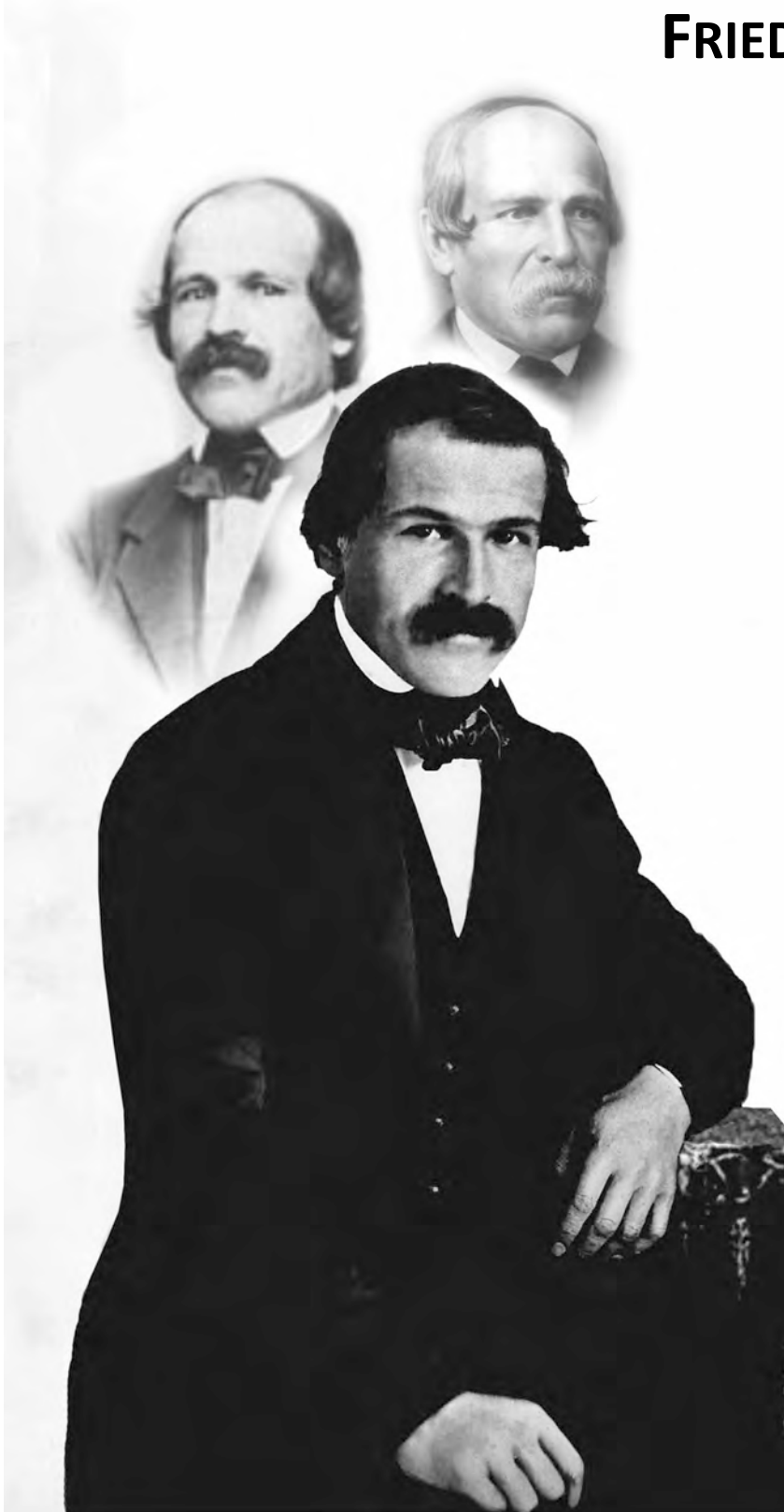


DIE FRÜHEN JAHRE DES DACHSTEINPIONIERS

FRIEDRICH SIMONY

(1813 -1896)



Gerhard W. Mandl
(Red.)

Geologische Bundesanstalt
Wien, im November 2013

Umschlag außen:

Ausschnitt aus dem Manuskript Friedrich Simonys: Das Schafbergpanorama, geologisch koloriert.
Archiv Museum Hallstatt/Geologische Bundesanstalt

Erste Seite:

Portraits von Friedrich Simony, Bildmontage;
(Einzelporträts aus dem Archiv des Museums Hallstatt)

Impressum:

Alle Rechte für das In- und Ausland vorbehalten
© Geologische Bundesanstalt (GBA), Wien

Redaktion: Gerhard W. Mandl (GBA)

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Geologische Bundesanstalt
Neulinggasse 38
A 1030 Wien
www.geologie.ac.at

Druck: Riegelnik Ges.m.b.H., Offsetschnelldruck, A 1080 Wien, Piaristengasse 17-19

Ziel der „*Berichte der Geologischen Bundesanstalt <ISSN 1017-8880>*“ ist die Verbreitung wissenschaftlicher Ergebnisse durch die Geologische Bundesanstalt.

Die „*Berichte der Geologischen Bundesanstalt*“ sind nicht im Handel erhältlich. Die Beiträge sind auf der Webseite der Geologischen Bundesanstalt frei verfügbar.

INHALT

Vorwort

Von der Kindheit in Böhmen zur Universitätsprofessur in Wien (G.W. MANDL)	6
Biografische Materialien von 1813 – 1851/52	7
Die Familie Simony (G.W. MANDL & H. LOBITZER)	36
Das Taufbuch von Hrochowteinitz	37
Friedrich Simonys familiäres Umfeld	40
Der Trentschiner Zweig der Familie Simony	44
Zu den Briefen F. Simonys aus dem Salzkammergut an die Geologische Reichsanstalt 1850 (G.W. MANDL & R. STANZEL)	50
Reisen, Forschen, Abenteuer - Eine Auswahl von Texten Simonys	56
Der erste Besuch in Hallstatt	57
Ersteigung des Hohen Dachstein	65
Drei Dezembertage auf dem Dachsteingebirge	72
Zwei Septembertage auf der Hohen Dachsteinspitze	86
Besuch Adalbert Stifters 1845 bei Simony in Hallstatt	106
Zwei Winteraufenthalte am Hallstätter Schneegebirge	113
Die Vermessung der Salzkammergutseen 1844 – 1850	125
Dank des Redakteurs	128
Literatur	129

Vorwort

Das bevorstehende Jubiläumsjahr Friedrich SIMONYS ließ im Herbst vorigen Jahres bei einem Gespräch mit Hans URSTÖGER und Karl WIROBAL vom Museum Hallstatt die Frage aufkommen, ob – und wenn ja, in welcher Form – des 200sten Geburtstags des Dachsteinpioniers gedacht werden könnte. In Festschriften früherer Jubiläen war ja bereits ausführlich sein Schaffen gewürdigt und sogar bislang Unbekanntes zum familiären Hintergrund ans Licht gebracht worden.

Was sollte da noch Neues dem interessierten Publikum geboten, welche Aspekte seines Wirkens konnten da noch beleuchtet werden?

In bisherigen Biographien wurde entweder gar nicht oder aber nur randlich und kurz erwähnt, dass SIMONY im Jahr 1850 für die im Jahr zuvor neu gegründete Geologische Reichsanstalt als „zeitlicher“ Geologe im Salzkammergut tätig war. Dieses Arbeitsverhältnis endete aber bereits wieder im Frühjahr 1851 mit seiner Ernennung zum Professor der Geographie an der Universität Wien. Es lag daher nahe, seitens der Geologischen Bundesanstalt diesen Zeitabschnitt seiner Biographie sowie die davorliegenden Jahre einmal näher darzustellen. Das Archiv der Geologischen Bundesanstalt besitzt neben Briefen SIMONYS als Chefgeologe der Section V an die Geologische Reichsanstalt auch eine Reihe seiner Originalzeichnungen und Aquarelle, zu denen auch ein von ihm selbst unterfertigtes Inventarverzeichnis existiert. So wurde mit den Vertretern des Museum Hallstatt vereinbart, eine Auswahl dieser Grafiken zusammen mit noch zu recherchierenden Texten über seine Beziehungen zur Geologischen Reichsanstalt und deren Vorläuferorganisation, das „Montanistische Museum“, zusammen zu stellen und gemeinsam mit Materialien aus dem Archiv des Museums als kleine Jubiläumsausstellung im Museum Hallstatt zu präsentieren.

Dieses erste Konzept erfuhr dann zwei unerwartete Ausweitungen:

Wolfgang SCHOLLNBERGER, ein Studienkollege Harald LOBITZERS, der dann in den USA als Erdölgeologe Karriere gemacht hatte und seit seiner Pensionierung wieder alte Kontakte nach Österreich aufzufrischen begann, wusste auch um das bevorstehende Jubiläum SIMONYS. Er überraschte uns mit der Mitteilung, vor Jahren auf einer Fachtagung einen kanadischen Geologen namens SIMONY kennen gelernt zu haben. SCHOLLNBERGERS Versuche einer Kontaktaufnahme mit ihm gingen vorerst ins Leere, da dieser als Professor der Universität Calgary in der Zwischenzeit emeritiert war und offenbar nur noch eine lose Verbindung mit seiner Universität bewahrte. Schließlich erlangte er doch Kunde von SCHOLLNBERGERS Schreiben und antwortete ihm kurz vor Weihnachten 2012 ebenfalls brieflich. Er wusste nur wenig über seine österreichischen Vorfahren, aber seine Verwandtschaft mit Friedrich SIMONY war ihm von den Großeltern her bekannt und er zeigte sich interessiert an diesem fernen Verwandten. Hatte schon Rudolf LEHR 1996 mit der Auffindung Friedrichs Taufbucheintragung in einem tschechischen Archiv dessen uneheliche Herkunft entdeckt, so versprach diese neue Spur in die Gegenwart neue Erkenntnisse zur Geschichte der Familie SIMONY. Ein weiterer Fachkollege und langjähriger Freund, der Prager Paläontologe Miloš Siblík, erklärte sich bereit, bei nochmaligen Nachforschungen im tschechischen Archiv behilflich zu sein, was uns schließlich die Kenntnis der Namen von Friedrichs Mutter und deren Eltern bescherte. Weitere Recherchen zu den unmittelbaren Vorfahren des „kanadischen Simony“ ergaben dann eine Familiengeschichte, die wir hier detaillierter als in der Ausstellung präsentieren können.

Als Zweites fesselte dann bei der Auswahl geeigneter Ausstellungsobjekte im Archiv des Museums Hallstatt ein hinter Glas in einem breiten Holzrahmen montierter Druck von SIMONYS bekanntem Schafberg-Panorama unsere Aufmerksamkeit. Das Panorama zeigte eine ungewöhnliche blassblaue Färbung sowie einige kleine, andersfärbige Flächen. Unter dem Holzrahmen lugten die Oberlängen von weitgehend verdeckten Schriftzeichen hervor, deren blockartige Anordnung eine erklärende Legende zum Bild vermuten ließ. Aus dem Rahmen befreit entpuppte sich das Bild als mit Wasserfarben handkoloriertes geologisches Panorama des Schafberges mit handschriftlich ergänzter Legende. Das Ganze ist auf schwarzen Leinwand aufgezogen und mit randlichen Metallösen versehen – es war offenbar einmal an einer Wand aufgespannt. Die geologischen Eintragungen entsprechen dem Kenntnisstand der 1840er Jahre, weisen aber zusätzlich die von SIMONY 1847 am Südufer des Wolfgangsees entdeckten Gesteine auf, deren räumliche Verbreitung nur er kennen konnte. Das Panorama muss das Manuskript zu dem 1850 von SIMONY selbst angekündigten aber nie gedruckten geologischen Panorama des Schafberges sein. Das Wissen um diese speziellen Gesteine ging verloren, sie wurden erst in den 1950er Jahren vom GBA-Geologen Benno PLÖCHINGER ohne Kenntnis von SIMONYS einstigen Beobachtungen wieder entdeckt und kartographisch dargestellt. Es kann daher nur SIMONY der Urheber dieses Manuskriptes sein, auch wenn es nicht signiert ist und kein Datum trägt. Seine Auffindung kann als wissenschaftshistorische Sensation gewertet werden.

Im Zuge der Vorbereitungen zur Ausstellung wurde weit mehr an Information über Friedrich SIMONYS frühe Jahre zusammengetragen, als in der Ausstellung Verwendung finden konnte. Da auch von Seiten der Ausstellungsbesucher zuletzt immer wieder Details nachgefragt wurden, war es nahelegend, die gesammelten Materialien als eigenes Druckwerk herauszugeben.

Besonders seine detaillierten Beschreibungen der frühen, für damalige Verhältnisse abenteuerlichen Bergtouren versprechen auch einen Eindruck von dem Menschen Friedrich SIMONY zu geben. Da diese Schriften teilweise schwierig zu beschaffen waren und der gelegentlich schlechte Druck und die heute Vielen nicht mehr geläufige Frakturschrift das Lesen erschwerte, werden einige dieser Berichte im Originalwortlaut hier erneut abgedruckt. Teils fanden sich dazu Separata-Ausgaben in der Bibliothek der Geologischen Bundesanstalt, teils konnten sie aus anderen Bibliotheken oder aus Privatbesitz beschafft werden. Eines der Gestaltungsprinzipien der Ausstellung war es ja, SIMONYS Zeichnungen und Aquarelle seinen eigenen, darauf Bezug nehmenden Texten gegenüber zu stellen.

Im Zeitalter des Massentourismus und der heutigen Allgegenwart von Mobiltelefonen, die im Notfall rasche Hilfe durch die Bergrettung versprechen, wurden aus den seinerzeitigen Extremtouren heute vielbegangene Pfade. Doch gerade vor diesem Hintergrund heutigen Naturerlebens erscheint es besonders reizvoll, das unmittelbare Naturerlebnis der Bergpioniere des 19. Jahrhunderts und die damaligen Rahmenbedingungen anhand deren eigener Worte nachzuempfinden.

Auch nach 200 Jahren vermag die Persönlichkeit eines Friedrich SIMONY noch zu beeindrucken.

Glück Auf!

Gerhard W. Mandl



Stationen in Friedrich SIMONYNS Leben.

Von der Kindheit in Böhmen zur Universitätsprofessur in Wien

(G.W. Mandl)

Biografische Materialien von 1813 – 1851/52

1813

Am 30. November 1813 wurde FRIEDRICH SIMONY in Hrochowteinitz in Böhmen geboren.

Über Friedrichs familiäres Umfeld ist bisher wenig Sicheres bekannt. Das Bibliographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (WURZBACH, 1877: 322) führt den Verlust des Vaters in frühester Kindheit, einen geistlichen Oheim mütterlicherseits und einen ungarischen Oheim in Trentschin an.

Friedrich selbst erwähnte später nur seine Mutter und seinen Großvater – vgl. SIMONY (1888a).

Bei Recherchen für eine Fernsehdokumentation über Friedrich SIMONY im Jahr 1993 konnte seine Taufbuch-Eintragung in einem tschechischen Archiv aufgefunden werden – vgl. LEHR (1996). Der Eintragung zufolge war Friedrich ein uneheliches Kind, Vater unbekannt.

Eine neuerliche Konsultation des Taufbuches im Mai 2013 und die Transkription der Handschrift und Übersetzung des tschechischen Textes ergaben nun weitere Einblicke:

Laut Taufbucheintragung vom 1. Dezember 1813 erhielt Friedrich Adolph den Familiennamen „SIMONY“ offenkundig nach seiner Mutter Theresia, wobei sich deren Vater Valentin (= von Friedrich erwähnter Großvater) noch Simonij schrieb.

Zum unbekanntem Vater gibt es nur den Hinweis in PENCK (1898: 198), dass er Armeearzt ungarischer Abstammung gewesen und angeblich früh verstorbenen sein soll, was aber möglicherweise eine spätere Erfindung war, um die uneheliche Herkunft zu verschleiern. Er war jedenfalls nicht der namensgebende SIMONY.

Die beiden Onkel („geistlicher Oheim mütterlicherseits“ und „Oheim in Trentschin“ waren offenbar beide Brüder der Mutter, wobei letzterer Stammvater einer bis heute durchgehenden Linie von Trägern des Familiennamens „SIMONY“ ist und die Verwandtschaft mit Friedrich durch die Mitteilung des kanadischen Philip Steven SIMONY gesichert ist.

Näheres dazu siehe im Kapitel „Die Familie SIMONY“.

um 1819 (etwa im 6. Lebensjahr)

Erster Unterricht des „ABC-Schützen“ durch die Mutter und durch Erzählungen des Großvaters.

„Es war vor nahezu 70 Jahren, als ich noch ein kleiner Knirps war, der eben begann den Urquell aller menschlichen Wissenschaften, das A-B-C-Büchlein, unter der Anweisung seiner Mutter zu ergründen. Dies lief für die beiden Beteiligten, namentlich anfangs, nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten und ernsthaften Störungen ab, denn auf dem nahegelegenen Spielplatze der Buben meines Heimatortes gieng es mitunter gar lustig zu, und wäre zweifellos noch viel lustiger zugegangen, wenn auch ich hätte mitthun können; aber meine verehrte Lehrerin, welche gewohnt war, mit der Zeit gewissenhaft hauszuhalten, nahm es stets sehr ernst mit ihrer Aufgabe und machte nicht viel Federlesens mit mir. Wenn meine Aufmerksamkeit durch überlautes Waffengegetöse – die damals noch in frischer Erinnerung aller Menschen lebende Völkerschlacht bei Leipzig (16.-18. October 1813) bildete gewöhnlich die großartige Action der mit hölzernen Schwertern und Knallbüchsen ausgerüsteten Kriegshelden von 4 bis 7 Jahren – allzu empfindliche Einbuße erlitt, wusste die strenge Lehrerin meine Kampfbegierde durch ein unheilverkündendes Stäbchen stets in Schranken zu halten.“

Besagtes, zu jener Zeit noch allgemein hochgeschätztes pädagogisches Hilfsmittel kam indes zu meinem Heile, dank der Vermittlung einer befreundeten Macht, nur selten in Anwendung. Diese Macht war niemand geringerer, als mein lieber, guter Großvater, welcher stets bereit stand, jegliches Leid von seinem einzigen Enkel fernzuhalten.

Der Großvater musste nach meiner damaligen Vorstellung schon uralt sein, denn sein Haupt war von einem Wald schneeweißer Haare bedeckt und sein freundliches Gesicht von einem eben so weißen Bart umrahmt, welcher ihm bis zur Brust herabreichte. Auch hatte er unermeßlich viel erlebt und gesehen, war weit in der Welt herumgekommen und wusste mehr aus allen Zeiten und aus aller Herren Ländern zu erzählen, als sonst irgend jemand im Orte.

Für mich war es stets die wirksamste Aneiferung zum Lernen, wenn er die Belohnung in Aussicht stellt, nach gut bestandener Lection mir irgend etwas aus dem unerschöpflichen Schatzkästlein seiner Erinnerungen zum besten zu geben. Es waren für mich wahre Feststunden, wenn der alte Herr in dem wohlausgepolsterten Großvaterstuhl behaglich zurückgelehnt saß und ich, vor ihm auf einem Fußschemel kauern, seinen Erzählungen lauschen konnte.

Den reichhaltigsten Stoff boten Märchen und Sagen vergangener Jahrhunderte, welche er durch Einstreuung von allerlei geschichtlichen und geographischen Daten, wohl auch durch gelegentlich angebrachte Moralsätze, soweit dieselben nicht über die Grenzen meines kindlichen Fassungsvermögens hinausgiengen, lehrreich zu gestalten verstand.

Ein Lieblingsstoff für mich waren die Sagen von Rubezahl, dem mythischen Beherrscher des Riesengebirges ...“ – SIMONY (1888a).

Laut Taufbuch war Valentin Simonij, der Großvater Friedrichs, während seiner aktiven Berufszeit ein leitender Beamter in Kwassitz/ Bezirk Olmütz.

um 1820

Nach dem Tod der Mutter nahm sich ein geistlicher Oheim mütterlicherseits des verwaisten Friedrichs an und sorgte für seine weitere Ausbildung. – WURZBACH (1877).

1826

Nach zurückgelegtem 12. Jahr schickte ihn sein geistlicher Oheim auf das Gymnasium [Stiftsgymnasium der Piaristen] in Nikolsburg [heute Mikulov, Tschechische Republik]. – WURZBACH (1877).

um 1828

Abbruch des Gymnasiums nach der vierten Klasse.

„ ... das Gymnasium nach Nikolsburg, wo aber bei der ihm angeborenen vorherrschenden Liebe zur Natur die Schulgegenstände nur nebenbei betrieben, hingegen die reizenden Umgebungen, wie die ob ihrer Tropfsteinbildungen sehenswerthe Duoldhöhle, und die Ruinen von Klentnitz, Falkenstein, Staats u.s.w. um so eifriger besucht, und die benachbarten Polauerberge nach ihrer eigenthümlichen Flora durchforscht wurden. So entstand an Stelle der Scripturen aus dem Griechischen und Lateinischen wohl ein Miniaturherbar, eine Petrefacten- und Schmetterlingsammlung, womit aber der geistliche Oheim nicht einverstanden war, und darum seinen Pflegling zu einem anderen, in Ungarn hausenden Oheim schickte, bei dem S. seinem eigentlichen Berufe entgegengeführt werden sollte.“ – WURZBACH (1877).

Friedrich kommt zu seinem Onkel nach Trentschin (heute Trenčín, Slowakische Republik) und beginnt eine Apothekerlehre.

Der Sohn dieses Onkels, Friedrichs neun Jahre jüngerer Cousin Leopold Josef SIMONY (1822–1902), sollte später ebenfalls zum Apotheker ausgebildet werden. Er ist Stammvater des bis heute führenden Zweiges der Familie SIMONY.

1832

Nach absolvierter Lehrzeit erhielt der 19-jährige Friedrich für ein Jahr eine Laborantenstelle bei einem Apotheker in Znaim (heute Znojmo/Tschechische Republik).

„Nach zurückgelegter Lehrzeit erhielt er in Znaim bei dem Apotheker Schaller eine Stelle als Laborant, und versah dieselbe bis zu seinem 20. Lebensjahre. Unter dem Einflusse seines in seinem Fache ungewöhnlich tüchtigen Brodherrn, erhielten die Neigungen aus der ersten Studentenzeit neue Nahrung und wesentliche Förderung. In Gemeinschaft mit demselben wurde nun Botanik und Chemie eifrig betrieben, bis sich S. zur Erlangung des Magistergrades in der Pharmacie im Jahre 1835 nach Wien begab.“ – WURZBACH (1877).

Die Apothekerlehre war in der Habsburgermonarchie ebenso wie in den deutschen Ländern zur Gänze dem Lehrherrn anvertraut, der dem so genannten „Tiro“ (=Lehranfänger) im Laufe von vier Jahren Kenntnisse in Grundlagen der Chemie, Botanik, Warenkunde, den Inhalt der Pharmakopöe (Verzeichnis der Arzneimittel und Zubereitungsvorschriften) und handwerkliche Fertigkeiten vermitteln sollte. Nur in Universitätsstädten war der Besuch entsprechender Vorlesungen verpflichtend. Nach Abschluss der Lehre musste eine theoretische und praktische Prüfung vor Mitgliedern des Apothekergremiums in Gegenwart des Notars der medizinischen Fakultät abgelegt werden. – Nach KERNBAUER (1989).

1835

Friedrich übersiedelte nach Wien, um die Apothekerprüfung abzulegen.

„Dort erschloß sich dem 22jährigen Jünglinge eine neue Welt, und der Eifer, sich auszubilden, wuchs um so mächtiger, als sich ihm dort die reichlichsten Hilfsmittel zu seinen naturwissenschaftlichen Studien darboten. Da er auf sich selbst angewiesen war, studierte er mit solchem Eifer, daß er in wenigen Monaten sich stark genug fühlte, seinen Lebensunterhalt durch Correpitionen zu verdienen, die er seinen Collegen aus der Botanik, Chemie, Stöchiometrie und Krystallographie ertheilte.“ – WURZBACH (1877).

„Er gab Curse für Mitstudierende. Wiederholt hat er mir erzählt, wie er bei einem solchen, das selbstgefertigte Krystallmodell in der Hand, von Baron Josef von Jacquin überrascht wurde. Dies wurde entscheidend für sein Leben. Der bekannte Botaniker rieth ihm nach glänzend abgelegtem Magisterrigorosum, sich ganz der Naturwissenschaft zuzuwenden.“ – PENCK (1889).

Joseph Franz Freiherr von JACQUIN (1766–1839) war bekannt als Naturforscher und Arzt und zur damaligen Zeit Professor für Botanik und Chemie an der Universität Wien. Um ein Universitätsstudium beginnen zu können, benötigte Friedrich einen Abschluss seiner abgebrochenen Gymnasialzeit. Josef von JACQUIN vermittelte Friedrich SIMONY eine Audienz bei Erzherzog LUDWIG, der in Vertretung des Kaisers eine „Allerhöchste Genehmigung im Gnadenwege“ erteilte, um die fehlenden Gymnasialjahre nach neunjähriger Unterbrechung absolvieren zu können. Friedrich konnte damit die fünfte und sechste Klasse des humanistischen Gymnasiums privat nachholen und danach ein Universitätsstudium an der Philosophischen Fakultät in Wien beginnen.

Diese Audienz hatte Friedrich nebenbei auch die Bekanntschaft und Sympathie Erzherzog LUDWIG'S verschafft, was bei seinen späteren Forschungen im Salzkammergut für „Höchstes“ Interesse und auch finanzielle Unterstützung sorgen sollte.

1837

Erspartes Geld aus Nachhilfe- und Wiederholungsunterricht ermöglicht Friedrich seine erste längere Wanderung in das Schneeberg- und Rax-Gebiet. Er beschließt, in Hinkunft die besuchten Landschaften zu zeichnen, teils um sich selbst eine Erinnerungstütze zu schaffen, teils um seine Eindrücke auch anderen vermitteln zu können.

„ ... Dank dem Einpauken in den Prüfungsbedarf einiger Rigorosanten aus den naturhistorischen Fächern hatten sich in meiner für extraordinäre Ausgaben bestimmten Separatcasse die bis dahin unerhörten Ersparnisse von 20 Silberzwanzigern angesammelt, eine stupende Summe, beiläufig 8 Gulden nach dem jetzigen Münzfusse betragend, welche mehr als genügend erschien, die Kosten einer achttägigen Tour auf den Schneeberg und die Raxalpe für einen an die frugalste Lebensweise gewöhnten Bruder Studio bestreiten zu können ...

Die nothwendigen Vorbereitungen für die gedachte Tour waren bald vollendet; eine voluminöse Botanisirbüche, ein Fascikel Löschpapier zum Einlegen der gesammelten Pflanzen, eine Umhängetasche, gefüllt mit Chocolate, gedörnte Zwetschken (ein erprobtes Mittel zur Stillung von Hunger und Durst), ein Käse und ein stattliches Stück Salami von Freundeshand gespendet, dies alles zusammen bildete meine Ausrüstung, den polizeilichen Passierschein nicht zu vergessen, welcher zur Legitimation für eine Fahrt nach Wiener-Neustadt mittelst Stellwagen in jener glorreichen Zeit noch unentbehrlich war ...

Nur kurz will ich anführen, dass nach einer schier endlosen Marterfahrt im vollgepfropften Stellwagen bis Wiener-Neustadt ich mich glücklich schätzte, durch achtstündiges frisches Wandern nach Buchberg die versteiften Glieder wieder in Thätigkeit setzen zu können; dass ich am nächsten Tage von dem letztgenannten Orte über den Hengst und den Kaiserstein bis zu den Almhütten am Kuhschneeberg gelangte, den dritten Tag nochmals die Höhen um den Schneeberg-Kamm botanisch absuchte, dann zur Singerin hinabstieg und von da nach dem Oberhof ging, wo Nachtrast gehalten wurde; die nächsten drei Tage waren dem Absuchen des Raxalpenplateaus nach dessen botanischen Schätzen gewidmet, am siebenten Tage, nach einer in den Eishütten elend zugebrachten Nacht, ging es über die Preinerschütt wieder thalwärts bis Gloggnitz und von hier am achten Tage theils zu Fuss, theils zu Stellwagen endlich wieder zurück nach Wien ...

Dieser erste Ausflug in die Alpen wurde zum Anstoss, mich von da an mit allem Eifer dem Landschaftszeichnen zu widmen ... um das geschaute Schöne und Interessante bildlich skizzieren zu können. Von da an wurde keine Excursion mehr unternommen, wo mich nicht ein Skizzenbuch begleitet hätte.“ – SIMONY (1888b im Rückblick).

Die eingangs erwähnte „Salami von Freundeshand“ dürfte eine Anspielung auf den Freund Gustav WAGNER aus den Tagen der pharmazeutischen Studien sein. Dieser war Sohn des wohlhabenden Wiener Leinwandhändlers Anton WAGNER. In der Familie WAGNER hatte Friedrich „wohlwollendste Aufnahme“ und gelegentlich auch finanzielle Unterstützung gefunden. – Nach WURZBACH (1877).

1840

Im Sommer 1840 unternahm er mit drei Freunden – darunter auch Franz von HAUER – seine erste große Alpentour, die ursprünglich auf vier Wochen angesetzt war, schließlich aber zehn Wochen dauerte. – Nach PENCK (1889).

Die Freundschaft mit Franz von HAUER (30.01.1822 – 20.03.1899), dem Friedrich später im Kreis der Naturforscher um HAIDINGER und dann an der Geologischen Reichsanstalt wieder begegnen sollte, dürfte auf die Zeit zwischen 1838-39 zurückgehen, in der HAUER an der Philosophischen Fakultät in Wien studierte, bevor er von Oktober 1839 bis März 1843 an die Bergakademie in Schemnitz (heute Banská Štiavnica, Slowakische Republik) wechselte.

„Es war im September des Jahres 1840, als ich nach einer mehrwöchentlichen, mit drei Freunden unternommenen Fußtour durch die österreichisch-steirischen Kalkalpen bei strömendem Regen in Aussee anlangte. Während meine Wandergenossen, durch das üble Wetter entmuthigt, sich schon am kommenden Tage der Heimat zuwendeten, beschloß ich solange auszuharren, bis mein Vorhaben, dem Dachsteingebirge einen eingehenderen Besuch zu widmen, ausgeführt war .

.... ich wollte endlich einmal auch ein wirkliches Hochgebirge sehen und dazu schien sich mir das Dachsteingebirge als am nächsten gelegen und am leichtesten erreichbar vor Allem zu empfehlen.“ – SIMONY (1891, im Rückblick).

Bereits bei seiner ersten Reise ins Salzkammergut machte Simony die Bekanntschaft des Hallstätter Bergführers Johann WALLNER (1802–1878), der in den folgenden Jahren zu einem zuverlässigen Begleiter seiner Touren werden sollte. Sie beschlossen, zeitig am nächsten Tag aufzubrechen, um das Eisfeld zu erreichen und den Gjaidstein zu besteigen. Sie wanderten durch das Echerntal über den „Alten Herd“ durch den „Thiergarten“ und die Herrengasse zur Wieselpe.

„Begreiflicherweise drängte es mich, den Gletscher so rasch als möglich selbst zu betreten, obgleich Wallner mit bedenklichen Mienen auf die schweren Wolkenmassen hinwies, die sich immer tiefer über den Gjaidstein niedersenkten und wenige Minuten später auch bereits die höheren Stufen des Gletschers dem Blicke vollständig entzogen. Schon hatten wir die nächstliegende sanftere Abwölbung des Gletschers überschritten und ein paar hundert Schritte auf dem Rücken der Eiszunge zurückgelegt, als eine rasch überhandnehmende Verdunkelung, den baldigen Beginn des von Wallner bereits am frühen Morgen vorausgesagten Unwetters ankündigend, zu schleuniger Umkehr mahnte.“

Nach einer verspäteten Mittagsrast auf der Wieselpe beschlossen sie wegen des Wetters nach Hallstatt abzustiegen, wo sie *„gründlich durchnässt, um 7h abends in Stadler's Gasthause anlangten.“*

Erst drei Wochen später sollte der Aufstieg auf den Gjaidstein gelingen.

Simony kam zur Überzeugung, dass das Carls-Eisfeld einen langsamen Vorstoß erkennen ließ:

„Was das nächst der Gletscherzunge gezeichnete Bild des Eisfeldes betrifft, so ist in demselben zunächst der steile Abschwung des Endes, seine bedeutende radiale Zerklüftung und die Aufwölbung des Rückens zu beachten. Es sind dies Erscheinungen, welche unverkennbar auf ein Wachsen des Eiskörpers zu jener Zeit hinweisen. Nicht minder konnte aus der höchst unbedeutenden Stirnmoräne auf ein, wenn auch nur langsames Vorrücken geschlossen werden.

Ferner lieferte die Thatsache, dass in der nächsten Umgebung dieser minimalen Stirnmoräne damals keine Spur eines recenten Moränenschuttes wahrzunehmen war, wie auch der Umstand, dass die an sich dürftige Vegetation in dem unmittelbar angrenzenden Terrain sich völlig intact erwies, den unumstößlichen Beweis, dass der Gletscher durch viele Decennien keine grössere Ausdehnung als die eben bestehende gehabt hatte.“ – SIMONY (1891, im Rückblick).

1842

Vom Spätherbst 1840 bis zum September 1842 gibt es keine Hinweise auf größere Ausflüge ins Gebirge. SIMONY widmete sich offenbar ganz dem Studium geologischer und verwandter Werke und versuchte auch seine Fertigkeit im Landschaftszeichnen weiter auszubilden.

„Und auch die Kunst des Schreibens, der wörtlichen Darstellung des Geschauten, war ihm als etwas nichts weniger denn Geringes und Gleichgiltiges bewusst geworden, und in allen diesen Richtungen verfolgte er wie in der wissenschaftlichen seinen Weg mit Ernst und Ausdauer.“ – WURZBACH (1877).

Schon bei seiner ersten Hochgebirgstour 1840 auf den Gjaidstein hatte ihn der Anblick des nahen Dachsteins so gewaltig beeindruckt, dass er den Gipfel bei der erstbesten Gelegenheit besteigen wollte.

Im September 1842 schien das Wetter günstig und so beschloss er, den Aufstieg von der Hallstätter Seite aus über den Gletscher zu wagen. Alle bisherigen Versuche waren angeblich gescheitert. Zuerst studierte Simony am 4. September vom Hohen Gjaidstein aus mit einem Fernrohr die möglichen Aufstiegsrouten. Am 7. September stieg er mit dem Bergführer Wallner von Hallstatt zur Wieselpe auf. Zeitig am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg über die Ochsenwieshöhe zum Schöberl und weiter zum Carls-Eisfeld, das sie gegen 8 Uhr betraten. Vorbei an zahlreichen Gletscherspalten erreichten sie die Felswand am Fuß des Dachsteingipfels. Die Randkluft des Gletschers erwies sich als gefährliches Hindernis, da auch der Fels auf der anderen Seite vereist war. Sich gegenseitig mit einem Seil sichernd wurde auch diese Hürde überwunden und schließlich die Felsschlucht erreicht, durch welche sie Richtung Gipfel hochstiegen. Dabei wären sie an einer Stelle beinahe gescheitert – siehe Originaltext im Kapitel „Reisen, Forschen, Abenteuer“.

Der Ausblick vom Gipfel ins Tal und die Fernsicht waren überwältigend. Er entdeckte im Gestein zwei Exemplare einer kleinen Ammonitenart, im lagunären Dachsteinkalk ein eher ungewöhnlicher Fund. Ein Irrtum, wie sich später herausstellte; in einer Neupublikation (SIMONY, 1883) des Berichts über die Erstbesteigung war auch nur noch von Schnecken die Rede. SIMONY deutete den Fund aber richtig als Beleg für die „neptunische Entstehung des Dachsteingebirges“, also die Entstehung des Dachsteinkalks aus einer Meeresablagerung.

Er notierte auch genau die Merkmale der Signalstangen, welche die Erstbesteiger auf dem Gipfel hinterlassen hatten, um seine eigene Anwesenheit beweisen zu können, und fertigte eine Kartenskizze des Dachsteinmassivs an.

Wallner hatte inzwischen eine Abstiegsmöglichkeit gegen Westen zum Gosaugletscher erkundet, der sie nun folgten. Der Gosaugletscher erwies sich aber dicht von Spalten durchzogen und unbegebar. So stiegen sie wieder hoch, überquerten den Felskamm, welcher den Dachstein mit dem Hochkreuz verbindet, und betraten erneut das Carls-Eisfeld. Am Abend erreichten sie die Hütten der Wieselpe und am nächsten Tag, den 9. September, Hallstatt.

SIMONYS Bericht bestätigte die Schilderungen von Johann Ramsauer und Franz Linortner, beide aus Kaltenbach bei Bad Ischl, denen bisher nicht geglaubt worden war, dass sie bereits 1841 den Dachsteingipfel von der Hallstätter Seite erreicht hatten.

Im Winter 1842/43 verbrachte dann SIMONY einige Zeit in Hallstatt, um das Gebirge auch im Winter kennen zu lernen. Sein Bericht „Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge“ zeugt von diesem damals abenteuerlichen Unternehmen – siehe dazu den Originaltext im Kapitel „Reisen, Forschen, Abenteuer“.

Gegen alle Bedenken der Einheimischen stiegen er und sein bewährter Bergführer WALLNER zur Wieselpe hoch, wo sie eine der Hütten als Quartier bezogen. Bereits im Dunkel des frühen Morgens begannen sie ihren Aufstieg zum Gletscher, SIMONY beschreibt begeistert einen farbenprächtigen Sonnenaufgang. Kurz vor dem Ziel lösten sie eine Lawine aus, die sie beide mitriss und verschüttete. Zum Glück blieben sie unverletzt und konnten sich aus dem Schnee befreien. Am Gletscher errichteten sie Signalstangen, um bei den nächsten Besuchen die Eisbewegungen erkennen zu können. Sehr eindrucksvoll gestaltet sich das Eindringen in eine Eishöhle unter dem Gletscher. SIMONY wollte ein

allfälliges Schmelzen der Eisunterseite durch die Erdwärme untersuchen. Das in vielen Blau- und Grüntönen leuchtende Eis hält er in einer Skizze und später in einem Aquarell fest, welches Adalbert STIFTER 1845 zu einer Erzählung inspirieren sollte.

Am nächsten Tag nutzten sie das anhaltend schöne Wetter noch zur Besteigung des Zwölferkogels, wo SIMONY ein Panorama des Dachsteingebirges skizziert.

1843

Nach seiner Erstbesteigung des Dachsteingipfels 1842 wollte SIMONY diesen sowohl für seine eigenen Forschungen als auch für andere Besucher durch einen versicherten Steig leichter zugänglich machen. Er hatte sein Ansinnen gemeinsam mit dem Bericht über die abenteuerliche Besteigung an Erzherzog JOHANN gesandt und war damit erfolgreich:

„Der erste Schritt in dieser Richtung war der Bericht über meine erste Ersteigung an den erlauchten Freund und Kenner der österreichischen Alpen, seine kaiserliche Hoheit, Erzherzog JOHANN, welcher mir auch alsbald in Aussicht stellte, die projectirte Anlage eines Steiges nach dem Gipfel durch einen Geldbeitrag zu fördern.“ – SIMONY (1883, im Rückblick).

Auf der Suche nach zusätzlichen Geldmitteln lernte er in Ischl in der Villa Eltz unter anderem Staatskanzler Clemens Wenzel Lothar Fürst von METTERNICH (1773–1859) kennen, der dort seine Sommerurlaube verbrachte:

„Im Frühsommer des Jahres 1843 suchte ich noch andere ständige Sommergäste Ischls, obenan die kaiserlichen Hoheiten, Erzherzog Ludwig und Erzherzog FRANZ CARL, ausserdem den Fürsten METTERNICH und noch einige andere Herren der hohen Aristokratie für das Unternehmen zu interessiren, und so gelang es mir schliesslich, die Summe von 260 Gulden zusammenzubringen, welche es ermöglichte, noch im August desselben Jahres den Steig in Angriff nehmen zu lassen. Sechs wetterfeste Männer, an ihrer Spitze Johann WALLNER, mein Begleiter bei der ersten Besteigung, gingen rasch an die Arbeit. Zuerst wurde das seither verfallene Refugium im Wildkar, Hotel Simony benamset, über dessen Comfort die nach einer von mir gemachten photographischen Aufnahme gezeichnete Vignette dem freundlichen Leser eine annähernde Vorstellung bieten kann, zu einem Unterstandsort der Arbeiter für die Nacht hergerichtet, dann der Steig durch Sprengungen, Einhauen von Kerben, Anbringen von massiven Eisenzapfen und Ringen in der Wand, endlich durch das Einhängen eines zolldicken, über 80 Klafter langen Seiles hergestellt. Die Vollendung des Steiges kündigte ich den hohen Förderern des Unternehmens durch Freudenfeuer an, welche ich bei meinem zweimaligen Uebernachten auf dem Gipfel (16. und 21. September) aufflammen liess.“ – SIMONY (1883, im Rückblick).

SIMONY hatte schon länger mit dem Gedanken gespielt, auf dem Dachsteingipfel auch zu übernachten. Der in Errichtung begriffene versicherte Steig ermöglichte nun den Transport der dazu nötigen Ausrüstung – siehe Originaltext „Zwei Septembernächte auf der hohen Dachsteinspitze“ im Kapitel „Reisen, Forschen, Abenteuer“.

Gemeinsam mit acht Männern und einer Frau, der Sennerin Nanni, brach SIMONY am Nachmittag des 15. Septembers zur Wiesalm auf, wo sie übernachteten. Um 3 Uhr früh machte sich der ganze Tross bei Mondlicht auf den Weg zum Eisfeld und zum Gipfel. Sie mussten erst die Leiter über die Randklüfte und das bereits verlegte Seil aus dem frischen Schnee ausgraben.

Es dauerte dreieinhalb Stunden, bis alle den Gipfel erreichten. Nanni betrat an diesem sonnigen Vormittag des 16. September als erste Frau den Gipfel des Dachstein. *„Zwei glänzende Perlen stahlen sich aus den dunklen Augen hervor und rollten langsam über die sonnengebrannten Wangen; dann jubelte sie unausgesetzt hinab in die sie umringenden Abgründe, daß der Gletscher gähnende Klüfte*

ihre Jauchzer tausendfältig nachhallten.“ So beschreibt SIMONY die Wirkung der überwältigenden Aussicht auf Nannis Gemüt.

In mehrmaligem Auf- und Absteigen wurde dann die ganze Ausrüstung vom Gletscherrand auf den Gipfel geschafft. Nanni und drei Träger kehrten nach Hallstatt zurück, während die anderen fünf Männer an der Fertigstellung des Steiges arbeiteten. WALLNER und THALHAMMER wollten mit SIMONY am Gipfel übernachten, während die Anderen am Abend ins „Hotel Simony“ abstiegen. Ein Holzkohlenfeuer wärmte die Speisen und die drei Abenteurer, es wurde die ganze Nacht hindurch am Brennen gehalten. Die drei bestaunten ehrfürchtig die wechselnden Licht- und Farbstimmungen des schwindenden Tages und zur vereinbarten Stunde entzündete SIMONY das bengalische Feuer am Gipfel. Kurz darauf antworteten sieben Feuer an sieben verschiedenen Punkten im Tal. Die Nacht war sternklar und mondhell, die Temperatur sank bis gegen Morgen auf -0,5 Grad Reaumur. Das zusammengepferrchte Sitzen zwischen seinen zwei schlafenden Begleitern, im Rücken eine kalte Schneewehe, war unbequem und so verbrachte SIMONY die meiste Zeit am Gipfel in Betrachtung der nächtlichen Szenerie.

Das Erwachen des Tages, die farbenprächtige Rückkehr des Lichts, bewegte SIMONY tief: *„Wenigen mochte wohl bis jetzt der nicht gar zu leicht erringende Genuß geworden sein, auf einer fast 10.000 Fuß hohen Bergspitze, die in weitem Umkreise alles beherrscht wie der Dachstein, ich möchte sagen: Die Gottheit selbst bei der Staffelei ihres täglich neu werdenden Werkes zu belauschen, wie sie das Schleiertuch der Nacht vom Bilde abrollt und allmählich mit der Prometheusfackel das Feuer des Lebens entflammt. Ich habe ihn gehabt, diesen Genuß, er schuf mir die schönste, die erhabendste Stunde meines Lebens.“* – SIMONY (1844).

Eine zweite Nacht am Gipfel verbrachte dann SIMONY vom 21. zum 22. September und die sollte sich dramatisch gestalten.

Schon beim Aufbruch verhießen die Wolkenmassen nichts Gutes, eine Schlechtwetterfront kündigte sich an und konnte in den nächsten beiden Tagen zu einem Wettersturz führen. SIMONY beharrte entgegen allen Argumenten seine Begleiter auf seinem Vorhaben. Er bemerkte WALLNERS Gewissensnot, sich zwischen seiner Familie und seiner Bergführerpflicht zu entscheiden, und so erklärte er, diesmal die Nacht alleine am Gipfel verbringen zu wollen; die mitgebrachten Mäntel könne er so alle zu seinem Schutz gegen die Kälte verwenden. Die Männer fügten sich schließlich seinem Entschluss.

„Ein unheimlicher Schauer rieselte über meinen Körper, als ich mich jetzt so plötzlich ganz allein und verlassen auf der fürchterlichen Zinne sah, viele tausend Fuß hoch über der belebten Tiefe ... Die Erhaltung des Feuers machte mir jetzt schon Besorgnisse, da der Wind, der oft in Wirbeln um die Spitze brauste, stoßweise sich so auf das Feuer warf, daß die glühenden Kohlen und Funken nach allen Seiten auseinanderstoben und die vorhandenen Mäntel und die Woldecke hart bedrohten...“

Wolken und Nebel ballten sich rundum zu undurchdringlichen Massen, nur Richtung Ischl war die Sicht weiterhin frei. So entzündete SIMONY gegen neun Uhr den Holzstoß am Gipfel um seine Anwesenheit zu bekunden.

„... Von Viertelstunde zu Viertelstunde wächst indes das grause Stöhnen des tobenden Nordsturmes ... noch fünf unendlich lange Stunden müssen verfließen bis zum ersten Grauen des Morgens ... Dicht ziehe ich den Mantel über meinen Kopf, die Augen schließend und in Ergebung mein bevorstehendes Schicksal erwartend.“

Bald umgaukeln wilde, ängstigende Träume meinen Geist ... wieder schlägt die wachsende Erschöpfung ihre Fesseln um meine Sinne, ein tödlicher Schlaf fängt an mich zu beschleichen, schon fliehen die Gebilde der erlahmenden Phantasie und Bewusstlosigkeit bemächtigt sich meiner, da – schlägt ein Stein mächtig auf meinen Hut und weckt mich aus der gefährlichen Lethargie...“

Ich hütete mich wohl, mich noch einmal dem gefährlichen Schläfe, welcher mit immer mehr verführerischer Behaglichkeit sich meiner bemächtigen wollte, zu überlassen.“ – SIMONY (1844).

SIMONY hielt sich mit Kaffekochen bis zum Morgengrauen wach. Bald nach sieben Uhr tauchten seine beiden Begleiter am Oberrand des Eisfelds auf und antworteten freudig auf seine Rufe. Bis gegen Mittag arbeiteten sie noch an der Fertigstellung des Steiges, dann stiegen sie und SIMONY im einsetzenden Eisregen müde und erschöpft nach Hallstatt ab.

METTERNICH war von SIMONYS Talent und seiner Begeisterung für naturwissenschaftliche Themen beeindruckt, hatte er doch selbst während seines Jus-Studiums in Straßburg 1788-1790 auch Kurse in Naturgeschichte und Physik besucht. Er war in den Prinzipien der Aufklärung in „Ordnung und Klarheit“ fest verwurzelt, glaubte an eine vernunftgemäße Ordnung der Welt und war an einer „Erdbeschreibung“ im weitesten Sinne interessiert. Er hatte unter Anderem Kontakte zum großen Forschungsreisenden Alexander VON HUMBOLDT und zum Geologen Leopold VON BUCH und war durchaus großzügig in der Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen, sobald er von deren politischen Unbedenklichkeit überzeugt war.

Durch sein Mäzenatentum für die Wissenschaft und sein besonderes Interesse an Geologie und Mineralogie war METTERNICH auch mit dem Mineralogen Wilhelm Karl HAIDINGER bekannt, der seit 1841 die Leitung der Mineraliensammlung an der k.k. Hofkammer für Münz- und Bergwesen innehatte. Auf HAIDINGERS Befürwortung gewährte METTERNICH für SIMONYS Arbeiten finanzielle Unterstützung, die beispielsweise für den Sommer 1845 als staatliche „Präsidial-Subvention“ 400 fl. ausmachte. – Nach KADLETZ-SCHÖFFL & KADLETZ (2000).

1844

Die Tiefe der Seen

Im Frühjahr 1844 begann SIMONY mit seinen Tiefenlotungen am Hallstättersee. Als Begründung für diese über Jahre hinweg durchgeführten Messungen führt er später selbst an:

„Das geheimnisvolle Farbdunkel der Gebirgs-Seen, ihre schroffen, nicht selten senkrechten Felsufer, die gewaltigen Alpenhöhen, die sie umstehen, berechtigen zu der Annahme großer Tiefe. Manche dieser düsteren Wassermassen belebt die Sage mit wunderlichen Ungeheuern und lässt sie nicht selten für unergründlich gelten... Zum Theil ist es die thätige Fantasie des Aelplers, die sich stets im Wunderlichen besser gefällt als im Natürlichen, zum Theil sind es oberflächliche Schätzungen oder fehlerhafte, unsichere Messverfahren, welchen jene wirklich oft ins Fabelhafte gehenden Tiefenangaben entspringen.

Von der durchgängigen Unrichtigkeit der letzteren überzeugt, stellte sich der Verfasser vor Allem die Aufgabe, genaue Tiefensondierungen in allen größeren Seebecken vorzunehmen.“ – SIMONY (1850).

Er entwickelte dazu ein eigenes Lotgerät, welches durch die Eigenart seiner Konstruktion den Messfehler durch die Längenänderung der Lotschnur beim Nasswerden und Trocknen vermied und erzielte damit eine bis heute kaum zu verbessernde Genauigkeit. Er bewies dabei auch technisches Verständnis, gepaart mit praktischem Geschick – siehe dazu auch Originaltext im Kapitel „Reisen, Forschen, Abenteuer“.

Nicht nur die Tiefen der Seen waren kaum bekannt, auch die Höhen der Berge waren erst in einem groben Überblick vermessen. So hatte SIMONY bei den meisten seiner Bergtouren einen barometrischen Höhenmesser mit, um das Netz der topographischen Höhenangaben zu erweitern.

Beziehungen zu METTERNICH und STIFTER

In diesem Jahr brachte SIMONY auch eine reiche Sammlung an Fossilien aus den Hallstätter Kalken zusammen und legte eine Schausammlung in Hallstatt an. Er sandte METTERNICH immer wieder Zeichnungen und Fossilien und erhielt im Gegenzug auch privat finanzielle Unterstützung des Fürsten. METTERNICH schätzte den freimütigen, offenen Charakter und so war SIMONY auch ein gerne gesehener Gast in der Villa Metternich in Wien, wo er zeitweise sogar wohnen konnte und in Lederhose und Lodenjoppe ein- und ausging. – Nach PENCK (1889).

METTERNICH war ein leidenschaftlicher Sammler und so stellte SIMONY eine Auswahl der schönsten Objekte aus dem Salzkammergut in der Villa Metternich als kleine Ausstellung zusammen.

Bei der Gelegenheit machte er die Bekanntschaft mit dem acht Jahre älteren, ebenfalls aus Böhmen stammenden Adalbert STIFTER (1805–1868). Dieser war hier als Hauslehrer angestellt und unterrichtete METTERNICHs Sohn Richard in Mathematik und Physik. STIFTER hatte zunächst Jus, dann Mathematik und Naturwissenschaften studiert, das Studium jedoch nicht abgeschlossen. Er versuchte sich als Vorleser und Hauslehrer durchzubringen, so auch bei METTERNICH. Er selbst bezeichnete sich zu dieser Zeit aber als „Landschaftsmaler, der einige kleine Versuche in der Schriftstellerei macht.“ – nach LEHR (1996).

1845

Tiefenlotungen

In diesem Jahr konnte SIMONY am Hallstätter See seine Tiefenmessungen bereits abschließen und eine erste Tiefenschichtenkarte zeichnen. – PENCK (1889).

Ob auch das Manuskript zum „*Panorama des Hallstätter Sees mit einer Projektion seines Wasserbeckens nach 500 Messungen entworfen*“ aus diesem oder einem späteren Jahr stammt, kann nicht eruiert werden, da es zwar signiert ist, aber kein Datum trägt. Die zweiteilige Grafik ist Teil jenes Konvoluts an Zeichnungen, das SIMONY später der Geologischen Reichsanstalt überlies.

Das Panorama zeigt, in einer Ansicht vom Geyereck am Ostufer aus, das Gebirgsrelief in brauner und das Bodenrelief des wasserlosen Hallstätter Sees in schwarzer Farbe. Es demonstriert recht schön SIMONYS Bestreben, die wissenschaftlichen Fakten auch anschaulich darzustellen.

Hallstätter Fossilien

SIMONY brachte auch in diesem Jahr weitere Hallstätter Fossilien nach Wien in die Metternich'sche Sammlung, wie von Franz von HAUER in der Versammlung der Freunde der Naturwissenschaften am 15. Juni des folgenden Jahres (1846) berichtet werden wird.

Besuch STIFTERS bei SIMONY in Hallstatt

Im Sommer 1845 folgte STIFTER gemeinsam mit seiner Frau Amalia der Einladung SIMONYS und besuchte ihn in Hallstatt – siehe dazu den Originaltext im Kapitel „Reisen, Forschen, Abenteuer“.

In einem Brief, den er am 19. August 1871 aus Hallstatt an den Stifter-Biographen Emil KUH schrieb, erinnerte sich SIMONY an die Begegnung:

Beim Eintreten in SIMONYS Arbeitszimmer rief STIFTER, vergnügt in die Hände klatschend: *„Das nenn' ich mir eine Arbeitsstube, wo es unsereinen naturwüchsig anheimelt, da herrscht noch nicht die Tyrannei der ewigaufräumenden Hausfrau“*.

SIMONY beschreibt den Anblick, der sich dem Besucher bot: *„In der That startete meinem Gaste ein wahrhaft chaotisches Wirrniss des buntesten Gelehrten-Stillebens entgegen. Drei Tische bildeten die Hauptstücke der Einrichtung. Auf dem einen derselben hatten sich mitten zwischen getrockneten Pflanzen und Schwersteinen ein paar Bergschuhe nebst Steigeisen eingenistet, während ein*

Tintenzeug sich nicht nur die ungebührliche Nachbarschaft der letzteren, sondern auch noch die brutale Bedrohung durch einen ihm nahegerückten geologischen Hammer gefallen lassen musste. Eine zweite Tafel war mit ganzen Bergen von Petrefacten belastet, ein dritter Tisch mit Landschaftsskizzen, Zeichenrequisiten und Büchern bedeckt. Auf dem Pulte eines an chronischer Verstimmung leidenden Claviers lagen mehrere Hefte Schubert'scher Lieder, an den Wänden hingen Tiefenkarten und Profile des Hallstätter See's, panoramatische Ansichten, Barometer, Thermometer und eine Geige, welche aber nicht mir gehörte. Eine Winde zu Seemessungen verstellte den Weg und die von ihr zum Trocknen abgelassene Messschnur bedeckte in tückisch verschlungenen Ringen mehr als die Hälfte des Zimmerbodens; diverses naturhistorisches Gerümpel nahm ein Guttheil der anderen Hälfte desselben ein.“

Nachhaltige Wirkung sollte dann die Betrachtung von SIMONYS Zeichnungen und Aquarellen auf STIFTER haben. Beim Anblick des Bildes einer Gletscherhöhle, welches SIMONY nach den Eindrücken bei deren Begehung im Dezember 1842 gemalt hatte, erinnerte er sich an das Erlebnis, welches sie gemeinsam am Vortag bei einer Wanderung ins Echerntal hatten.

Nach einem heftigen Unwetter waren ihnen zwei Kinder begegnet, die dem Großvater auf der Wieselpe von der Mutter Essen gebracht hatten und am Rückweg beim Erdbeerensammeln, vom Unwetter überrascht, unter einem Felsvorsprung Schutz gesucht hatten. *„Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdome versetzt gedacht; welch´ ein Gegensatz wäre dies liebliche aufknospende, frisch pulsierende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! ... Vielleicht stehl´ ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht selbst vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen,“* sagte STIFTER und SIMONY ergänzte in seiner Erinnerung: *„Er hat es später auch im ‚Bergkrystall‘ unter die Leute gebracht und so unnachahmlich schön, dass es kein Mensch schöner hätte fertig bringen können.“* – Alle Zitate aus KUH (1872).

STIFTER und SIMONY fühlten eine Seelenverwandtschaft in ihrem Naturverständnis. STIFTER formulierte es einmal so: *„...er ist oft so ähnlich mit mir, das ich meinte, er müsse mir den Gedanken gestohlen haben.“*

STIFTERS späterer Ruhm als Schriftsteller beruht auf den erzählenden Dichtungen, die er in drei großen Sammlungen herausbrachte: „Studien“ (1844-1850), „Bunte Steine“ (1853) mit der besagten Erzählung „Bergkrystall“, die zuerst bereits 1845 unter dem Titel „Der heilige Abend“ erschienen war, und zuletzt „Erzählungen“ (1869). Darin verbindet er Naturschilderungen mit psychologischen Menschendarstellungen.

Eine seiner zwei großen Romandichtungen ist der Erziehungs- und Bildungsroman „Der Nachsommer“. In diesem hat STIFTER (1857) in der Hauptfigur des Forschers Heinrich DRENDORF unverkennbar Friedrich SIMONY verewigt. Auch DRENDORF mietet sich in einem Seeort ein und betreibt geologische und meteorologische Studien und Gletscherforschung.

DRENDORF: *„Wenn eine Geschichte des Nachdenkens und Forschens wert ist, so ist es die Geschichte der Erde, die ahnungsreichste, die reizendste, die es gibt, eine Geschichte, in welcher die der Menschen nur ein Einschiebsel ist, und wer weiß es, welch ein kleines, da sie von anderen Geschichten vielleicht höherer Wesen abgelöset werden kann. Die Quellen zu der Geschichte der Erde bewahrt sie selber wie in einem Schriftengewölbe in ihrem Innern auf, Quellen, die vielleicht in Millionen Urkunden niedergelegt sind, und bei denen es nur darauf ankömmt, dass wir sie lesen lernen, und sie durch Eifer und Rechthaberei nicht verfälschen.“* – STIFTER (1857).

1846**HADINGERS „Berichte“ und SIMONYS „vorgeschichtliche Eiszeit“**

Die von HADINGER geleitete „Mineralogisch-geognostische Centralsammlung“, für welche sich der Begriff „Montanistisches Museum“ eingebürgert hatte, hatte sich nicht zuletzt durch die Kurse für Montanisten zu einem Brennpunkt für naturwissenschaftlich Interessierte entwickelt. – Nach CERNAJSEK (1999).

Der Mangel an geeigneten Publikationsorganen für naturwissenschaftliche Themen veranlasste HADINGER, eine entsprechende Zeitschrift ins Leben zu rufen. Der erste Band dieser „Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien“ erschien Anfang 1847, die Vorarbeiten dazu begannen bereits 1846. So findet sich im besagten ersten Band auch eine mit 28. Mai 1846 datierte Ankündigung HADINGERS für eine zweite Reihe, genannt „Naturwissenschaftliche Abhandlungen“.

Im ersten Band der „Berichte“ schreibt HADINGER am 24. November 1846 im Vorwort:

„Die hier gesammelt erscheinenden Berichte geben den Inhalt einer Reihe von Versammlungen, wie sie sich nach und nach bei mir ausbildeten. Sie wurden von einer derselben, der vom 27. April 1846 angefangen durch meine Vermittlung der k.k. priv. Wiener Zeitung zugesandt, und erregten darin soviel Theilnahme, dass ihre Aufsammlung nun nach einem halben Jahre einer günstigen Aufnahme entgegensehen darf. Den Berichten wurden noch einige andere mit denselben in Verbindung stehende naturwissenschaftliche Aufsätze beigefügt.“ [Gemeint sind mit Letzteren wohl die als „Spezielle Mittheilungen“ übertitelten, längeren Beiträge].

HADINGERS Anmerkung *„Eine ausführlichere Nachricht über die Versammlungen wäre hier noch nicht am rechten Orte“* ist wohl dahingehend zu verstehen, dass die im Zeitschriftentitel genannten „Freunde der Naturwissenschaften“ damals noch kein offiziell genehmigter Verein waren. Vereinsbildungen waren im „Metternich’schen System“ schwer durchzusetzen, da sie stets im Verdacht standen, liberales Gedankengut zu fördern und zu verbreiten und so die monarchische Ordnung zu gefährden. Die Versammlungen der Freunde wurden aber offenbar als unbedenklich gesehen und in den Folgejahren geduldet, zumal ihre „Abhandlungen“ und „Berichte“ auch von METTERNICH selbst als Subscribent finanziell unterstützt wurden.

Friedrich SIMONY war möglicherweise über METTERNICH und HADINGER um das Jahr 1844 zu den Freunden der Naturwissenschaften gestoßen. Er findet sich bereits 1846 unter den Teilnehmern und Berichterstattern der Versammlungen und unter den Subscribenten und Autoren sowohl der ersten „Berichte“ als auch der ersten „Abhandlungen“.

Die folgende chronologische und wissenschaftshistorische Auswertung des Inhaltes der „Berichte“ im Hinblick auf SIMONY gestaltet sich diffizil, da das Erscheinungsjahr des jeweiligen Bandes, das Datum der enthaltenen Sitzungen und die Zeitangaben in den dort gegebenen Berichten oft nicht das gleiche Jahr betreffen – die oben genannten Datumsangaben lassen dies bereits erkennen. Manche Artikel wurden auch zusätzlich in der k.k. Wiener Zeitung mit wiederum eigenem Erscheinungsdatum veröffentlicht, und dies meist noch dazu in Fortsetzungen.

Das Frühjahr 1846 hindurch hielt sich SIMONY offenkundig in Wien auf, da er an sechs Sitzungen zwischen April und Mitte Juni teilnahm. Er berichtete dabei über seine Landschaftsskizzen, die vorgeschichtliche Gletscherausdehnung am Beispiel des Salzkammerguts, über seine Tiefenlotungen am Hallstätter See und über Höhlenbildung im Kalkstein.

In den „Speziellen Mittheilungen“ im ersten Band finden sich zwei bemerkenswerte Beiträge, einer von HADINGER (1847) und einer von SIMONY (1847a):

HADINGER gab eine Übersicht über SIMONYS vorgelegte „physikalische und künstlerische Studien der Oberfläche“ und merkt dazu an:

„Er besitzt einen Atlas von mehr als zweihundert der mannigfaltigsten Darstellungen der Gebirgsformen in den höheren und niedrigeren Niveaux, vorzüglich aus den Umgebungen des Dachsteinstocks, deren Bekanntmachung für künftige Forscher sehr wünschenswert wäre, und der Zweck der gegenwärtigen Zeilen ist es, das Publikum schon vorläufig auf eine aus dem Vorrathe ausgewählte Reihe von Lithographien aufmerksam zu machen, deren Veröffentlichung Simony beabsichtigt.“

Dies dürfte ein erster Hinweis darauf sein, dass SIMONY schon früh ein „Dachsteinwerk“ beabsichtigte, wie er es tatsächlich dann erst im hohen Alter verwirklichen konnte.

SIMONY selbst publizierte die umfangreichere Arbeit „Über die Spuren der vorgeschichtlichen Eiszeit“, die auch in mehreren Fortsetzungen am 3., 5., 9., 13. und 17. Mai in der Wiener Zeitung erschien. Er schreibt darin:

„Noch immer findet die Hypothese, dass einst Europa, oder doch ein großer Theil desselben, vorzüglich das Alpenland, unter großen Gletschermassen begraben lag ... zahlreiche Widersacher. Die Untersuchungen über diesen Gegenstand sind auch noch keineswegs als geschlossen zu betrachten ... im Salzkammergut habe ich auch in jener Beziehung manche Erscheinungen beobachtet, die ... mich endlich ebenfalls zu der nothwendigen Annahme einer einstigen, weitverzweigten und mächtigen Ausdehnung der Gletscher in unseren Alpenländern hinführten.“

Er berichte dann über seine diesbezüglichen Beobachtungen auf den kalkalpinen Karsthochflächen, die „Abrundung der Gebirgsteile“, „Karrenfelder“, „Erratische Trümmer, Moränen“ und „Gletscherschliffe“.

Bemerkenswert aus heutiger Sicht sind seine Überlegungen im Schlusskapitel. Auf seine rhetorische Frage „Welches Klima muss nun aber in unseren Gegenden geherrscht haben, dass die Gletscher die bezeichnete Ausdehnung erlangen konnten?“, gibt er eine überraschende Antwort:

„Wenn wir den Nordpol zu irgend einer Zeit unsern Ländern um 10 Grad (also beiläufig nur um zwei Drittheile der Abweichung des magnetischen vom geographischen Pole) uns genähert denken, so musste damals ... die Linie des sogenannten ewigen Schnees in unseren Alpen um etwa 2500' tiefer als gegenwärtig ... liegen. [Die Gletscher] ... waren also mächtig genug, ... ansehnliche Gletscherströme ... bis in das Niveau des Traunthales hinabsenden zu können.“

Sind wir aber berechtigt, eine solche veränderte Lage des Nordpoles, eine Näherung desselben um 10 Grade gegen unsere Länder anzunehmen? ... Wenn wir das ganze Alter unserer Erde auf einige Jahrtausende beschränken ... wird allerdings eine Veränderung der Polstellung unserer Erde nicht zulässig sein. ... Haben z.B. die astronomischen Beobachtungen der letzten 1000 Jahre keine Veränderung der Polstellung unserer Erde nachgewiesen, so würden dies die Beobachtungen von 10.000 Jahren wahrscheinlich, die Beobachtungen von 100.000 Jahren gewiss thun.“

Ist es nicht denkbar ... dass die Pole unserer Erde in einer fortwährenden unmerklichen, nach einer uns unbekanntem Richtung stattfindenden Rückung, welche durch ausser unserer Beobachtung liegenden Einwirkungen der umgebenden Himmelskörper bestimmt wurde und noch fortwährend bestimmt wird, sich befanden und noch befinden? Ist es nicht denkbar, dass in dem Verlaufe von Millionen Jahren unsere Erdgegend ein- und vielleicht auch schon mehreremahl abwechselnd dem Nordpol und wieder dem Aequator näher stand als gegenwärtig?

... Die Abplattung unseres Planeten kann einer solchen Annahme nicht hinderlich sein, denn die ganze Struktur der Erdrinde, die noch immer Statt findenden vulkanischen Hebungen, die Wellenbewegungen der Erdoberfläche bei jedem größeren Erdbeben geben uns einen hinlänglichen Beweis, dass die starre Hülle unseres Planeten noch Verschiebbarkeit genug besitzt und immer

besitzen wird, um bei veränderlicher Axenstellung die damit bedingte Umgestaltung eingehen können.“

SIMONY hatte offenbar eine Art „mobilistische“ Sicht der Erde. Allerdings darf man aus der „Verschiebbarkeit der starren Hülle“ keinen Mobilismus im Sinne der heutigen Plattentektonik herauslesen. Seinen Worten nach dachte er wohl an eine langsame Verlagerung der Erdmasse gegenüber der Rotationsachse, wodurch immer andere „Erdgegenden“ in Pollage gerieten. Die „Verschiebbarkeit“ sollte besser als „Verformbarkeit“ gelesen werden und betraf die rotationsbedingte Abplattung, die bei Verlagerung der Erdmasse stets auf jene Teile des Erdkörpers einwirken musste, die in Pollage gerieten.

SIMONY im Salzkammergut

Der Sommer 1846 war vor allem der Vermessung der Seebecken von Attersee, Mondsee, Wolfgangsee und Krotensee gewidmet.

Bei jedem dieser Seen wurden mehrere Hundert Tiefenmessungen vorgenommen; bei keinem wurden dabei auch nur annähernd jene großen Tiefen angetroffen, die bisher teils in mündlichen Überlieferungen der Anwohner behauptet, teils sogar in topographischen Karten angegeben waren.

Im Winter 1846/47 ging SIMONY dem Phänomen „warmer Quellen“ am Ufer des Hallstätter Sees nach, ohne jedoch zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen.

HAUERS Ammonitenarbeit über die METTERNICH-Sammlung

1846 wurde auch für die österreichische Paläontologie ein Meilenstein gesetzt. Bereits in den „Berichten“ über die Versammlung am 15. Juni kündigte Franz von HAUER an, dass er die Bearbeitung von Ammoniten aus der Sammlung METTERNICHS abgeschlossen habe, welche SIMONY 1845 für den Fürsten nach Wien gebracht hatte.

HAUER (1822–1899), der mit SIMONY an dessen ersten Alpentour 1840 ins Salzkammergut teilgenommen hatte, war nach seiner Studienzeit (Oktober 1838–März 1843) an der Bergakademie in Schemnitz (heute Banská Štiavnica/SK) nach Wien zurückgekehrt und besuchte hier nach seiner Zuteilung zur Bergverwaltung Eisenerz ab September Vorlesungen HAIDINGERS am Montanistischen Museum. Am 10. Dezember 1844 begann er – erstmalig in Österreich – Vorlesungen über Paläontologie zu halten und am 30. Juli 1846 wurde er zum Assistenten HAIDINGERS ernannt. – TIETZE (1899).

HAUERS Arbeit „Die Cephalopoden des Salzkammergutes aus der Sammlung seiner Durchlaucht des Fürsten von Metternich. Ein Beitrag zur Paläontologie der Alpen.“ markiert den Beginn der österreichischen paläontologischen Forschung. METTERNICH hatte seine Sammlung zur Verfügung gestellt, da er nicht nur passionierter Sammler war, sondern auch an der wissenschaftlichen Beschreibung interessiert war, nicht zuletzt, um seiner Sammlung mehr Reputation zu verleihen. Er finanzierte auch den Druck des Werkes und sandte ein erstes Exemplar dem Montanistischen Museum. Die darauf sichtbare Widmung stammt allerdings aus der Hand Wilhelm HAIDINGERS.

HAUER benannte in seinen Erstbeschreibungen den ob seiner Größe und Schönheit eindrucksvollsten Ammoniten nach seinem Förderer als *Ammonites Metternichi*. Eine kleine Ironie der Geschichte ist es, dass sich im Sammlungsmaterial auch eine Form fand, die der deutsche Paläontologe August VON KLIPPSTEIN bereits als *Ammonites Johannis Austriae* nach METTERNICHS „Erzfeind“ Erzherzog JOHANN benannt hatte. Auch dieser Ammonit ist in HAUERS Arbeit abgebildet und beschrieben. Ob METTERNICH dies bloß mit Fassung oder sogar mit Humor getragen hat, ist nicht bekannt. Es hat HAUERS Karriere jedenfalls nicht geschadet.

RAMSAUER und das Hallstätter Gräberfeld

Ein weiterer Meilenstein, diesmal auf dem Gebiet der Archäologie Österreichs, wurde gegen Ende des Jahres 1846 gesetzt.

Der Hallstätter Bergmeister Johann Georg RAMSAUER (1795–1874) entdeckt mit seinen Arbeitern bei der Schottergewinnung am Hallstätter Salzberg Ende November 1846 verschiedene Metallgegenstände und menschliche Skelette, die sich als Teile einer alte Begräbnisstätte herausstellten. RAMSAUER erkannte die Bedeutung der Funde und dokumentierte minutiös seine Grabungen in den nächsten Jahren durch Zeichnungen und Beschreibungen. – URSTÖGER (2000).

1847

SIMONY begann das Jahr 1847 mit einem Winteraufenthalt auf der Wiesbergalm. Zwischen 9. bis 15. Jänner und 26. Jänner bis 7. Februar führte er meteorologische Beobachtungen auf dem Dachsteinplateau durch. Als Begleiter wählte SIMONY diesmal dazu die Hallstätter Fremdenführer Franz ASCHAUER (vulgo LOIDL) und Josef DANNER. Vier Mal bestieg er in dieser Zeit auch den Dachsteingipfel. Über beide Expeditionen berichtete er schriftlich an HÄIDINGER, der diese Berichte sowohl in den „Berichten“ Band 2 als auch in der Wiener Zeitung veröffentlichte (SIMONY, 1847 b, c):

„Eine Winterwoche auf dem Hallstätter Schneegebirge und Ersteigung der 9492 Wiener Fuss hohen Dachsteinspitze am 14. Jänner 1847.“ (Wiener Zeitung vom 8. Februar 1847).

„Zweiter Winteraufenthalt auf dem Hallstätter Schneegebirge und drei Ersteigungen der hohen Dachsteinspitze (am 29. Jänner, 4. und 6. Februar 1847).“ (Wiener Zeitung vom 11. März 1847, in den „Berichten“ ist fälschlich 8. März genannt).

Im zweiten Bericht findet sich auch erstmalig die Bezeichnung „Dachsteinkalk“ für das Charaktergestein der Karsthochflächen des Salzkammergutes:

*„Loidl machte sich daran mit Hammer und Meissel einige Exemplare jener großen noch unbestimmten zweischaligen Muschel (wahrscheinlich der Gattung Isocardia angehörend), welche die charakteristische Versteinerung des **Dachsteinkalkes** durch mehrere tausend Fuss senkrechter Mächtigkeit bildet und auch die Bänke des hohen Dachsteins bis zum Gipfel hinauf erfüllt, zu gewinnen, was jedoch bei der ausserordentlichen Zerbröckelung und Zerklüftung der ganzen Felsoberfläche dieses argverwüsteten Felsgipfels wenig gelang.“*

Bei den Versammlungen im April war SIMONY wieder in Wien anwesend und berichtete über seine soeben gemachten meteorologischen Beobachtungen und Messungen im Hochgebirgswinter.

Bei seinem Winteraufenthalt in Hallstatt hatte SIMONY offenbar auch RAMSAUERS Funde vom November besichtigen können, legte er doch bereits bei der Versammlung am 28. Mai 1847 erste eigene Zeichnungen der gefundenen Objekte vor.

Im Sommer dürften noch neue Objekte gefunden worden sein, unter anderem eine Bronze- und eine Steinwaffe, die SIMONY gemeinsam mit den davon angefertigten Zeichnungen an METTERNICH sandte. Clemens Freiherr von HÜGEL berichtete darüber in der Versammlung vom 17. September 1847 und legte die Stücke dort auch vor.

Temperaturmessungen an Quellen im Salzkammergut und Beobachtungen an den Dachsteingletschern standen im Sommer am Programm. Ergebnisse dazu finden sich aber erst in Zusammenschau mit entsprechenden Beobachtungen aus dem Jahr 1848 in den „Berichten“, Band 5, 1849.

Vom 18. September bis 6. November hatte sich SIMONY dann im alten, ein Jahr später abgebrannten Schafberghaus einquartiert, um bei der klaren Sicht im Herbst ein Panorama der Schafberg-Aussicht

zu zeichnen. Er widmete es seinem Förderer Erzherzog LUDWIG. – Datumsberichtigung gegenüber PENCK (1896) durch BÖHM (1899; S.8) nach SIMONYS Tagebuchaufzeichnung.

Im Wolfgangsee-Gebiet entdeckte SIMONY einen Dioritgang, in dessen Nachbarschaft die Sedimentgesteine metamorphisiert erscheinen, sowie verglaste dunkelgrüne Sandsteine und bunte Schiefertone. HAUER berichtet in der Versammlung am 14. Jänner 1848 über einen diesbezüglichen Brief SIMONYS an HAIDINGER. Die Verbreitung dieser Gesteine ist auf dem kürzlich entdeckten Manuskript des geologisch kolorierten Schafbergpanoramas eingetragen.

1848

Das Revolutionsjahr brachte Änderungen in ganz Europa. Schon in den beiden vergangenen Jahren hatten Missernten zu Lebensmittelmangel, zu Teuerung und Hungerdemonstrationen geführt. Eine schwere Wirtschaftskrise erfasste Europa. Liberale, nationale und soziale Ideen erhielten überall enormen Zulauf, Bürger forderten politische Mitsprache, die zahlreichen Nationalitäten mehr Selbstbestimmung, Arbeiter und Bauern ein menschenwürdiges Leben. Das „System Metternich“, das die monarchische Ordnung mit allen Mitteln – mit Polizei, Spitzelwesen und Zensur – jahrelang zu erhalten versucht hatte, war zum Feindbild aller Reformbestrebungen geworden.

Im März kam es zur Revolution in Wien, getragen von Bürgern und Studenten. Am Abend des 13. März stürmte eine wütende Volksmenge die Villa Metternich, in der Meinung, der Fürst sei zu Hause. Den Beschwörungen der Dienerschaft, der Fürst sei nicht im Haus, wurde nicht geglaubt, die Villa durchsucht und zum Teil verwüstet. Erst eine unter Trommelwirbel anrückende Gruppe von etwa fünfzig Studenten konnte dem Treiben Einhalt gebieten, da sie von der tobenden Menge für Militär gehalten wurde, worauf die Plünderer flüchteten. Obwohl die Studenten den Sturz METTERNICHS ja gefordert hatten, konnten sie die völlige Verwüstung seiner Villa verhindern. METTERNICH hatte sich derweilen in seiner Wiener Amtswohnung im Staatskanzleigebäude (heute Bundeskanzleramt) aufgehalten. Von den Ereignissen in seiner Villa informiert, begab er sich noch in der Nacht vom 13. auf den 14. März zu befreundeten Adeligen und verließ in den nächsten Tagen mit seiner Gattin Wien. Er wollte sich auf eines seiner Güter in Böhmen zurückziehen. Die Feindseligkeiten, die ihm überall begegneten, ließen ihn aber über mehrere deutsche Städte bis in die Niederlande nach Den Haag und von da weiter nach London flüchten. – Nach BLÜMEL (1885).

Metternich sollte erst nach Beruhigung der Lage im Jahr 1851 wieder nach Wien zurückkehren, wo er jedoch keine öffentlichen Ämter mehr bekleidete. SIMONY und HAIDINGER hielten aber all die Jahre brieflichen Kontakt mit ihm und konnten zwischenzeitlich offenbar auch die Villa Metternich im Bedarfsfalle nutzen.

Selbst an den fernen Gestaden des Hallstättersees schlugen die Wiener Revolutionswogen noch Wellen. Auch hier hatte die Bevölkerung unter der allgemeinen Teuerung zu leiden. Gewalttätigkeiten gegen Müller und Bäcker gefährdeten den sozialen Frieden. Der Leiter des Salzoberamtes in Gmunden, Hofrat PLENTZNER, konnte durch kluge Verhandlungen erreichen, dass der Kaiser Unterstützungsgelder gewährte, wodurch gemeinsam mit steuerlichen und sozialen Zugeständnissen und durch ein neues Lohnsystem die Situation befriedet werden konnte.

Die Märzunruhen in der Hauptstadt führten dazu, dass per Erlass alle Gemeinden über 1000 Einwohnern eine „Nationalgarde“ bilden mussten, was auch Hallstatt mit seinen damals 1600 Bewohnern betraf. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten besonders finanzieller Natur – kaum jemand besaß ein Gewehr, geschweige das Geld um eines zu beschaffen – konnte erst nach „Gewährung einer gnädigen Beyhilfe bey den hohen Ständen“ im August 1848 dem k.k. Kreisamt in Steyr das Bestehen einer Nationalgarde gemeldet werden. Gegen Ende des Jahres 1848 waren bereits 173 Mann dieser Schutztruppe beigetreten. Sie sollte bis in den Juli 1851 bestehen bleiben. – Nach URSTÖGER (2000).

Für das Montanistische Museum sollte das Geschehen im März nicht ohne Folgen bleiben. HAIDINGER schreibt am 26. Juli 1848 im Vorwort zum Band 4 der „Berichte“ (Heft 1-6, Jänner-Juni 1848):

„Der März brachte neue Verhältnisse, für das Erste den naturwissenschaftlichen Studien nicht günstig, wenn man auch auf spätere vortheilhafte Gestaltung für wissenschaftliche Bestrebungen mit Grund rechnen darf.“

In der Versammlung am 17. März berichtet er über die Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, den Entwurf der Statuten, die historische Entwicklung und den Plan für die zukünftigen Tätigkeiten.

Die Bewilligung der Gesellschaft erfolgte endlich am 11. August 1848 – ein Ziel, welches HAIDINGER bereits bei seinem Dienstantritt im Montanistischen Museum im April 1840 vorgeschwebt war. – KADLETZ (1999: 79).

Ein neuerlicher Aufstand im Oktober 1848 führte zur Ermordung des Kriegsministers und zur Belagerung und Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen am 31. Oktober. Kaiser FERDINAND I. verließ Wien Richtung Prag, wo er schließlich am 2. November zugunsten seines Neffen FRANZ JOSEF abdanken sollte. Der Reichstag übersiedelte ins mährische Kroměříž (heute Kroměříž) an der March.

Im November wurde am Reichstag in Kroměříž der Reichstagsabgeordnete Ferdinand Edler von THINNFELD zum Leiter des Ministeriums für Landeskultur und Bergwesen ernannt, welches nach der Niederschlagung der Revolution neu gebildet worden war. Er war Steirer, kam aus dem Kreis um Erzherzog JOHANN und war im Montanwesen bewandert. Außerdem war er der Schwager von Wilhelm HAIDINGER und damit auch sehr persönlich über die Aktivitäten des Montanistischen Museums informiert. Die Errichtung eines staatlichen geologischen Dienstes – wie in England – war ihm von Beginn seiner Amtszeit an ein Anliegen.

Die Märzrevolution hatte auch einschneidende Auswirkungen auf SIMONY.

Durch die Flucht METTERNICHS im März verlor er seinen wichtigsten Gönner und Finanzier. Rückblickend bezieht sich ein im Februar 1849 in Klagenfurt verfasster Brief SIMONYS an Adalbert STIFTER darauf:

"Wollte ich meine Lebensgeschichte vom 13. März 1848 an zu datieren anfangen, wie das die echten Patrioten vorschreiben, so müßte ich mit einer gar traurigen Epistel beginnen. Seit jenen ersten Tagen des Heils habe ich gar viel gelitten, moralisch mehr noch als physisch; der kolossale Sturz eines Mannes [gemeint ist Metternich], den ich so innig verehren gezwungen worden bin, das Schicksal seiner Familie, die ich im Ganzen liebgewonnen hatte, das Untergehen von Männern, deren Persönlichkeiten ich achtete, das waren Erinnerungen, die mich wie Schreckgespenster einer Fiebernacht mondenlang verfolgten und peinigten. Dann erst tauchte noch die Frage um meine eigene Existenz auf und je weiter hinaus ich blickte, desto trostloser wurde die Aussicht. Da kam an mich der Ruf nach Kärnten, ein Naturhistorisches Museum in Klagenfurt einzurichten und zu organisieren und so bin ich denn seit Oktober wohlinstallierter Kustos und Dirigent einer Anstalt, welche, unter mir ins Leben getreten, sich rasch zu einer Wirksamkeit entwickelt, die dem Institut eine gute Zukunft bereiten dürfte. Soll es in Zukunft mit der Wissenschaft bergab gehen bei den Menschen, dann hat für mich das Leben keinen Pfennig Wert mehr." – KLEMUN (1992).

Bereits im Jänner 1847 hatte sich in Kärnten ein eigenes "Komitee zur Konstituierung des Kärntnerischen Naturhistorischen Museums" innerhalb der Landwirtschaftsgesellschaft organisiert. Unter den Komitee-Mitgliedern waren Dr. Johann BURGER (Kanzler der Ackerbaugesellschaft), Friedrich KOKEIL (Taxamtsoffizial), Meinrad Thaurer von GALLENSTEIN (Benediktiner und Gymnasialprofessor) sowie Franz von ROSTHORN (Eisenfabrikant, Montanist und Absolvent der Bergakademie

Schemnitz); letzterer hatte auch einen Kurs bei HADINGER am Montanistischen Museum besucht. Einige Komiteemitglieder widmeten Teile ihrer privaten Sammlungen zur Grundausstattung des neuen Museums. Graf Gustav EGGER stellte sein umfangreiches Kabinett zur Verfügung und Kustos Heinrich FREYER vom Laibacher Museum wurde vorübergehend zur fachgerechten Übersiedlung dieser Sammlung engagiert. – Nach KLEMUN (1998: 38 ff.).

Für den seltenen und daher begehrten Posten als Museumskustos gab es mehrere Interessenten, darunter auch den Schweizer Geologen Adolph VON MORLOT, Absolvent der Bergakademie Freiberg, der seit März 1846 als Vereinskommisär im „geognostisch-montanistischen Verein für Innerösterreich und das Land ob der Enns“ in Graz angestellt war. MORLOT hatte auch an Kursen am Montanistischen Museum in Wien teilgenommen und war HADINGER daher bestens bekannt, hatten sie doch auch gemeinsam am „Dolomitproblem“ experimentell gearbeitet. Dennoch empfahl HADINGER für die Stelle des Kustos in Klagenfurt SIMONY.

SIMONY wurde in Kärnten wohlwollend aufgenommen. So schrieb das Museums-Komiteemitglied Friedrich KOKEIL im Juni 1848 an Heinrich FREYER:

"In der letzten Monats-Sitzung am 8ten Juni 1848 kam das Museum zur ernsten und letzten Debatte: Simony war schon einige Tage hier, verrät Talent für das gesamte Naturreich, ist ein braver Mineralog, Geognost, ein nicht unwissender Botaniker, ein sehr schwacher Zoolog, doch dürfte sich sein Talent auch hierinn Bahn brechen, wenn er einmal beim Fache bleiben könnte. Über diesen wurde nun abgestimmt, ihn provisorisch für 1 Jahr mit 300 f. aufzunehmen, daß er besonders die Mineralien in eine Ordnung bringen und den Kathalog für Hrn. Grafen Egger entwerfe, da ohne ein fortwährend dabei beschäftigtes Individuum nichts geschehen wird, weil Jedermann vom Fache mit eigenen Geschäften hinreichend überladen ist und sich nicht ganz ununterbrochen diesem Gegenstand zu widmen im Stande ist." – KLEMUN (1992).

Tatsächlich wurde Simony ab Mai 1848 provisorisch und ab 24. Oktober 1848 definitiv mit einem Jahresgehalt von 500 Gulden als Kustos am Museum in Klagenfurt angestellt, wie aus einem offiziellen Schreiben der „Landwirtschaftsgesellschaft zu Kärnten“ vom 6. 1. 1849 hervorgeht. – Nach KLEMUN (1992).

In der Zeit seines Provisoriums versuchte SIMONY zwischen 17. Mai und Ende Juni 1848 seine neue Kärntner Umgebung durch Exkursionen näher kennen zu lernen. Er sammelte dabei meteorologische Daten, geologische Beobachtungen, Landschaftsskizzen und Profile und verglich die Temperaturverhältnisse auf verschiedenen Höhen und zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten.

Inzwischen hatten sich unter den Museumsbetreibern Differenzen ergeben. KOKEIL befürchtete eine Benachteiligung der Zoologie und schrieb am 13. Juni an FREYER:

„... Simony könne erst im August seinen Dienst antreten (de facto erst im October!) ...so wurde demnach dem Dr. Burger, der das Maul am vollsten nahm ... übergeben, gleich war Gallenstein da mit Kathalogen und Schlüsseln, und nun ist das Kabinett in den Händen, welche es ganz gelehrt angreifen wollen ...Ich will vom ganzen Gaukelspiel nichts mehr wissen und mich einmengen, da man guten Rath verschmäht und selbst gelehrt seyn will. ...Vom Simony allein hängt es noch ab, wenn der sich die Sache angelegen seyn läßt, allein auf diesen rechne ich nicht viel, findet er etwas besseres so geht er uns jede Stunde davon, und läßt alles liegen.“ – KLEMUN (1992).

Es machten sich also bei Manchen schon früh Zweifel bemerkbar, ob SIMONY auf Dauer in Klagenfurt bleiben würde. Dies schien nicht unbegründet, da SIMONY sich in seinem Vertrag ausbedungen hatte, nach seinen ersten Kärntner Exkursionen über den Sommer nochmals ins Salzkammergut zurückkehren zu dürfen. Er wollte im Besonderen das zu dieser Zeit merklich vorrückende Karlseisfeld beobachten. Er nutzte die Zeit auch für weitere Seelotungen und die Aufnahme der

Profile des Grundl- und Toplitzsees, Quelltemperatur-Messungen, geologische Untersuchungen und Zeichnung einiger von RAMSAUER freigelegter Grabbeigaben der „keltischen Leichenstätte“.

Den Winter 1848/49 über war SIMONY mit der Einrichtung des Klagenfurter Museums beschäftigt. Da das Museum bereits im nächsten Jahr öffnen sollte und er mit Jahresbeginn Vorträge über Geologie halten wollte, bereitete ihm die Lückenhaftigkeit der Klagenfurter Sammlung Kopfzerbrechen. Er versuchte alte Kontakte diesbezüglich zu nutzen um Doubletten-Material aus anderen Sammlungen zu erbitten. So schrieb er unter anderem beispielsweise am 4. Dezember 1848 ans Montanistische Museum in Wien, an Wilhelm HAIDINGER:

„Die lebhafteste Theilnahme, welche Sie für den Plan der kärnthn. Ackerbaugesellschaft ein naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt zu gründen, geäußert haben, legt mir die angenehme Verpflichtung auf, Ihnen die nunmehrige Ausführung desselben mitzutheilen.

... Des Herrn Grafen Gustav v. Egger großmüthiges Geschenk, eine bedeutende zoologische und mineralogische Sammlung, mehrere Beiträge an Mineralien und Versteinerungen von anderen Freunden der Naturwissenschaften, und endlich die ansehnlichen Geld-Subskriptionen vieler Mitglieder der Ackerbaugesellschaft haben es möglich gemacht, daß mit dem Anfange des nächsten Jahres das Museum bereits eröffnet werden kann. Doch trotz der beträchtlichen Geschenke an wissenschaftlichem Material zeigen sich beim Ordnen und Aufstellen der Gegenstände manche Abtheilungen höchst lückenhaft, und dem Zwecke, ein systematisches nutzenbringendes Studium der einzelnen naturhistorischen Zweige möglich zu machen, noch gar nicht entsprechend. Diese Mangelhaftigkeit giebt sich vor allem in der geologischen Abtheilung kund, und ist mir um so fühlbarer, da ich mit dem Neujahr gerne Vorträge über Geologie, für welche sich ein zahlreiches Publikum zu interessieren scheint, beginnen möchte. In der geognostischen Sektion fehlen die vulkanischen Gebilde fast gänzlich, in der palaeontologischen ist die Trias-, Jura- u. Kreidegruppe nur schwach, aus der Molasseformation bloß die Wiener Muschelschichten repräsentirt, Versteinerungen der älteren Systeme – Grauwacke, Steinkohle, Zechstein, so wie Säugethierreste der Molasse – des Diluviums fehlen gänzlich. In dieser wissenschaftlichen Noth wende ich mich nun an Sie hochverehrter Herr Bergrath, als Vorstand des k.k. mont. Museums, in welchem so reiches naturhistorisches Material aus allen Gegenden des Kaiserstaates zusammenfließt und erlaube mir, im Namen aller Mitglieder der Ackerbaugesellschaft die Bitte, das kaum erstandene jugendliche Institut zum Wohle aller wißbegierigen Kärnthner mit den am meisten wünschenswerthen Doubletten aus dem Vorrathe des k.k. Montan-Museums gütigst zu betheilen. Wenn es unserer sich erst entwickelnden Anstalt gegenwärtig noch nicht möglich ist, alsogleichen Umtausch anzubiethen, so ist doch zu erwarten, daß dieselbe früher oder später theils durch die sicher zu erwartenden Zusendungen der Herren Bergbeamten und Gewerken der Provinz, theils durch die bei den künftigen naturwissenschaftlichen Bereisungen Kärnthens gemachten Sammlungen in den Stand gesetzt sein wird, das vom k.k. Montan-Museum gütigst Mitgetheilte durch Gegensendungen auszugleichen.

Indem ich die Hoffnung einer gütigen Gewährung meines Ansuchens auszusprechen wage, zeichne ich mich hochachtungsvoll

Euer Wohlgeboren innigst ergebener Fr. Simony Custos.“

Ein vergleichbares Schreiben richtete er am 14. Dezember an August Emanuel REUSS, Arzt in Bilin (heute Bilina/CZ), ab 1849 Professor für Mineralogie an der Universität Prag. Er ersuchte ihn um Versteinerungen aus der böhmischen Kreide gegen einen späteren Tausch mit Fossilien aus dem Salzkammergut. – Beide Schreiben in KLEMUN (1993).

1849

Am Hallstätter Salzberg nahm SIMONY an der Öffnung des Grabes Nr. 132 teil.

SIMONYS 1847 aufgenommenes Schafberg-Panorama ging 1849 in die Druckvorbereitung. HAIDINGER zeigte den Freunden der Naturwissenschaften in Wien in der Versammlung vom 3. August das erste Blatt des insgesamt 6 Blätter umfassenden Panoramas und erwähnte erstmals die Absicht SIMONYS, auch eine geologisch kolorierte Fassung des Panoramas zu erstellen. – HAIDINGER (1850a).

Den Sommer 1849 verbrachte SIMONY wie ausbedungen wieder im Salzkammergut. Vier Wochen im Juni finanzierte Erzherzog LUDWIG. SIMONY widmete sich hauptsächlich der Erforschung der Wärmeverhältnisse in den oberösterreichischen Seen, wobei er am 2. September den Einfluss eines Sturmes auf die Wärmeschichtung im Attersee erfassen konnte. Im Wesentlichen ging es ihm aber um einen Abschluss seiner Gletscherbeobachtungen am Dachstein.

Die Absenz vom Klagenfurter Museum ließ sich dadurch rechtfertigen, dass er die Salzkammergut-Unternehmungen auch zur Vervollständigung der Sammlungen durch Beschaffung der dringend nötigen Sammlungsobjekte im Bereich Geologie und Paläontologie nutzen wollte.

Simonys Hallstatt-Aufenthalt im Juni 1849 bereicherte auch tatsächlich das Museum um „250 Stück Gesteinsarten der Muschelkalk, Lias, Jura und Kreidegruppe, welche bisher gar nicht repräsentiert waren, und etwa doppelt so viele Stücke Petrefacten derselben Formationsreihen zur unmittelbaren Aufstellung und zum Handgebrauche, ... 1200 Stück Doubletten, welche zum Theil ein willkommenes Tauschmaterial bilden werden.“ – KLEMUN (1992).

Dass die schon im Vorjahr aufgekommenen Zweifel an seinem Bleiben in Klagenfurt nicht ganz unbegründet waren, zeigt ein recht freimütiger Brief SIMONYS aus Hallstatt, vom 17. Oktober 1849, an den Mitbegründer des Klagenfurter Museums, Franz VON ROSTHORN:

Euer Hochwohlgeboren!

Ich erlaube mir, Ihnen anzuzeigen, daß am 15. d(es) M(onats) die Hälfte der Sammlung in fünf Kisten gepakt(!), von hier abgeschickt wurde und zwischen dem 20. und 24. d(es) M(onats) in Klagenfurt eintreffen wird. Diese Sendung enthält die Cephalopoden nebst einigen anderen gemischten Petrefakten. Die zweite Hälfte packe ich so eben ein, sie wird ebenfalls 5-6 Kisten in Anspruch nehmen. Dazu gehören endlich noch: 1 Kiste der Gosauer Korallen, welche gegenwärtig Dr. Reuss in Bilin zur Beschreibung geliehen hat und 1 Kiste mit Ammoniten, Terebr. etc. welche sich noch in der Hand Hauers in Wien befinden und ebenfalls erst bestimmt u. gezeichnet werden sollen. Ich hoffe, daß auch die letzten beiden Kisten bald in Ihren Händen sein werden. Daß ich die Sammlung nicht schon früher an Sie abschickte, hat seinen Grund darin, weil ich dieselbe noch früher einigen hohen Personen, welche mir in nächster Zukunft durch ihren Einfluß sehr nützlich werden könnenn, zeigen wollte.

Uiberhaupt kam im Verlaufe der letzten zwei Monate, welche ich zum Theil zur Bereisung Oberkärntens bestimmt hatte, manches anders, als ich gedacht, wodurch ich bestimmt wurde, meine Urlaubszeit anders zu verwenden, als anfangs im Plane lag. Allerlei Anzeichen auf dem politischen Horizont haben meine Hoffnungen, daß sich in Klagenfurt meine Stellung bald so verbessern werde, daß ich ein angemessenes Auskommen finde, bedeutend getrübt. Zur Verbesserung meines Gehaltes als Kustos ist nur schlechte, zur Erlangung einer Professur keine Aussicht.

Wäre ich um zehn Jahre jünger, so könnte ich mich auf das Abwarten verstehen, in meinem Alter geht das aber nicht mehr. So muß ich darauf bedacht sein, jenen Weg einzuschlagen, der am sichersten und zugleich am schnellsten zum Ziele führt, damit ich noch die Spanne Zeit, für welche mir physische und geistige Kraft ungeschmälert zu Gebote stehen, möglichst gut verwerthen

kann. Ob das letztere geschieht, wenn ich die eine Hälfte meiner Zeit für einige hundert Gulden verkaufe, um in einem erst werdenden Museum zu hantieren, die übrig bleibende zweite Hälfte für die Arbeiten und das Studium, welche eine mir etwa in der Zukunft zufallende Professur, erfordern, verwende, darüber mögen Sie selbst entscheiden. So viel ist gewiß, daß ich gerade von der Richtung, in welcher ich wirklich etwas Tüchtiges zu leisten im Stande bin, am meisten, auf diese Weise abgelenkt würde. Ich habe in dem letztverflossenen Jahre die Erfahrung schon gemacht, wie wenig Zeit mir für die Lösung der Aufgabe, zu welcher ich mich seit 5 Jahren unablässig vorbereitet habe, bleibt, wenn ich ohne Zuhilfenahme fremder Arbeitskräfte, nur im Museum das fertig bringen will, was geschehen muß. Es ging mir halt wie den meisten Menschen, die auch nicht im ersten Augenblick schon vollkommen das Terrain der Zukunft überschauen können.

Jetzt kann ichs freilich besser thun, wie vor einem Jahr und suche mich nun darnach einzurichten: Im Verlaufe der letzten zwei Monate boten sich mir zahlreiche Gelegenheiten dar, hier in Ischl nicht nur meine alten Protektionen aufzufrischen sondern auch, mir neue Freunde zu gewinnen. Diese Gelegenheiten durfte ich nicht versäumen, wollte ich nicht meine Zukunft vielleicht ganz verpfuschen. Jetzt habe ich die sichere Aussicht gewonnen, in Zukunft nicht nur alljährlich ausgedehnte Reisen machen, sondern auch die Resultate derselben in der Weise ausarbeiten und veröffentlichen zu können, wie ich es von jeher wünschte. Damit ist erreicht, was ich seit Jahren wollte. Hoffentlich wird sich dieß mit meiner Kustosstelle in Klagenfurter Museum verbinden lassen, da ich wohl von anderer Seite so gestellt sein werde, daß ich eine Verbesserung meines Kustosgehaltes nicht mehr benöthige, und so vielleicht neben mir noch ein Kustos-Substitut besoldet werden kann, welcher mich während meiner Abwesenheit vertritt. Daß ich meinen Verband mit dem Kärntner Museum nicht gerne aufgeben möchte, hat seine Ursache darin, weil ich alles aber doch wenigstens den größern Theil des in Zukunft von mir gesammelten Materials gerne in Klagenfurt aufstapeln möchte, damit alles was ich zusammengebracht, in einem Orte vereinigt bleibt. Bin ich nicht mehr Kustos des Klagenfurter Museums so muß ich alles nach Wien wandern und geht in der Charybdis verloren.

Ich habe nun das Material für ein abgeschlossenes Werk „das Salzkammergut mit seinen nächsten Umgebungen“ in den letzten 6 Wochen vollständig zusammengebracht und hoffe mit der Ausarbeitung desselben bis Ende April nächsten Jahres fertig zu sein. Das fertige Manuskript dieses Werkes ist die Bedingung zur Erfüllung meines Gesuches. So ist denn für heuer noch die Bereisung Kärntens in den Hintergrund getreten, damit aber nicht aufgehoben, denn im nächsten Jahr geschieht sie umso sicherer und mit ausgedehnteren Mitteln, als wie heuer zu Gebote gestanden sind. Uibrigens ist auch das Klagenfurter Museum jetzt nicht leer ausgegangen. Drei Kisten gehen an das Mont. Museum in Wien mit dem Antrag zum Gegentausch, 4 Kisten in 8 Tagen nach Klagenfurt wieder ab, darunter wieder viel Neues und schönes.

Schließlich bitte ich Euer Hochwohlgeboren, mir gütigst mit nächster Gelegenheit wieder 100 F.CM auf Abschlag unseres Kaufvertrages brieflich zuzusenden, da ich noch vor meiner Abreise nach Klagenfurt, hier in Hallstatt gerne eine alte Schuld liquidiren möchte. Am 26. u. 27. d. M. längstens reise ich von hier ab, ich bitte daher höflichst, die Geldsendung nach Möglichkeit zu beschleunigen, damit meine Abreise keine Verzögerung erleide. Ich erhalte den Brief am sichersten unter der Adresse Friedr. Simony Aussee in Steyermark. post. rest. Ich bitte die Aufgabe gegen Retour-Recepisse zu machen.

Hochachtungsvoll verharrend,
Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
Fr. Simony

– KLEMUN (1993)

Während SIMONYS Abwesenheit schienen sich die Differenzen in Klagenfurt zugespitzt zu haben. So schrieb SIMONY am 29. Oktober 1849 aus Ischl an Leodegar CANAVAL, den Schwiegersohn ROSTHORNS, der SIMONY während seiner Abwesenheiten vertrat:

Lieber Freund!

Ein Brief von Morlot, den ich heute erhielt, hat mich vollständig über die Ansichten aufgeklärt, die sich während meiner Abwesenheit über mich in Klagenfurt gebildet haben.

Dieselben haben einen solchen Charakter gewonnen, daß ich es mit meiner Anschauungsweise nicht vereinigen werde können, länger meine Stelle zu behalten. Ich schrieb so eben Burger u. erwarte von ihm einige Aufschlüsse. Danach werde ich mich richten. Ich war schon zur Abreise gerüstet, da kam Dein und Morlots Schreiben. Aus dem Deinigen ersehe ich, daß der Privatkurs zu Stande kommt, was ich nicht mehr erwartet habe. Sollte es auch zu einem alsogleichen Austritt von meiner Stelle kommen, so kannst Du darauf rechnen, daß ich die Stunden für den Unterricht in der Naturgeschichte, auch wenn ich nicht mehr Kustos bin, so lange versehen werde, bis ich ersetzt bin. Ich erwarte von Burger noch einen Brief. Nach diesem werde ich meine Anstalten treffen. Im ungünstigsten Fall erhält dann die Direktion von mir das schriftliche Ansuchen um Entlassung, während ich gleichzeitig nach Wien ein bereits fertiges Memoire abschicke, was mir für die Zukunft Bahn brechen soll. Den 9. November bin ich über allen Verhältnissen in Klagenfurt. Von diesem Tage an kannst Du auf meine Mitwirkung in dem Privatlehrcurs, auch wenn jener nur ein vorübergehender sein sollte, rechnen. Ich hoffe es wird bald meine Stelle ersetzt sein. Mein künftiger Weg ist dann der der Kunst im Verband mit der Wissenschaft. Gehe gleich nach Erhalt dieser Zeilen zu Dr. Burger, dort wirst Du das Weitere erfahren. Es ist die Zeit zu kurz, um Dir mehr zu schreiben. Adieu

Dein Freund Simony

– KLEMUN (1993)

Was enthielt der eingangs genannte Brief MORLOTS, dass SIMONY gar an Kündigung dachte? MORLOT schrieb an SIMONY:

"Es ist traurig aber es erweist sich mit immer größerer Bestimmtheit, dass der Kustos [gemeint ist Simony selbst] ein ganz bornirter Mensch & dazu noch ein rechter Esel ist, er ist zu wissenschaftlichen Zwecken unbrauchbar, ist ein Aufschneider Gelehrthuer, dabei aber grundfaul, mag gar nicht ernstes anfassen & spielt nur mit Foraminiferen suchen & Sammeln, will alles besser Wissen als andere, kritisiert was er gar nicht versteht und ist den verschiedensten Personen hier schon gründlich zuwider geworden. Er klagt z. B. über Langeweile hier. Der & R. [gemeint ist wohl Rosthorn] passen gut zusammen. Auch ist er nicht ohne Falsch. Die Dummheit, die er oft in einzelnen Aufsätzen & Meinungsäußerungen kund gibt übersteigt alle Begriffe." – KLEMUN (1993).

MORLOTS ungewöhnlich heftige Ausfälle könnten in der Enttäuschung begründet sein, dass er den angestrebten Posten als Kustos nicht erhalten hatte. Dass aber ausgerechnet er SIMONY Falschheit vorwirft, erscheint besonders perfide, hatte doch er selbst noch in der Versammlung der Freunde der Naturwissenschaften am 16. Februar desselben Jahres lobend von „...der glücklichen Wahl des Custos in der Person des Herrn Simony“ gesprochen, „...der an den Versammlungen der Freunde der Naturwissenschaften früher Theil nahm und nun durch Anwendung des hier Gelernten das Werk des Meisters preist.“ – MORLOT (1849).

Obwohl es zu der in Aussicht genommenen Kündigung nicht kam, hatte SIMONY, nach den Andeutungen in den Briefen an ROSTHORN und CANAVAL im Oktober 1849 zu schließen, neben der Kustosstelle in Klagenfurt bereits eine andere Option im Auge. Er wusste offenbar durch seine Verbindung zum Montanistischen Museum und zu HAIDINGER über die Bestrebungen in Wien Bescheid, eine staatliche geologische Institution zu schaffen, Bestrebungen welche seit August ein konkretes Stadium erreicht hatten. Er dachte aber zum damaligen Zeitpunkt offenbar noch, für beide Institutionen gleichzeitig

arbeiten zu können und während seiner Abwesenheiten in Klagenfurt einen Vertreter einzustellen, siehe obigen Brief an ROSTHORN.

Am 27. Juli 1849 hatte HAIDINGER bei Minister THINNFELD die Ernennung Franz von HAUERS zum Professor für Geologie beantragte. HAUERS Vertrag mit dem Montanistischen Museum lief in Kürze aus und HAIDINGER wollte seinem geschätzten Mitarbeiter eine angemessene Stellung verschaffen.

Der Minister antwortete in einem Schreiben vom 24. August, dass er anderes, nämlich die Schaffung eines geologischen Staatsinstitutes plane, welches unbedingt in die Hände des Montanistischen Museums gelegt werden solle. Er forderte HAIDINGER auf, einen genauen Organisationsplan mit Personal und voraussichtlichen Kosten zu erstellen.

Am 22. Oktober verfasste dann THINNFELD ein Schreiben an Kaiser FRANZ JOSEF I., in dem er Nutzen und Notwendigkeit einer solchen Institution für den Staat darlegte. Bereits am 15. November 1849 genehmigte der Kaiser per Erlass die Gründung der Geologischen Reichsanstalt. Zwei Wochen später wurde HAIDINGER durch ein Schreiben des Ministers zum Direktor ernannt, die Geologen Franz VON HAUER und Johann CZIJEK zu Bergräten befördert und gemeinsam mit drei weiteren Geologen angestellt. Sammlungen, Bibliothek und vorerst auch die Räumlichkeiten wurden vom Montanistischen Museum übernommen, welches damit in der Reichsanstalt aufging. Die bisherigen Kurse für Montanisten wurden den Universitäten und Bergakademien übertragen. – Nach BACHL-HOFMANN (1999), CERNAJSEK (1999).

1850

Nachdem sich die Wogen in Kärnten offenbar wieder etwas geglättet hatten, führte SIMONY im Winter 1849/50 am zugefrorenen Wörthersee Tiefenlotungen durch, aus denen er – wie bei den Salzkammergutseen – eine Tiefenkarte erstellte.

Dies sollte allerdings seine letzte Kärntner Arbeit bleiben.

In der Planung HAIDINGERS für die ersten Aktivitäten der Geologischen Reichsanstalt im Sommer 1850 nahm SIMONY eine wichtige Stellung ein. Um die geologische Aufnahme eines so riesigen Gebietes wie die österreichische Monarchie möglichst rationell zu organisieren, wollte er vorerst anstatt flächiger Kartierung eine Serie von Durchschnitten („Sectionen“) ausgewählter Gebiete erforschen lassen, um die Beziehungen der wichtigsten Gesteine zueinander besser zu erfassen.

Als „Section Nr. V.“ wurde der Gebietsstreifen von der Donau bei Engelhartzell über das Alpenvorland mit den Kohlrevieren bei Wolfsegg und durch das Salzkammergut, von Gmunden durch das Trauntal bis auf das Dachsteinmassiv festgelegt.

„Man darf wohl nur Herrn Friedrich SIMONY's Namen nennen, um die Zweckmäßigkeit zu erkennen, wenn er die Durchschnitte durch das Salzkammergut untersucht. Er wird im Interesse des Ganzen dasjenige vollenden, wozu ihn seit Jahren seine Neigung trieb.“ – HAIDINGER (1850b: 176 f.).

SIMONY ließ sich als Kustos in Klagenfurt beurlauben um während des Jahres 1850 als „zeitlicher Geologe“ und Chefgeologe der Section V für die k.k. Reichsanstalt zu arbeiten. Leodegar CANAVAL sollte ihn während seiner Abwesenheit vertreten. In Klagenfurt stieß dies verständlicherweise auf wenig Begeisterung, wie ein neuerlicher Brief KOKEILS an FREYER am 6. Februar 1850 erkennen lässt:

"Du willst wissen wie es mit dem hiesigen Museum steht, darüber kann ich nur erwiedern nicht schlecht, denn der Simoni ist ein Universal Genie, nur kein Custos, da für ihn der Winter zu kalt, der Sommer zu warm ist, um zwischen 4 Mauern zu weilen. Das ganze Verdienst sind Vorlesungen die theils von ihm theils vom hierweilenden Chemiker Cannaval(!) und zum Theil von Görgey, dem fabel-

haften Insurgenten Führer Ungarns, gegeben werden und bis Ende May dauern werden. Simony geht schon am 12. April fort dem Rufe des Ministeriums folgend die Oberösterreichischen Gebirgs-Formationen zu erforschen, ob er rückkehren wird, bezweifle ich, da er dadurch vielleicht sich eine bessere Stellung für die Zukunft erwirbt, bleibt er im Herbstesse ungedient hier, so ist dem Lande wie dem Museum durch seine Person wenig gedient, das er seine im Sommer gemachten Erfahrungen ausarbeiten wird, mithin des Landes Brodt genießt, und anderen Provinzen dient, es geschieht ja gegenwärtig schon vieles auf diese Weise.

... wer soll sich solcher Sachen annehmen der Custos?- er hat nicht Zeit, er muß ja Vor- und Nachmittags Stunden geben, und dann trachten, seine Zeichnungen von Alterthümern, Landschaften, geognostischen Karten etc. zu Ende zu bringen. Nehme Dir ein Beispiel daran, wie leicht es ist einen Custos vorzustellen, und wie wenig er beaufsichtigt und regirt wird." – KLEMUN (1992).

Tätigkeiten 1850 als Chefgeologe der Section V.

SIMONY reiste im April 1850 nach Wien, um in der Geologischen Reichsanstalt an der **3. Sitzung am 30. April** teilzunehmen, wie dem entsprechenden Jahrbuch der Geol. Reichsanstalt zu entnehmen ist.

Bergrat CZUZEK berichtete dort über die Ausrüstung, welche den Geologen für die Bereisung zugeteilt wird. An Karten erhält jede Section zur Übersicht die betreffenden Blätter der k.k. Generalstabs-Spezialkarten im Maßstabe von 2000 Klaftern auf einen Zoll, zu den eigentlichen Aufnahmen werden Kopien der Militäraufnahmen von 400 Klaftern auf den Zoll benützt. Die Durchschnitte sind bereits auf eigens vorgedrucktem Papier entworfen, welches mittels feinen Linien in Quadratvolle und Linien geteilt ist, im Maße von 200 Klaftern auf einen Zoll.

An Mess-Instrumenten empfängt jede Section zwei Heber-Barometer, Taschenkompass, Kompass mit Fernrohr, Gradbogen und Zulegplatte kombiniert und Stativ zur selbständigen und auf Grundlage der Katastraltriangulierung vorzunehmenden Höhenmessungen, Psychrometer, Thermometer zur Quellmessung, Camera obscura zur genauen Konturzeichnung der Gebirge, Fernrohr für unzugängliche Partien und Zeichenrequisiten aller Art.

Die Werkzeuge bestehen in Hämmern verschiedener Größen, Stock mit einem Erdbohrer u.s.w.

Die einzelnen Sectionsgeologen berichteten im Anschluss über Vorarbeiten in ihren Gebieten in den vergangenen Jahren.

SIMONY legte dabei sein gedrucktes Schafbergpanorama vor, welches große Teile der drei westlichen Sectionen mit Schichtung der Felsmassen und Klüftung in Übersicht zeigt. Eine erneute Drucklegung, diesmal in den Farben der Natur, sollte durch die k.k. Staatsdruckerei unmittelbar in Angriff genommen werden. Eine weitere Version, geognostisch koloriert, sollte nach den Bereisungsergebnissen des diesjährigen Sommers folgen. Eine derartige Absicht SIMONYS hatte schon HAIDINGER (1850a:75) im August 1849 angekündigt, sie wurde allerdings nie realisiert. Ein koloriertes Manuskript dazu fand sich aber kürzlich im Bestand des Museums in Hallstatt. Darin ist auch die Verbreitung des Diorits und seiner Begleitgesteine eingezeichnet, welche SIMONY 1847 im Wolfgangseegebiet entdeckt hatte. SIMONY hatte damit jene kalkalpenfremden Gesteine erstmals in ihrer räumlichen Ausdehnung dargestellt, die erst 1961 von Benno PLÖCHINGER als Inhalt des St. Gilgener Helvetikums-Fenster wieder beschrieben werden sollten.

Auf seiner Anreise ins Salzkammergut benutzte SIMONY für den ersten Teil der Strecke bis Linz offenbar ein Schiff der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Ein Brief an CANAVAL vom Donnerstag, 16. Mai 1850 trägt als Ortsbezeichnung „Auf dem Dampfschiffe Hunyad“. Ein solches war bei der DDSG seit 1847 im Einsatz. SIMONY schrieb:

„Lieber Freund!

Deinen Brief habe ich einige Tage später bekommen, als ich das letztemal bei Thun war. ... Er sagte mir, daß er vor allem sein Augenmerk richten wolle auf Realschulen, deren möglichst viele erstehen sollten. Ich pflichtete ihm bei und sprach die Meinung aus, daß die Ursache, warum Oesterreich gegenüber anderen Staaten in landesökonomischer Beziehung so weit zurückstehe bloß darin zu suchen sei, weil der allgemeine Unterricht gar so miserabel war, weil keinem Menschen jene unerläßliche Ausbildung geboten wurde, die erforderlich ist, wenn man in der Praxis, sei sie nun Wissenschaft, Kunst oder Handwerk mit Erfolg arbeiten soll. Mir kam es vor, als hätte meine freimüthige Art, über die Gebrechen unserer Zeit zu sprechen, den besten Eindruck auf ihn gemacht, er entließ mich mit dem Zeichen einer Achtung, deren sich die Leute sonst nicht eben sehr bei ihm zu erfreuen haben. Uiberhaupt glaube ich, muß man bei Thun mit einem absprechenden Urtheil nicht zu vorschnell sein, er scheint die Anforderungen der Gegenwart besser zu verstehen und zu würdigen, als man glaubt; ich bin nach manchen von ihm gemachten Äußerungen zu dieser Uiberzeugung gelangt. Bei dem Weggehen forderte er mich wiederholt auf, ihn öfter zu besuchen und, wenn dieß nicht möglich ist, ihm meine gesammelten Erfahrungen in jener offenen Weise zu berichten, die er an mir achten gelernt habe. Auch hat er den Wunsch ausgesprochen, daß ich recht bald bleibend nach Wien kommen möge.

Uiber meine eigenen Ansichten kann ich Dir bis jetzt noch nichts Bestimmteres mittheilen. Da Haidinger mich gerne bleibend für das geol. Reichsinstitut gewinnen möchte, konnte ich für mich bei dem Unterrichtsminister nichts positives unternehmen u. aussprechen. Doch glaube ich soviel voraussetzen zu dürfen, daß ich bereits festen Boden gewonnen habe, auf dem es nicht gar schwer werden dürfte, mich zu behaupten. Wäre ich im vorigen Winter zu rechter Zeit nach Wien gegangen, so wäre ich gewiß jetzt schon definitiv placirt. So sprachen speciell die Palaeontologen für ihre Interessen und auf das graphische Fach und dessen Wichtigkeit hat Niemand gedacht. Jetzt ist man dahinter gekommen, daß dieses nicht als Nebensache anzusehen, sondern zu einer sehr wichtigen Rolle berufen sei. Haidinger wird mich dafür in Vorschlag bringen und da ich nun auch den Unterrichtsminister, dem gerade meine Arbeiten von der geol. Reichsanstalt als für den höheren Unterricht besonders geeignet erscheinen, auf meiner Seite habe, so wird es keine Schwierigkeit haben, den Vorschlag durchzubringen.

... Ich habe für den Sommer eine wahre Riesenaufgabe zu lösen; vier parallele Durchschnitte von der Donau bis zu den Tauern von Radstadt, das will viel sagen. So viel ist ausgemacht, daß es absolut unmöglich ist, das Ganze heuer fertig zu bringen. Auch Haidinger rechnet auf zwei Jahre.

... Hast Du mir etwas mitzuthemen so adressire den Brief bis zum 15. Juni nach Hallstatt nächst Ischl. Während dieser Zeit werd ich Dir schon wieder ein Zeichen meines Lebens zusenden und das nächste Standquartier bestimmen. Die specielle Untersuchung der Gosauformation ist das Erste, was ich vornehmen werde.

... Die Pfingst-Feiertage [Anm.: kommendes Wochenende] werde ich in Wels zubringen.

*Grüße Alle die sich meiner in Freundschaft erinnern,
wie Dich grüßt Dein Freund Simony.“*

– KLEMUN (1993)

Vom 18. Mai bis 9. November hielt sich SIMONY durchgehend im Salzkammergut auf. Eine ganze Reihe von Briefen aus dem Gelände gibt Einblick in den Verlauf und Fortschritt der Begehungen und anderer, dabei auftretender Themenkreise. Diese Briefe, teilweise zusammen mit Anmerkungen und Antwortschreiben, befinden sich im Archiv der geologischen Bundesanstalt und werden derzeit transkribiert; ihre Veröffentlichung ist beabsichtigt. So behandelt beispielsweise der erste Brief SIMONYS die archäologische Sammlung des Hallstätter Bergmeister RAMSAUER – siehe dazu Kapitel „Zu den Briefen Simonys...“.

Der darin angeregte Kauf der archäologischen Funde RAMSAUERS durch die geologische Reichsanstalt erfolgte schließlich 1851 nicht durch diese, sondern durch das Münz- und Antikenkabinett in Wien für eine Summe von 2000 Gulden.

Aus dem Gelände zurückgekehrt berichtet SIMONY in der **Sitzung der Geol. Reichsanstalt vom 3. Dezember** über die Schichtungsverhältnisse, die im Salzkammergut einen außerordentlichen Wechsel im Streichen und Fallen zeigen und nicht selten senkrecht aufgestellt, mannigfaltig gewunden und auch überstürzt seien. Die Theorie einer bloßen Hebung genüge nicht zur Erklärung. Er weist auf die Analogie zu geschichtetem und zerklüftetem Gletschereis hin, dessen Bewegung ein Resultat der Schwere ist. Er denkt daran, dass *„bei den sedimentären Bildungen in der Periode ihres Emportretens aus dem Wasser, wo sie sich noch in plastischem Zustande befanden, ähnliche Bewegungen durch Schwere bedingt wurden“*.

In der **Sitzung am 17. Dezember 1850** gibt SIMONY einen abschließenden Bericht, aus dem sich folgendes Programm der Bereisung zusammenfassen lässt:

In der Zeit vom 18. Mai bis Ende Juli wurde fast nur das Tertiärland der unteren Traun und des Hausruck und die niederen Teile des Salzkammergutes begangen, da die ungewöhnlich starken Schneefälle des Winters das Hochgebirge bis zum Hochsommer unzugänglich gemacht hatten.

Anfang Juli fand ein vorher vereinbartes Treffen mit Franz von HAUER in Gmunden statt, mit dem im Verlauf von 6 Tagen interessante Punkte in der Umgebung von Gmunden und Ischl und die Kohle von Thomasroith besucht wurden.

Der August war größtenteils der Begehung des Hochgebirges des Dachstein- und Katergebirges gewidmet. Auch ein Durchschnitt über das Hallstätter Salzgebirge und den Plassen wurde begangen.

Am 20. August erfolgte ein Treffen mit HADINGER in Kremsmünster und eine gemeinsame 11-tägige Inspektionsreise; besucht wurden die Umgebung des Gmundner-Sees (=Traunsee), Ischl, Hallstätter Salzberg, das Gosautal und zuletzt ebenfalls die Kohle von Thomasroith.

In der ersten Septemberwoche wurden Teile des Gebirgszuges zwischen dem Gosau- und Weissenbachtal überstiegen. Unwetter brachte Schnee bis tief in die Täler und unterbrach die Hochgebirgsbegehungen. Das günstige Wetter der zweiten Septemberhälfte ermöglichte die Untersuchung des Ausseer Gebirges mit dem Sandling, die Besteigung des Donnerkogels bei Gosau und der anschließenden Kuppen des Zwieselberges und endlich der Traunwand.

Der Oktober gestattete noch eine mehrtägige Untersuchung der fossilreichen Schichten des Hierlatz, des Ramsaugebirges, des Erz führenden Arikogels, des Leislinggrabens und des Pötschen. Gegen Ende des Monats erfolgten eine neuerliche Bereisung der Kohlenwerke von Thomasroith, Wolfsegg und Haag und eine barometrische Niveaumessung der verschiedenen Kohlelager.

Die ersten acht Tage des Novembers wurden zum Verpacken des gesammelten Materials verwendet und am 9. November die Rückreise nach Wien angetreten.

Im gesamten Verlauf der Reisezeit wurden ca. 2000 Gesteinshandstücke und etwa 10.000 Versteinerungen in 45 Kisten an die geologische Reichsanstalt eingesendet. Nach den Aufstellungen FOETTERLES über das monatlich eingelangte Material der reisenden Geologen hatte SIMONYS Material ein Gesamtgewicht von knapp über 5.000 Pfund [heute etwa 2.800 kg].

Viele der eingesandten Petrefacten [=Fossilien] dienten in den nächsten Jahre einer Reihe von Paläontologen für entsprechende Studien und halfen bei der voranschreitenden Unterteilung des „Alpenkalks“ in einzelne Formationen und bei deren Altersbestimmung.

Die reiche Ausbeute an Fossilien und Gesteinen wurde zusammen mit ausgewählten Landschaftszeichnungen, Tiefenkarten der Seen und Abbildungen der prähistorischen Funde am Hallstätter Salzberg im Winter im Palais Metternich ausgestellt. Besonders reges Interesse unter den Besuchern zeigte der damalige Unterrichtsminister Leo Graf THUN-HOHENSTEIN (1811–1888), der SIMONY schon aus früheren Gesprächen kannte (siehe Brief SIMONY an CANAVAL vom 16. Mai 1850). Er war an der Verbesserung der Bildungsstandards äußerst interessiert, hatte bereits das Unterrichtswesen reformiert und die heutige Stufung in Volksschule – Gymnasium – Universität/Hochschule geschaffen.

„Die nahezu dreistündige Conversation berührte die Petrefacten der verschiedenen Formationsglieder der einzelnen geologischen Perioden, die Bildungsweise der verschiedenen Gesteinsarten, insbesondere aber die untrüglichen Wahrzeichen einer bestandenen Eiszeit und die Erläuterungen der graphischen Darstellungen und Landschaftsskizzen. Sie schloss mit der Aufforderung des Ministers an Simony, eine Denkschrift zu entwerfen, welche darzulegen hätte, inwieweit die während der Demonstration zur Sprache gebrachten Verhältnisse als Lehrgegenstand an Hochschulen sich verwerten ließen.“ – PENCK (1889).

SIMONY verfasste dieses angeforderte Schreiben unter Darstellung seiner bisherigen Tätigkeiten als Befähigungsnachweis für die angesuchte Professur in „physikalischer Geographie“ an der Wiener Hochschule und betonte auch die Wichtigkeit der bildlichen und graphischen Darstellung zur Veranschaulichung des vorzutragenden Gegenstandes. Das Schreiben war mit Wien, Villa Metternich, Rennweg, 18. Februar 1851 datiert. Es ist zur Gänze in PENCK (1889) abgedruckt.

1851

Damit wurde auch die Tätigkeit für die geologische Reichsanstalt für SIMONY nur eine Zwischenstation auf dem Weg zu seinem eigentlichen Ziel, zu einer Professur in seinem ureigensten Fachgebiet, der „physikalischen“ Geographie.

Bis dahin nahm er aber noch regelmäßig an den dienstäglichen **Sitzungen an der k.k. geologischen Reichsanstalt** teil und berichtete über Ergebnisse seiner Untersuchungen im Salzkammergut:

Sitzung am 18. Februar

SIMONY berichtet über den Gang der Lufttemperaturen im Salzkammergut zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Höhen.

Sitzung am 11. März

SIMONY berichtet über die Verbreitung des erratischen Diluviums [eiszeitl. Ablagerungen] von den Höhen des Dachstein- und Prielgebirges bis an die Ausmündung der Alpentäler in die Sandsteinzone. *„Dies beweise eine ungleich größere Ausdehnung der Gletscher während der Diluvialzeit.“*

Sitzung am 1. April

SIMONY berichtet über Urgebirgsgeschiebe auf dem Dachsteingebirge [heute als Augensteine bezeichnet]. *„Da die Erhebung des Dachsteingebirges vor die Kreidezeit fällt, ... dürften sie vielleicht als die Reste einer nun schon fast gänzlich zerstörten Sandstein- und Konglomeratbildung zu betrachten sein, deren Ablagerung zwischen die Jura- und Kreidezeit fällt.“* Mit dieser zeitlichen Einstufung irrte er allerdings; heute wird ein oligozänes Alter als wahrscheinlich erachtet.

Sitzung am 8. April

SIMONY berichtet über Veränderungen an Oberflächen von Kalkstein durch Lösungsvorgänge. Aus dem Kalkgehalt von Quellwässern berechnet er eine Kalklösung *„... im Dachsteingebiet von durchschnittlich 72.000 Kubikfuß pro Jahr.“*

Sitzung am 29. April

Bei dieser Sitzung, 10 Tage nach seiner Ernennung zum Professor, legte SIMONY noch seine Profilschnitte der Salzkammergutseen vor.

Bereits am 19. April 1851 war SIMONY von Kaiser FRANZ JOSEF I. zum „*Ordentlichen Professor der Geographie mit dem Gehalte von 1600 fl. und dem Vorrückungsrechte in die systemisierten Rangclassen*“ ernannt worden. – PENCK (1896).

Leo Graf THUN-HOHENSTEIN vermerkte in SIMONYS Anstellungsdekret vom 23. April 1851:

„Indem es mir zum Vergnügen gereicht, infolge Ihrer Ernennung Ihren schätzbaren Kenntnissen und Erfahrungen einen anregenden und fruchtbaren Wirkungskreis eröffnet zu sehen, setze ich Sie hievon unter Beischluss der Beilagen Ihres Gesuches vom 18. Februar d.J. mit dem Bedeuten in Kenntnis, dass, da Ihre Ernennung zum Professor der Geographie überhaupt ein weiteres Feld, als das in Ihrem Gesuche bezeichnete umfasst, dadurch auch der größere Aufwand an wöchentlich fünf Lehrstunden bedingt ist. Ich bin ferner nicht in der Lage, Ihrem Ansuchen um die Beschränkung der Vorträge auf den bloßen Wintersemester für allemal zu willfahren. Sollten Sie jedoch in den ersten Jahren zur praktischen Begründung Ihres Lehrzweiges einen Teil der günstigen Jahreszeit zu wissenschaftlichen Ausflügen zu benützen wünschen, so werde ich gerne bereit sein, zu diesem Behufe Ihnen einen angemessenen Urlaub von Fall zu Fall zu bewilligen.“ – PENCK (1896).

Am 1. Mai 1851 wurde sein Freund und bisheriger Vertreter Leodegar CANAVAL zum Nachfolger als Kustos im Klagenfurter Museum bestellt.

Damit hatte SIMONY mit 38 Jahren sein Ziel einer eigenen Professur an der Universität erreicht und konnte nun daran gehen, seine bisherigen Erkenntnisse nicht nur weiter auszubauen, sondern auch an eine neue Forschergeneration weiter zu geben.

1852

Die **Sitzung am 10. Februar** war offenbar die letzte, an der SIMONY – bereits als Professor für Geographie – an der geologischen Reichsanstalt teilnahm.

Er legte Druckschriften der geographischen Gesellschaft in Berlin vor, erläuterte die Geschichte dieser Gesellschaft und nannte die Gründung einer geographischen Gesellschaft in Wien „ein unabweisbares Bedürfnis“.

Gemeinsam mit Wilhelm Haidinger wurde während der nächsten Jahre die Gründung einer solchen vorbereitet, die Allerhöchste Genehmigung durch den Kaiser sollte dann am 21. September 1856 erfolgen.

Über den weiteren Lebensweg SIMONYS als Professor der Geographie und sein umfassendes Schaffen, welches 1895 in seinem lange geplanten Werk „Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen“ gipfelte, geben die Biographien von WURZBACH (1877), PENCK (1898) und BÖHM (1899) umfassend Auskunft.

Eine neuere Biographie erstellte R. LEHR (1996). W.R. KAINRATH befasste sich im Rahmen seiner Diplomarbeit 1993 (Universität Wien) mit SIMONYS Leben und Werk, eine erweiterte Fassung davon und ein Nachlassverzeichnis findet sich unter:

http://bibliothek.univie.ac.at/fb-geographie/sammlung_nachlass_friedrich_simony.html

Am 14. Mai 1876 wurde Friedrich SIMONY **Ehrenbürger** Hallstatts.

Obwohl bereits 1851 zum Professor und Inhaber des für ihn geschaffenen Lehrstuhls für Geographie ernannt, hatte SIMONY sein Studium der Naturwissenschaften an der Philosophischen Fakultät offenbar nie formal mit einer Dissertation und Promotion abgeschlossen. Wie bisher aber kaum erwähnt wurde, verlieh ihm die Wiener Universität 1869 die **Ehrendoktorwürde** und begründete dies mit den Worten: „ ... dem erlauchten Herrn Friedrich SIMONY, Magister der Pharmazie und Professor der Geographie an dieser Universität für die hervorragenden Verdienste um die genauere Erforschung, Vermessung und Abbildung der österreichischen Alpen.“ Die Urkunde wird in den Vereinsräumlichkeiten der Sektion Austria des Österreichischen Alpenvereins in Wien aufbewahrt.

1886 wurde ihm die **Ehrenmitgliedschaft** der Sektion Austria des deutschen und österreichischen Alpenvereins verliehen, unterzeichnet vom damaligen Vorstand und Mitbegründer, dem Geologen Edmund VON MOJSISOVICS.

Friedrich SIMONY starb am 20. Juli 1896 im 83. Lebensjahr, in St. Gallen in der Steiermark.



Ehrendoktoratsurkunde der Universität Wien

für Friedrich SIMONY. Foto S. Galbavy/ÖAV.



Das Geburtshaus von Friedrich Simony in Hrochowteinitz (heute Hrochův Týnec) und die daran angebrachte Gedenktafel des Musealvereins Hallstatt (unten). Fotos H. Lobitzer.



Die Familie Simony (G.W. MANDL & H. LOBITZER)

Das Taufbuch von Hrochowteinitz

Über Friedrich SIMONYS Herkunft und Familie ist bisher wenig bekannt. In WURZBACHS biographischem Lexikon (1877) wurde lediglich erwähnt, dass Friedrich seinen Vater in frühester Kindheit durch den Tod verlor. PENCK (1898) ergänzte später noch, dass der Vater Armeearzt gewesen sei und aus Ungarn stammte, wie auch der ungarische Familienname zeige.

Bei Recherchen für Fernsehaufnahmen waren die Gestalter des Films 1993 auf das Taufbuch aus SIMONYS Geburtsort Hrochowteinitz (heute Hrochův Týnec/Tschechische Republik) gestoßen und hatten darin nicht nur die Adresse seines Geburtshauses sondern auch Friedrichs uneheliche Herkunft entdeckt – vgl. LEHR (1996).

Friedrich selbst erwähnte in seinen Schriften nur ein einziges Mal seine Mutter und seinen Großvater – siehe SIMONY (1888a). Bei WURZBACH (1877) wurden als weitere Verwandte noch ein „geistlicher Oheim mütterlicherseits“ und ein „Oheim in Trentschin“ erwähnt. Von allen Personen sind in diesen Textquellen aber keine Namen überliefert.

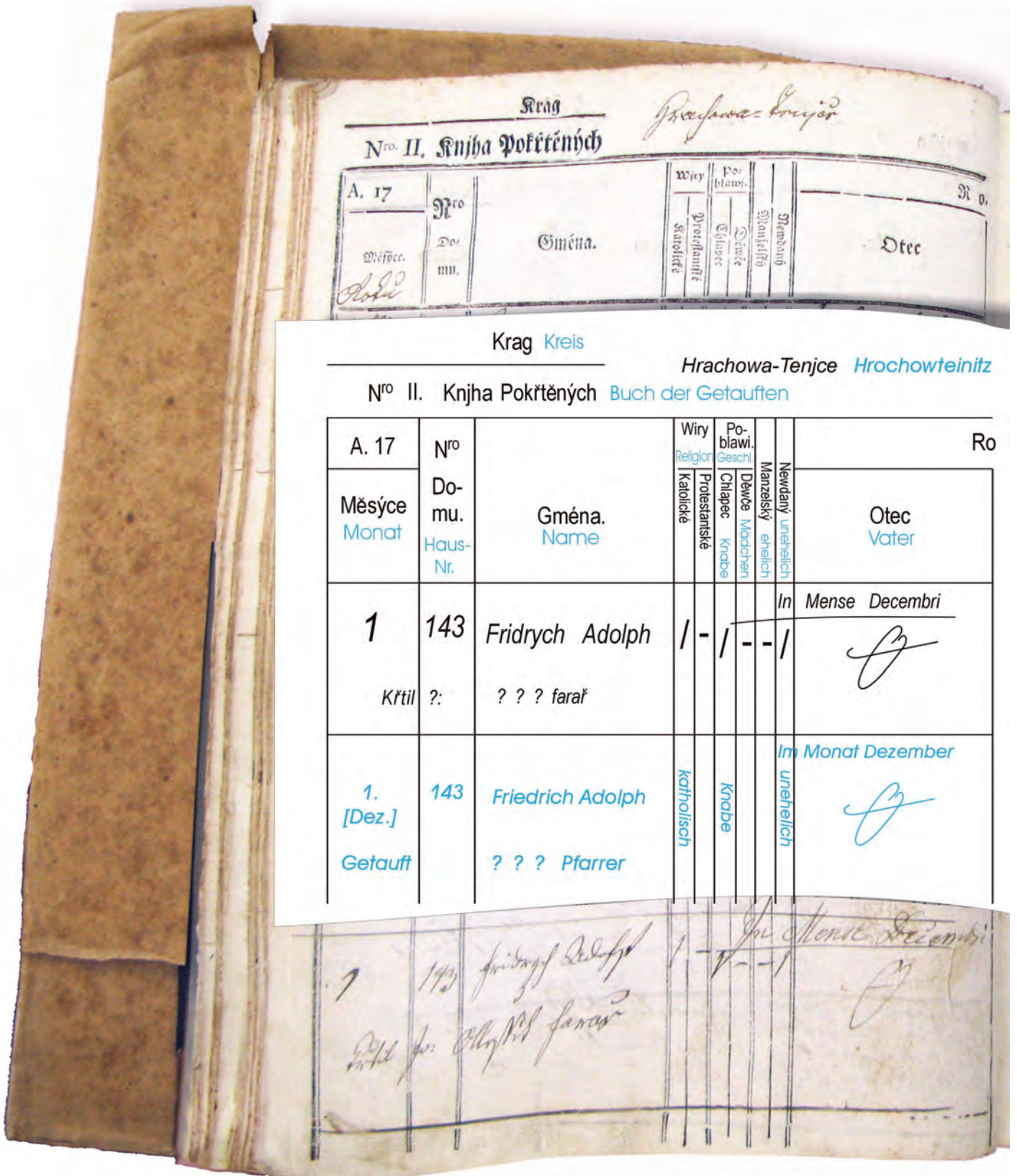
Während unserer Vorarbeiten für die Simony-Gedenkausstellung im Museum Hallstatt erlangten wir über H. LOBITZERS Studienkollegen, den in den USA lebenden Geologen Wolfgang E. SCHOLLNBERGER, Kenntnis von einem kanadischen Geologen namens Philip Steven SIMONY, der von seiner Verwandtschaft mit dem „Dachstein-Simony“ von seinen Großeltern erfahren hatte. Da Friedrichs Söhne kinderlos geblieben waren, muss die Verwandtschaft über einen andere Linie verlaufen, möglicherweise über den „Oheim in Trentschin“; mehr dazu später.

Einen wesentlichen Fortschritt in der Aufklärung der Familienverhältnisse versprach der Name von Friedrichs Mutter, der im Taufbuch zu finden sein müsste. Wenn der Vater unbekannt war, sollte Friedrich den Familiennamen der Mutter erhalten haben.

Unser Fachkollege und langjährige Freund Dr. Miloš SIBLÍK aus Prag bot seine Hilfe bei der Einsichtnahme in das Taufbuch im staatlichen Archiv in Zámrsk und bei der Übersetzung an. Frau Dr. Marcela SVOBODOVÁ vom Geologischen Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften organisierte die Reise nach Zámrsk und Hrochův Týnec und Frau K. PAVLÍKOVÁ vom Gebietsarchiv Zámrsk unterstützte uns durch Transkription der handschriftlichen Eintragungen im Taufbuch und ihre Übertragung in modernes Tschechisch. Das Ergebnis dieser Nachforschung zeigt die nachfolgende Grafik.

Im römisch-katholischen Taufregister von Hrochův Týnec (sign. 896, fol.38/37) finden sich folgende Eintragungen (siehe nächste Doppelseite; in Schwarz die Transkription des alten tschechischen Textes, in Blau die deutsche Übersetzung):

Der Name des heutigen Hrochův Týnec lautete damals Hrachowa-Tenjce, zu Deutsch Hrochowteinitz. Als Adresse wird Haus Nr. 143 angegeben, ein heute noch existierendes Gebäude, an dem 1996 anlässlich des 100. Todestages Simonys vom Musealverein Hallstatt eine Gedenktafel angebracht worden war. Laut LEHR (1996) soll dieses Geburtshaus SIMONYS einst als Männerkloster gedient haben. Möglicherweise war der „geistliche Oheim mütterlicherseits“ dort Mönch/Priester.



Das Taufbuch von Hrachowa-Tenjce / Hrochowteinitz / Hrochův Týnec (sign.896, fol. 38/37).

Panstwj

Misto 38^{te}

diče.	Kmotři	
Matka.	Gměno	Staw

Panstwj Grundherrschaft

Misto Ort 38^{te}

diče. Eltern	Kmotřj Paten	
Matka. Mutter	Gměno Namen	Staw Stand
Teresye dcera P: Walentina Simonij počet wedaucyho Auřed- njka z Kwasyc z Morawy Krage holomauckeho Matky Dominjky rozené Ssimonsky	Johan Patocčka Wenzel Patocčka Frantisska Kuchinkowa P: děkana z Wosyč	Swedeke Purmistr Shrastij soused Shrastij
Teresia, Tochter d. Hrn. Valentin Simonij, leitender Beamter von Kvasice in Mähren, Kreis Olmütz, der Mutter Dominika, geborene Šimonská	Johann Patočka, Zeuge Wenzel Patočka, Bürger aus Chrast Franziska Kuchinkowa, Schwester des Hrn. Dechant von Osice	Bürgermeister von Chrast

<p>Frantisek Simonij Walentina Simonij počet wedaucyho Auřed- njka z Kwasyc z Morawy Krage holomauckeho Matky Dominjky rozené Ssimonsky</p>	<p>Johan Patocčka Wenzel Patocčka Frantisska Kuchinkowa P: děkana z Wosyč</p>	<p>Swedeke Purmistr Shrastij soused Shrastij</p>
34		



Zum Taufdatum ist in der Rubrik „Monat“ nur eine „1“ eingetragen, die Abgrenzung zu den vorangegangenen November-Eintragungen erfolgte durch einen Querstrich mit der lateinischen Beschriftung „In Mense Decembri“.

Als Taufnamen werden Friedrich Adolph (Fridrych Adolph) angegeben. Darunter findet sich der Name des Pfarrers, der die Taufe durchgeführt hat. Die möglich erscheinenden Transkriptionen des Schriftzuges ergeben aber keinen geläufigen Namen.

In der daneben folgenden Rubrik sind die Spalten „katholisch“, „Knabe“ und „unehelich“ durch einen Längsstrich gekennzeichnet, während in den nicht zutreffenden Spalten Querstriche eingetragen sind.

In der Rubrik „Otec/Vater“ findet sich nur eine große, quergestrichene Null.

Die aufschlussreichste Eintragung liefert die Rubrik „Matka/Mutter“. Hier ist nicht nur deren Name Theresia/Teresye eingetragen, es werden auch die Namen ihrer Eltern Valentin /Walentin Simonij und Dominika, geborene Šimonská genannte. Friedrich hat somit den Familiennamen nach seiner Mutter erhalten!

In der Rubrik „Paten“ ist neben der bereits von Lehr (1996) genannten „Schwester eines Priesters“ auch deren Name Franziska Kuchinkowa angeführt, ihr Bruder war der Dechant von Wosyce (heute Osice). Davor finden sich noch zwei weitere Paten, als „Zeuge“ Johann Patočka, der Bürgermeister des heutigen Chrast (ein Ort nahe Chrudim), sowie Wenzel Patočka, ein Einwohner desselben Orts.

Friedrich Simonys familiäres Umfeld

Diese nun vorliegenden Daten aus der Eintragung im Taufbuch von Hrochowteinitz lassen eine deutlich differenziertere Geschichte zu Friedrichs Familie erkennen, als bislang bekannt war.

Friedrichs Mutter

Friedrich wurde am 1. Dezember 1813 auf die Vornamen Friedrich Adolph getauft, sein Geburtsdatum wird nicht erwähnt. Seine Mutter Theresia war eine geborene Simonij als Tochter des Valentin Simonij und dessen Ehefrau Dominika, geborene Šimonská. Die auffällige Ähnlichkeit des Familiennamens von Valentin und des Mädchennamens von Dominika ist Zufall und ohne Bedeutung, es handelt sich um zwei verschiedene Namen so wie im Deutschen beispielsweise bei Meier, Maier oder Mayr.

Valentin Simonij und damit wahrscheinlich auch Friedrichs Mutter schrieben sich noch mit „ij“. Wie dies zu einem „y“ werden konnte ist vorstellbar, wenn man die alten Handschriften im Taufbuch betrachtet: bei undeutlichen oder verblässenden i-Punkten verschmelzen „ij“ optisch zu „y“. Obwohl der Name ungarischer Herkunft ist, scheint in der Familie deutsch gesprochen worden zu sein; Friedrich wuchs als Deutsch-Österreicher auf, er war auch der tschechischen Sprache seines Geburtsortes nicht mächtig und sprach seinen Familiennamen deutsch aus – nach PENCK (1898: 198).

Da Friedrichs Familienname von Seiten der Mutter stammt, verliert sich die bisher einzige Spur zur Identität des Vaters. Der von PENCK (1898) erwähnte, ungarische Armeearzt war möglicherweise eine nachträgliche Erfindung, um die uneheliche Herkunft zu verschleiern.

Friedrich selbst erwähnt verständlicherweise seinen Vater nie und beschreibt auch erst im höheren Alter ein einziges Mal eine Erinnerung an seine Mutter:

„Es war vor nahezu 70 Jahren, als ich noch ein kleiner Knirps war, der eben begann den Urquell aller menschlichen Wissenschaften, das A-B-C-Büchlein, unter der Anweisung seiner Mutter zu ergründen.“
– SIMONY (1888a).

Wenn die Familie auch – wie immer wieder angegeben wird – in einfachen oder sogar ärmlichen Verhältnissen gelebt hat, so dürfte es sich doch um gebildete Personen gehandelt haben, die auch für Friedrich um eine frühe Bildung bemüht waren.

Friedrichs Großvater

Valentin Simonij, der Großvater Friedrichs, war laut Taufbuch ein leitender Beamter im mährischen Ort Kwassitz (heute Kvasice) in der Region Olmütz.

In Friedrichs Kindheitserinnerung war der Großvater bereits ein *„uralter Mann mit schneeweißen Haaren und weißem Bart... Auch hatte er unermeßlich viel erlebt und gesehen, war weit in der Welt herumgekommen und wusste mehr aus allen Zeiten und aus aller Herren Ländern zu erzählen, als sonst irgend jemand im Orte...“* – SIMONY (1888a).

Die Mutter und möglicherweise auch der Großvater dürften allerdings bald nach diesen frühen und glücklichen Kindheitstagen verstorben sein, da sich *„... nach den ersten sieben Jahren ein geistlicher Oheim mütterlicherseits des verwaisten Knaben annahm und für dessen weitere Ausbildung Sorge trug.“* – WURZBACH (1877).

„geistlicher Oheim mütterlicherseits“

Wenngleich auch bislang kein Name dieses Oheims bekannt ist, muss es sich aufgrund dieser Angabe um einen Bruder der Mutter und damit ebenfalls um einen Träger des Namens Simonij/y handeln.

Dieser Onkel wird bei WURZBACH (1877) auch als *„Pflegevater“* bezeichnet, *„... der ihn nach zurückgelegtem zwölften Jahre an das Gymnasium in Nikolsburg schickte“*. Dieses Gymnasium im heutigen Mikulov war laut LEHR (1996) ein Ordensgymnasium (der Piaristen), ein erstaunlicher Bildungsweg für ein lediges Kind in der damaligen Zeit. Hier könnten die Beziehungen des geistlichen Oheims in Kirchenkreisen eine Rolle gespielt haben.

Der Schulerfolg ließ aber zu wünschen:

„...womit aber der geistliche Oheim nicht einverstanden war, und darum seinen Pflegling zu einem anderen, in Ungarn hausenden Oheim schickte.“ – WURZBACH (1877).

„ungarischer Oheim in Trentschin“

„Der ungarische Oheim lebte in Trentschin, und da S. die vierte Gymnasialklasse beendet hatte, wurde er zum Pharmaceuten ausgebildet.“ – WURZBACH (1877).

Dieser Onkel hatte selbst einen Sohn, Leopold Josef SIMONY, Friedrichs um 9 Jahre jüngeren Cousin. Dieser trat später ebenfalls eine Apothekerlehre an und übte den Beruf dann auch in Wien aus. Sein Geburtsort Trentschin, sein Name und der seiner Gattin Aloisa Anna sind aus den Biographien ihrer Söhne bekannt. Er wird zum Stammvater eines bis heute reichenden Zweiges der Familie SIMONY und belegt, dass sein Vater, der bislang namenlose Onkel in Trentschin (heute Trenčín, Slowakei) ein Träger des Familiennamens SIMONY gewesen sein muss. Dieser war damit ebenfalls ein „Onkel mütterlicherseits“, also ein weiterer Bruder von Friedrichs Mutter.

Friedrich Simonys Frau Amalie (2. Juli 1821 – 14. Mai 1977)

Als Friedrich im April 1851 mit Antritt seiner Professur an der Universität Wien eine zuverlässige finanzielle Absicherung erreicht hatte, heiratete er „Amalie KRAKOWITZER, eine Tochter des Fürst AUERSPERG'schen Oberpflegers [= Verwalter] zu Wels.“ – WURZBACH (1877).

Friedrich dürfte Amalie schon einige Zeit gekannt haben, denn im Brief, den er am 16. Mai 1850, während seiner Schiffsreise nach Linz an Leodegar Canaval schrieb, erwähnte er seine Absicht, die kommenden Pfingstfeiertage in Wels zu verbringen. Pfingstsonntag war 1850 der 19. Mai.

Weitere Angaben zu dieser Gattin finden sich in der Nachkommensliste des KRACKOWIZER Paul – vgl. www.desbrosses.at/krako.htm in der V. Generation (Stand Oktober 2013).

Dort wird ihr Name mit Amalia Katharina KRACKOWIZER angegeben, Tochter des Franz Xaver KRACKOWIZER und seine Ehefrau Walburga Juliana Appolonia, geb. FRÜHSTORFER.

Geboren wurde sie am 2. Juli 1821 in Wels/OÖ. Die Hochzeit mit Friedrich Simony fand laut dieser Quelle am 2. Juli 1851 (also an ihrem 30. Geburtstag) in Thalheim bei Wels statt. WURZBACH (1877) gibt allerdings als Trauungsdatum den 2. August 1851 an. Wie zuverlässig diese beiden Quellen sind, lässt sich vielleicht daran abschätzen, dass in der genannten Nachkommensliste im Internet bei Friedrich Simony noch als weitere Vornamen fälschlich Johann Oskar angeführt werden. Seine Geburts- und Sterbedaten und die der gemeinsamen Kinder stimmen allerdings wieder. Auffällig ist auch die unterschiedliche Schreibweise des Familiennamens Krackowizer/Krakowitzer.

Die Familie wohnte ab 1851 in Wien 3, Salesianergasse 13 (damals Waaggasse 508), also ganz in der Nähe der Villa Metternich, in der Friedrich bis Anfang 1851 zeitweilig wohnen konnte.

Amalie gebar Friedrich zwei Söhne, am 23. April 1852 Oskar und am 15. Mai 1854 Arthur. Eine 1858 geborene Tochter verstarb „wenige Wochen nach der Geburt.“ – WURZBACH (1877).

Nach PENCK (1898) brachten Krankheiten seiner Frau für Friedrich 1857 und 1873 schwere Sorgen. Laut SPETA (1996) litt sie an einer Geisteskrankheit. Amalie starb am 14. Mai 1877 in der Wiener Wohnung an einem Lungenödem. Ihr Totenschein fand sich im Nachlass Friedrichs. Sie wurde am 16. Mai 1877 am Wiener Zentralfriedhof begraben. In der Gräberdatenbank der Wiener Friedhöfe findet sich ihr Name heute nicht mehr. Das Grab dürfte aufgelassen worden sein.

Sohn Oskar Simony (23. April 1852 – 6. April 1915)

Eine umfangreichere Zusammenfassung seines Lebensweges gaben zuletzt beispielsweise PILS & SEEMANN (2003) in den Austria-Nachrichten des Österreichischen Alpenvereins.

Oskar wurde am 23. April 1852 in Wien geboren. Schon als Dreijähriger beginnt er unter der Anleitung des Vaters zu zeichnen und zu malen. Er maturiert am Schottengymnasium und beginnt 1870 an der Universität Wien Mathematik und Physik zu studieren. Bereits 1875 bekommt er einen Lehrauftrag an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, 1880 wird er dort als besoldeter Professor für Mathematik, Physik und Mechanik angestellt.

Wie den Vater zieht es auch ihn ins Gebirge, 1871 bestieg er gemeinsam mit seinem Bruder Arthur die Spitzmauer im Toten Gebirge. 1872 betritt er als Erster den Gipfel des Mitterspitz, einen Nachbar-gipfel des Dachstein. Wie sein Vater beginnt auch er mit dem Fotografieren, was ihm später ab 1888 bei der Unterstützung seines betagten Vaters bei der Herausgabe dessen Dachstein-Monographie zu Gute kommen sollte. Ab 1888 unternimmt er in den Sommerferien Expeditionen auf die noch weitgehend unerforschten Kanarischen Inseln, wo der Vulkan Pico del Teide ähnliche Bedeutung für sein Leben erlangte, wie der Dachstein für Friedrich Simony. Nach einem geistigen Erlebnis auf diesem Berg begann er eine asketische Lebensführung und interessierte sich für Spiritismus, allerdings aus naturwissenschaftlicher Sicht.

Vor seiner riskanten Expedition nach Südarabien 1898 schenkte er die umfangreichen Sammlungen seine verstorbenen Vaters dem Naturhistorischen Museum in Wien. Neben weiteren Reisen nach Bosnien und Istrien verfolgte er aber weiter seine mathematischen Studien über Primzahlen und Knotentheorie, die er auch nach seiner Emeritierung 1913 weiter fortsetzte.

1815 erlitt er einen Schlaganfall mit halbseitiger Lähmung. Um das absehbare lange Siechtum abzukürzen, nahm er sich am 6. April 1915 das Leben. Sein Grab befindet sich am Friedhof Pötzleinsdorf bei Wien.

Sohn Arthur Simony (15. Mai 1854 – ?)

Wie sein älterer Bruder erwies auch er sich als sehr begabt und an Naturwissenschaften interessiert, insbesondere an Mineralogie und Chemie. Schon als Gymnasiast publizierte er die Ergebnisse seiner mehrfachen Besuche im Hallstätter Salzbergwerk 1871 unter anderem in Tschermak's Mineralogischen Mittheilungen. Nach ausgezeichnetem Abschluss des Schottengymnasiums begann er ein Medizinstudium und arbeitete daneben in einem chemischen Laboratorium und am physiologischen Institut. Mit seinem Bruder Oskar unternahm er Touren ins Gebirge, 1873 bezwang Arthur den Koppenkarstein im Dachsteingebirge. 1876 veröffentlichte er eine chemische Arbeit „Ueber Bilifuscin“ an der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Über sein weiteres Schicksal verlieren sich die gesicherten Zeugnisse. Etwas Einschneidendes muss ihn aus der so glänzend begonnenen Laufbahn geworfen haben. Am Tag vor Arthurs 23. Geburtstag starb seine Mutter Amalie. Laut SPETA (1996) soll er sein Medizinstudium nicht abgeschlossen und 1878 ohne Wissen des Vaters geheiratet haben. Sowohl er als auch seine Frau seien „süchtig“ gewesen, was auch zu zwei Totgeburten geführt haben soll.

Das Wort „süchtig“ sollte allerdings nicht unbedingt im heutigen Sinne verstanden, sondern im historischen Kontext gesehen werden. Es existierte zwar im 19. Jahrhundert beispielsweise mit dem

schon lange bekannten Arzneimittel Laudanum ein opiumhaltiges Präparat, welches breite Anwendung und auch Missbrauch fand; allerdings wurde das Wort „Sucht“ auch als allgemeiner Überbegriff für Krankheit gebraucht, vgl. die zum Teil heute noch bekannten, zusammengesetzten Bezeichnungen Schwindsucht (Tuberkulose), Fallsucht (Epilepsie), Gelbsucht (Hepatitis), u.a.m.

Arthur soll bald nach seiner Mutter gestorben sein, wann und wo, ist bisher genauso unbekannt wie seine Grabstätte.

Pflegetochter Johanna Heigenhauser (1855 – 1942)

In keinem der Nachrufe auf Friedrich Simony wird seine Pflegetochter Johanna HEIGENHAUSER erwähnt, die laut WIROBAL (1994) nach seinem Tod alle ihre Erinnerungsstücke an ihn dem Museum Hallstatt spendete. Möglicherweise kam so auch das Manuskript des geologisch kolorierten Schafbergpanoramas in den Besitz des Museums. Die Lebensdaten HEIGENHAUSERS sind SPETA (1996) entnommen; letzterer erwähnt auch noch, dass sie die letzten 20 Jahre in Friedrichs Leben mit ihm verbrachte. Demzufolge müsste sie im Alter von etwa 21 Jahren um das Jahr 1876 zur Familie SIMONY gekommen sein.

Eine andere Textquelle, PALME J. (1999), gibt ihren Namen mit Johanna HEIGENBAUER an und berichtet, dass sie als seine Ziehtochter, aber auch als seine Gesellschaftsdame galt.

Der Trentschiner Zweig der Familie Simony

Da beide Söhne Friedrich SIMONYS ohne Nachkommen blieben, können spätere Nachfahren nur von anderen Kindern des Valentin Simonij und seiner Frau Dominika abstammen; daher sei in der Folge auch die Familie von Friedrichs Cousin Leopold Josef betrachtet. Wie bereits oben erwähnt, muss der bislang noch namenlose „ungarischer Oheim in Trentschin“ offenbar ein Bruder der Mutter Friedrichs und damit ein Träger des Familiennamens SIMONY gewesen sein. Absichern lässt sich dies auch durch seinen namentlich bekannten Sohn Leopold Josef SIMONY, der wiederum in den Biographien seiner Söhne, des Architekten Leopold und des Malers Stefan SIMONY aufscheint.

Leopold Josef Simony oo **Aloisia Anna**, geb. Daum, verw. Zwarger
(1822 – 1902) (1826 – 1896)

Leopold Josef war von Beruf Apotheker, er hatte also eine ähnliche Ausbildung erhalten wie sein neun Jahre älterer Cousin Friedrich, diese aber erfolgreich zu seinem Beruf gemacht. Zusammen mit seiner Frau Aloisia Anna hatte er drei Söhne, Leopold, Stefan und Theodor, die in der gutbürgerlichen Familie in Wien aufwuchsen.

Leopold Josef wurde am 31. Mai 1902 am Wiener Zentralfriedhof bestattet.

Information zu den Simony-Gräbern: www.friedhofewien.at/grabsuche_de

Leopold Simony jun. oo **Wilhelmine, geb. Fessler**
(8. 10. 1859 – 16. 7. 1929) (1862 – 1945)

Leopold studierte 1877-1883 Architektur an der Wiener Technischen Hochschule. Nach dem Studium beschäftigte er sich mit der Architektur im Brauereiwesen im Speziellen und Industriearchitektur im Allgemeinen, wobei er anfangs als Angestellter in einem großen Baubüro tätig war und sich ab 1889 als freier Architekt selbständig machte. Er spezialisierte sich auf Industriebauten (in Galizien und am Balkan) und auf die zugehörigen Arbeitersiedlungen. Durch Letzteres wurde er allmählich zu einem Fachmann für sozialen Wohnbau.

1907 wurde er Professor für Utilitätsbau an der Technischen Hochschule in Wien. In den letzten Jahren der Monarchie erbaute er zahlreiche soziale Arbeiterwohnanlagen. Seine theoretischen Vorarbeiten und praktischen Bauprojekte ließen ihn zu einem der geistigen Väter und Wegbereiter des sozialen Wohnbaus im Wien der Zwischenkriegszeit werden.

Leopold starb in Payerbach/NÖ. Er wurde am 19. Juli 1929 am Friedhof Wien Hernals bestattet, seine Gattin Wilhelmine am 10. August 1945 ebenfalls in Wien Hernals.

Quellen: Seine Daten, die seiner Gattin und seiner Eltern wurden dem Architektenlexikon entnommen:

www.architektenlexikon.at/de/601.htm

Stefan Simony sen. oo **Louise, geb. N.N.**
(26. 11. 1860 – 1.6.1950) (???)

Er studierte anfangs an der Universität Wien Jus (1879-1881), dann Malerei (1881-1890) an der Wiener Akademie bei Christian Griepenkerl und Rudolf Carl Huber.

Stefan Simony war mit Louise verheiratet, ihr Mädchenname konnte bisher nicht eruiert werden. Auch ihre Geburts- und Sterbedaten sind unklar, da die Angaben in der Datei der Wiener Friedhöfe offenbar fehlerhaft sind. Ihre Daten sind dort ident mit jenen ihres Gatten, wobei aber gleichzeitig ein erreichtetes Alter von nur 68 Jahren angegeben wird!

1903 wurde ihr gemeinsamer **Sohn Stephan Simony jun.** in Wien geboren.

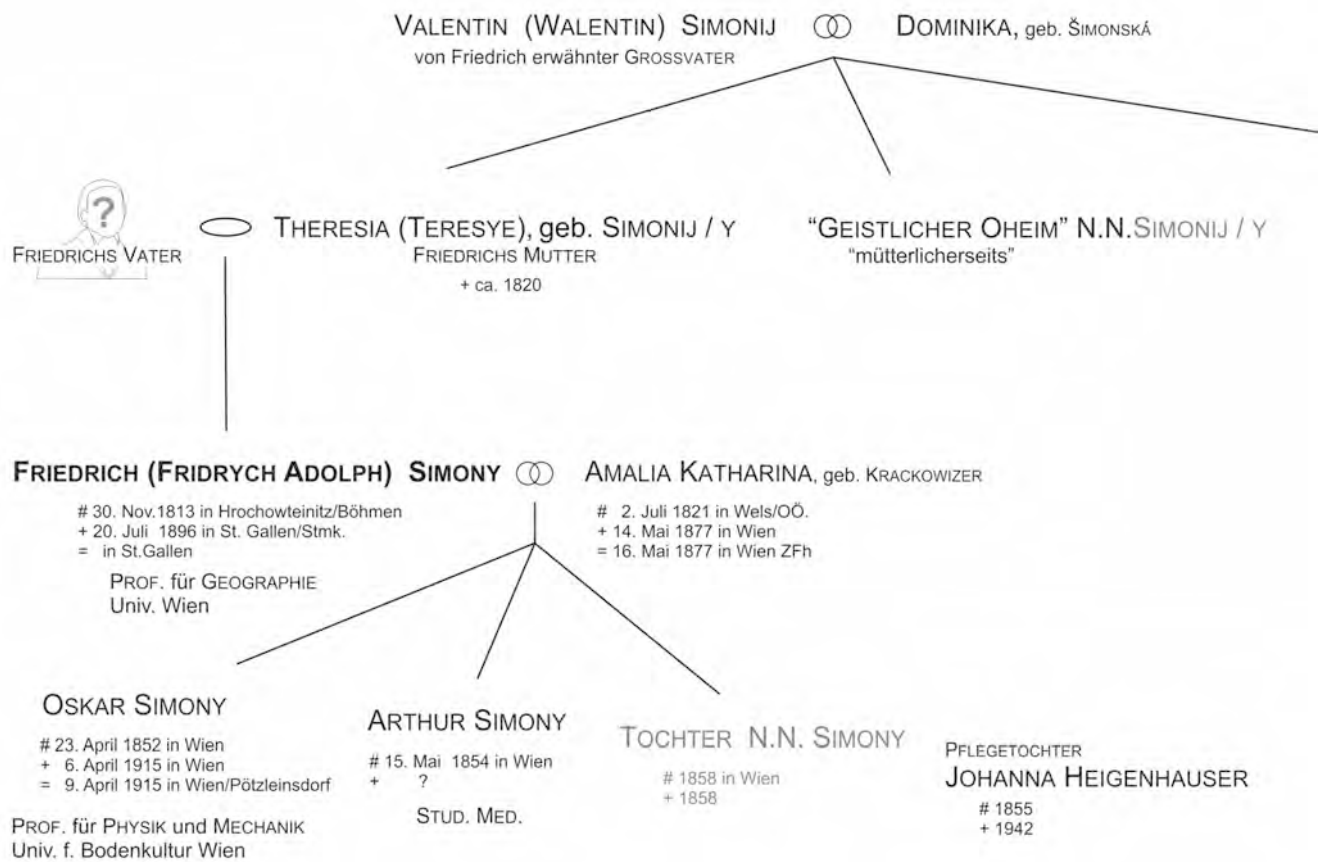
Am 24. Jänner 1903 wurde Stefan Simony sen. in das Wiener Künstlerhaus (Genossenschaft der Bildenden Künstler Wiens) aufgenommen. 1903 wurde er auch Mitglied des Aquarellisten-Clubs, des Maler-Verbandes und der Gruppe Gsur. Er beschäftigte sich vornehmlich mit Landschafts-, Genre- und Tiermalerei; beliebte Motive lieferten die Wachau und die Donauschifffahrt, aber auch die Landschaften Italiens. 1915 wurde Simony mit dem Drasche-Preis ausgezeichnet, 1936 erhielt er die Silberne Jubiläumsmedaille und 1949 wurde ihm der Professorentitel verliehen.

Stefan schrieb sich ursprünglich Simoni; erst nach und nach mit „y“. In Druckwerken wird er meist mit „y“ geführt. Stefan Simony sen. starb am 1. Juni 1950 im 90. Lebensjahr in Wien und wurde am 3. Juni am Wiener Zentralfriedhof bestattet.

Quellen:

<http://geschichte.landesmuseum.net/personen/personen.asp>

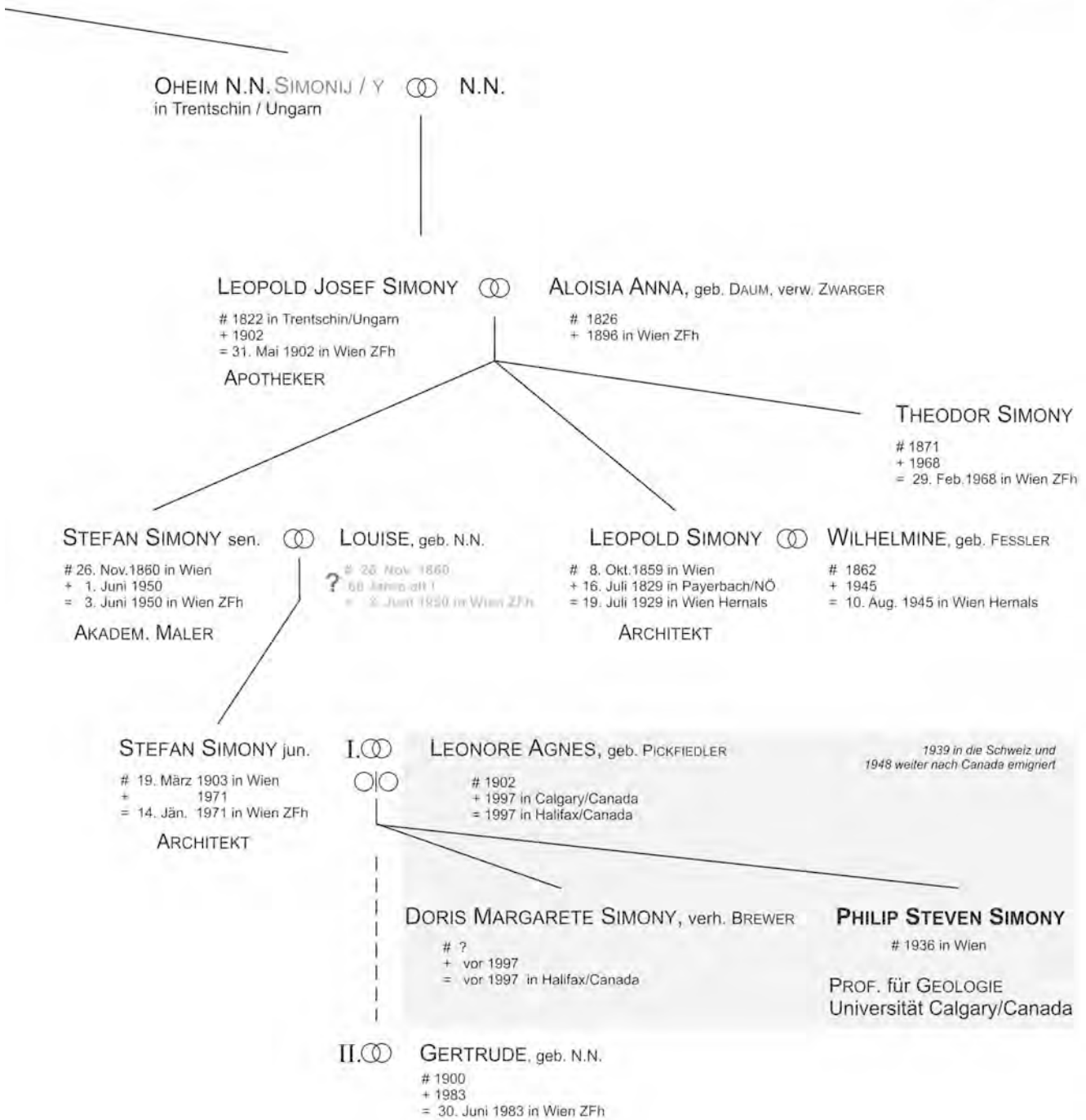
www.wladimir-aichelburg.at/kuenstlerhaus/mitglieder/verzeichnisse/mitglieder-gesamtverzeichnis/#ss



Friedrich Simonij um 1860 mit seiner Gattin Amalia und den beiden Söhnen Oskar und Arthur.
 Archiv Museum Hallstatt.

Die Verwandtschaft von Friedrich SIMONY nach dem Kenntnisstand vom November 2013.

geboren
 + gestorben
 = begraben



Theodor Simony

(1871 – 1968)

Über ihn ist außer den Geburtsdaten und dem ungewöhnlich hohen erreichten Alter von 97 Jahren weiter nichts bekannt. Seine Existenz belegt nur die Eintragung in der Wiener Gräberdatenbank, wonach er im Simony-Familiengrab am Wiener Zentralfriedhof am 29. Februar 1968 bestattet wurde.

Stephan Simony jun. 1. Ehe mit **Leonore Agnes**, geb. Pickfiedler
(13.3.1903 – 1971) (1902 – 1997)

Der Sohn des akademischen Kunstmalers Stefan Simony sen. erhielt seine Ausbildung an der Wiener Kunstgewerbeschule und an der Akademie der bildenden Künste und arbeitete dann in Berlin und Wien als Architekt.

1938 ließen sich er und seine Frau scheiden; sie emigrierte 1939 mit den beiden gemeinsamen Kindern Doris Margarete und Philip Stefan (Steven) zuerst in die Schweiz und 1948 weiter nach Canada. Leonore Agnes starb 1997 in Calgary und ist in Halifax, Nova Scotia/Canada neben ihrer Tochter Doris Margarete Brewer bestattet.

Stefan Simony emigrierte 1939 zu seinem früheren Professor, dem Architekten Clemens Holzmeister in die Türkei nach Istanbul, wo er auch an der Technischen Universität unterrichtete.

1944 kehrte er nach Wien zurück und war unter anderem an der Planung der Per-Albin-Hansson-Siedlung beteiligt. Ab 1948 hatte er den Lehrstuhl für Bühnen- und Festdekoration an der Akademie der bildenden Künste in Wien inne. Ab 1950 war er Mitglied des Wiener Künstlerhauses; trat 1951 aber wieder aus, da das Künstlerhaus keine Gedächtnisausstellung für seinen verstorbenen Vater, den Maler Stefan Simony, veranstalten wollte. Ab 1953 war er Mitglied der Wiener Secession.

In **zweiter Ehe** war er mit **Gertrude, geb. N.N.** (1900 – 1983) verheiratet, diese Ehe blieb kinderlos.

Stefan Simony starb im Jänner 1971 und wurde am 14. Jänner am Wiener Zentralfriedhof bestattet. Gertrude, seine Gattin aus zweiter Ehe, starb 1983 und wurde am 30. Juni 1983 ebenfalls am Wiener Zentralfriedhof bestattet.

Quellen:

www.wienerwohnen.at/hof/53/Per-Albin-Hansson-Siedlung-West.html

www.wladimir-achelburg.at/kuenstlerhaus/mitglieder/verzeichnisse/mitglieder-gesamtverzeichnis/#s

sowie briefliche Mitteilungen von Philip Steven Simony.

Philip Steven Simony

(# 1936)

Nach seinen eigenen Angaben ließen sich seine Eltern 1938 scheiden. Die Mutter emigrierte 1939 mit Philip Steven und seiner Schwester Doris Margarete mit dem Ziel Canada vorerst in die westliche Schweiz, wo sie in den Préalpes die Kriegsjahre verbrachten. Philip erhielt hier eine französische Grundschul-Ausbildung und hatte erste Kontakte zur Natur und zur Geologie in den umgebenden Bergen. Im Jahr 1948, Philip war jetzt 12, setzte die Familie ihre Emigration nach Canada fort.

Nach dem Abschluss der Highschool in Hamilton/Ontario eröffnete er seiner Mutter, Geologie studieren zu wollen. Da erzählte sie ihm von einem Onkel des Großvaters, der in Österreich den Dachstein erstiegen und erforscht und dort eine Unterkunft, die Simony-Hütte errichtet hatte. Trotz Scheidung und Emigration hatte sie den Kontakt zu den Großeltern väterlicherseits bewahrt und die Familiengeschichten weitergegeben. Der alte Onkel Friedrich galt in der Großeltern-Generation als etwas ungewöhnlich; wer verbrachte damals schon viele Tage im Sommer und Winter im unwegsamen Hochgebirge und nächtigte im Freien auf Berggipfeln – und jetzt musste die Mutter der Großmutter eröffnen, dass „Klein Philip“ ähnliche Sachen machen wollte.

Philip studierte Geologie bis zum Master-Grade in Canada und arbeitete in dieser Zeit während der Sommermonate bereits als Geländeassistent beim Bergbauministerium von Ontario. Seine dortigen Vorgesetzten bezeichnet er als große Mentoren und Lehrmeister in allen Aspekten der geologischen Kartierung. Auf deren Anraten begann er ein Doktoratsstudium an der Royal School of Mines, am Imperial College of Science and Technology in London. Er kartierte dazu zwei Sommer jeweils sechs Monate lang im Kaledonischen Gebirge Nordwest-Schottlands. Dabei erfuhr er ein ähnliches Schicksal wie der alte Onkel Friedrich der Großeltern: auch Philips junge Verwandte empfanden es als befremdlich, dass er im Sommer für Monate im „Busch campierte“ und nicht vor September wieder zum Vorschein kam.

Philip Simony war dann lange Jahre Professor für Geologie an der Universität Calgary/Canada. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit metamorphen Gesteinen und mit der Strukturgeologie der kanadischen Rocky Mountains.

Heute ist er emeritierter Professor und lebt mit seiner Frau in Calgary.



Philip Steven Simony bei einer Geologen-Konferenz, die 2004 zu seinen Ehren veranstaltet wurde.



SIMONY'S first letter to the Geological Institute as Chief-Geologist of Section V.

Zu den Briefen F. Simonys aus dem Salzkammergut an die Geologische Reichsanstalt 1850 (G.W. MANDL & R. STANZEL)

Die Zeit vom 18. Mai bis 9. November 1850 verbrachte SIMONY im Auftrag der Geologischen Reichsanstalt als „zeitlicher Geologe“ durchgehend im Salzkammergut, wo er als Chefgeologe der Section V mit der geologischen Erforschung eines Alpen-Durchschnittes vom Dachstein bis zur Donau bei Engelhartzell beauftragt war. Die Bezeichnung „zeitlicher Geologe“ beinhaltet keine Anstellung an der Geologischen Reichsanstalt sondern ist ähnlich einem heutigen „auswärtigen Mitarbeiter“ zu verstehen, der kein Gehalt sondern nur eine Vergütung der Reisespesen erhält. Die Bezeichnung „Chefgeologe“ bedeutet auch nicht die Leitungsfunktion in einer Arbeitsgruppe; im Gegenteil, SIMONY wurde seitens der Geologischen Reichsanstalt kein „Hilfsgeologe“ zugeteilt, sodass er sich selbst einen Hilfsarbeiter (Alex GORBANZ) organisierte, den er aus der Zeit seiner Tätigkeit am Klagenfurter Museum kannte.

In einer Sitzung an der Geologischen Reichsanstalt am 17. Dezember 1850 gab SIMONY einen abschließenden Bericht, der das Programm der Bereisung zusammenfasst – siehe vorne. Einen umfangreicheren Einblick in die Geländetätigkeit gibt eine Reihe von Briefen, die SIMONY während dieser Zeit aus dem Salzkammergut an die Reichsanstalt sandte. Sie geben Auskunft über den Verlauf und die Fortschritte der Begehungen, und andere dabei auftretende Themenkreise.

Diese handschriftlichen Mitteilungen, teilweise zusammen mit Anmerkungen und Antwortschreiben der Direktion der GRA, befinden sich im Archiv der Geologischen Bundesanstalt; ihre Transkription durch OSR Rudolf STANZEL (Windischgarsten) wurde soeben abgeschlossen. Da noch weitere Recherchen nötig sind, um fragliche Stellen abzuklären und um die Schreiben und deren Inhalt in einen Gesamtzusammenhang stellen zu können, ist ihre Gesamtveröffentlichung derzeit noch nicht möglich.

Exemplarisch sei hier nur der erste Brief SIMONYS zur Gänze wiedergegeben, der die archäologischen Funde RAMSAUERS am Hallstätter Salzberg und deren weiteres Schicksal zum Inhalt hat.

Die eigentlichen „Reiseberichte“ werden im Anschluss daran vorerst nur aufgelistet und die darin abgehandelten Themen und bereisten Gebiete kurz skizziert.

[Brief] Nro. 1 Vom Chefgeologen der Section V [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 260/1850]

Löbliche Direction!

Der Gefertigte hat Herrn Ramsauers Sammlung der ausgegrabenen Antiken von der celtischen Leichenstätte auf dem Hallstätter Salzberg durchgesehen und von neuem die Uiberzeugung gewonnen, daß es von hoher Wichtigkeit wäre, dieselbe in ihrer Integrität zu wahren und für ein ethnographisches Museum des Kaiserstaats, dessen Gründung für die vaterländische Geschichtsforschung beinahe unerlässlich erscheint, sicher zu stellen. Der einfachste und kürzeste Weg hiezu wäre der Ankauf durch die geologische Reichsanstalt, der die Anforderung einer Abtretung ohne ein entsprechendes Honorar an Herrn Ramsauer, dessen unermüdlicher mehrjähriger Sorgfalt es allein zu danken ist, dass eine so vollständige Sammlung zu Stande kommen konnte, gegen alle Billigkeit verstoßen und ähnliche Nachgrabungen in Zukunft ganz unterbleiben machen würde.

In diesem Sinne hat der Gefertigte mit Herrn Ramsauer eine vorläufige Besprechung gepflogen, deren Resultate folgende sind:

Herr Ramsauer ist geneigt, die ganze Sammlung an die geologische Reichsanstalt gegen ein entsprechendes Honorar abzutreten, nur hegt er das eine Bedenken, dass Se. Kaiserliche Hoheit,

Erzherzog Franz Karl, der gegen ihn wiederholt den Wunsch ausgesprochen, die Sammlung sollte zur Belehrung für die Fremden stets auf dem Hallstätter Salzberg bleiben, und dessen hohe Fürsprache es auch Herr Ramsauer alleine zu danken hat, dass die ganze Collection nicht auf die ämtliche Aufforderung des ehemaligen Landespräsidenten schon ins Linzer Museum gewandert ist, in der dennoch erfolgten Uibertragung der Sammlung von Hallstatt ins geologische Reichsinstitut eine Mißachtung seines ausgesprochenen Wunsches erkennen müßte.

Dieses ganz natürliche Bedenken Herrn Ramsauers dürfte dadurch am besten beseitigt werden, wenn die löbliche Direction vermittelnd bei Se. Kaiserlichen Hoheit durch die Erklärung einschreiten würde, dass die Uibertragung der Sammlung nach Wien nicht nur im Interesse der Wissenschaft wünschenswert sei, sondern dass auch die Integrität derselben und überhaupt ihre Erhaltung in einem ethnographischen Reichsmuseum viel gesicherter sein würde wie auf dem Rudolfsthorne, wo sie allzu vielen Wechselfällen preisgegeben ist und fortwährend Gefahr läuft, verschleppt oder zersplittert zu werden.

In Betreff des Honorars war Herr Ramsauer zu keiner bestimmten Äußerung zu bewegen, er überlässt die Bestimmung desselben ganz der löblichen Direction des geologischen Reichsinstituts indem er zu sehr auf deren Billigkeitsgefühl vertraut, als dass er selbst eine nähere Angabe sich erlauben würde.

Herr Ramsauer wird im Verlauf der nächsten drei Wochen einen vollständigen Katalog nebst den Zeichnungen aller ausgegrabenen Gegenstände der löblichen Direction übersenden, damit dieselbe dann leichter den Werth der ganzen Sammlung ermessen und das Honorar bestimmen möge.

Schließlich ersucht der Gefertigte die baldige Nachsendung der ihm noch fehlenden Reiseausrüstungsgegenstände einleiten zu wollen, nämlich ein Thermometer mit Theilung bis zu Fünftelgrade, welches bereits bei Lageller bestellt wurde und zu genauen Quelltemperaturmessungen unerlässlich ist, dann das zweite Barometer, einen Handkompaß und das [.?.]tische Messinstrument. Nach Erhalt derselben wird er sogleich das vollständige Verzeichnis aller übernommenen Gegenstände zuzusenden die Ehre haben.

Sendungen und Zuschriften sind bis zum 15. Juni Ischl post. rest. zu adressieren.

Hallstatt 22. Mai 1850

Friedrich Simony

Chefgeologe der Sektion Nr. 5

1. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 260/1850]

Hallstatt, 31. Mai 1850

Untersucht wurden vorerst im Gebiet zwischen Wels und Grieskirchen die tertiären Mergel, genannt „Schlier“ und ihre lagenweise reichen Fossilvorkommen.

Eine erste Voruntersuchung der Gosau-Formation in den Nef-Gräben (Nordosthänge des Hornspitz) ergab eine reiche Ausbeute an Fossilien. Die Steilheit und Gefährlichkeit der rutschenden Hänge erschwerte aber das Erkennen der Lagerungsverhältnisse.

Die fossilreichen Gesteine in der Umgebung Hallstatts zeigen sehr verworrene Lagerungsverhältnisse.

Meteorologische Beobachtungen eines Hagel-Unwetters am Traunsee führen zur Anregung, den Zug von Unwettern in der ganzen Monarchie systematisch aufzuzeichnen, um eventuell bevorzugte „Zugstraßen“ zu erkennen.

Weitere Anmerkungen zu den archäologischen Funden Ramsauers am Salzberg. Alte Skulpturen in Wels und die mittelalterlichen Kunstwerke der Flügelaltäre von St Wolfgang und Hallstatt werden zur Abbildung mittels Photographie vorgeschlagen.

Bezüglich der barometrischen Höhenmessungen werden fehlende oder fehlerhafte Daten in den bestehenden Tabellenwerken kritisiert und ihre Revision angeregt.

Die Aufnahme eines Herrn Alex Gorbanz aus Kärnten als Hilfskraft wird mitgeteilt.

2. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 299/1850]

Hallstatt, 16. Juni 1850

In der ersten Hälfte des Monats wurden verschiedene Gräben in der Umgebung von Gosau begangen und Fossilien gesammelt. Der diskordante Kontakt der Gosauschichten zum umgebenden Gebirge wurde erkannt.

Die jungen Schottermassen entlang der Traun und ihrer Zubringer, von der Koppenschlucht abwärts bis Wels werden besprochen. Moränen, Gletscherschliffe und gekritzte Geschiebe werden als Belege für eine einst weit größere Gletscherausdehnung erkannt.

3. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 337/1850]

Gmunden, 30. Juni 1850

In der zweiten Monatshälfte beeinträchtigte schlechtes Wetter die Außenarbeiten.

Die Verbreitung des Schliers im Raum Vöcklabruck – Wels – Lambach und seine petrographische Beschaffenheit sowie der Fossilinhalt wurden untersucht.

In der Umgebung des Gmundner Sees (=Traunsee) wurden verschiedene Gräben begangen, darunter der Gschlifgraben, und Fossilien aufgesammelt.

Auf der „celtischen Leichenstätte“ am Hallstätter Salzberg werden Nachgrabungen angeregt, welche die geologische Reichsanstalt vorfinanzieren soll.

Für die kulturhistorische und geologische Fotodokumentation wird ein eigens dafür ausgebildeter Geologe als zweckmäßig vorgeschlagen.

4. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 383/1850]

Gmunden, 16. Juli 1850

In der ersten Hälfte des Juli wurden einzelne Lokalitäten in der Umgebung Gmundens genauer untersucht: fossilreiche Sandsteine beim Laudachsee, der Gschlifgraben, der einen einzigen großen „Bergschlif“ bildet und ständig in Bewegung ist, sowie der Siegesbachgraben mit seinen Fossilien.

Eine sechstägige Exkursion zu diesen Punkten wurde auch mit Franz VON HAUER durchgeführt und zum Abschluss das Lignitbergwerk von Thomasroith besucht. Wegen der großen Ausdehnung des Kohlevorkommens werden Überlegungen zu dessen bestmöglichen Nutzung angestellt. Als Abnehmer werden in der Nähe zu errichtende Zuckerfabriken, Glasfabriken und eine Natronfabrik (Salz aus Gmunden erhältlich) sowie die dazu verfügbaren Verkehrswege diskutiert. Für den möglichst vollständigen Kohleabbau wird Tagbau vorgeschlagen, der auch für die Arbeiter ungefährlicher als Stollenbau sei.

Die nächsten vier Wochen sollen wieder dem Hochgebirge des Dachsteins gewidmet werden.

5. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 440/1850]

Dieser Bericht ist nur auszugsweise vorhanden, mit der Bemerkung, dass er von SIMONY bis zur Rückkunft des Direktors einbehalten worden sei.

Hallstatt, 3. August 1850

Am Nordabfall des Traunstein wurde das Verhältnis des Wiener Sandsteins zum Alpenkalk untersucht, mit dem Ergebnis, dass der Sandstein den Alpenkalk unterlagere.

6. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 478/1850]

Hallstatt, 16. August 1850

In der ersten Hälfte des August wurden Teile des Dachsteingebirges und der Umgebung Hallstatts untersucht.

Der Hallstätter Gletscher zeigt ein weiteres Anwachsen und Vorrücken. Am Gebirge wurden Moränen vorgeschichtlicher Gletscher erkannt.

Kiesel- und Urgebirgsgeschiebe und Bohnerze wurden am Dachsteinplateau gezielt gesucht und auch rote Crinoidenkalke entdeckt.

Begehungen am Hallstätter Salzberg ergaben einen raschen Wechsel der Formationsglieder, der detaillierte Studien erfordert.

7. Reisebericht fehlt im Archiv**8. Reisebericht** [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 517/1850]

Aussee, 21. September 1850

Die ersten Tage des Septembers wurde wieder das Tertiärland zwischen Vöklabruck, Wolfsegg und Wels bereist und mit Wilhelm HAIDINGER das Braunkohlebergwerk Thomasroith besucht.

Begangen wurden Profile von Gosau ins Goiserer Weißenbachtal, im Ramsauer und Lauffener Gebirge, und von Hallstatt über das Dachsteingebirge zum Hinteren Gosausee.

Im Sandling und seinen Vorbergen rund um das Ausseer Salzgebirge finden sich ähnliche Gesteine wie am Hallstätter Salzberg, auffällig ist der Reichtum an Hornsteinausscheidungen.

Die nächsten vierzehn Tage beabsichtigt SIMONY der Ischler Umgebung zu widmen.

9. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 563/1850]

Hallstatt, 16. Oktober 1850

Der Zeitraum vom 22. September bis 15. Oktober diente zur Vermessung von Höhenpunkten im Salzkammergut.

Das Dolomitgebiet zwischen Traunwand und Ramsaugebirge bis hin zum Katergebirge wurde begangen.

Verschiedene Lokalitäten der Fossilien führenden Gosauschichten wurden besucht und die Gesteine als Ablagerungen in lokalen, verschieden tiefen Buchten interpretiert, in denen sich zu gleichen Zeiten verschiedene Faunen ansiedelten.

Sehr ergiebige fossile Faunen wurden am Hierlatz entdeckt und ihre Beziehungen zum Alpenkalk diskutiert.

Der Sarstein wurde bestiegen um als Aussichtspunkt eine vollständige bildliche Darstellung des Dachsteingebirges zu gewinnen.

Die Detailuntersuchung des Hallstätter Salzberges wurde vom 11. bis 16. Oktober durch starken Schneefall, der bis ins Tal reichte, unterbrochen.

10. Reisebericht [Archiv der GBA, Protokoll Nr. 617/1850]

Hallstatt, 4. November 1850

In der zweiten Hälfte des Oktobers wurden die Lignitlagerstätten von Thomasroith, Wolfsegg und Haag zu Höhenmessungen aufgesucht.

In Thomasroith wurde beim Abbau ein Baumstumpf mit Wurzelstock in der Kohle entdeckt und von der Thomasroither Gewerkschaft als Geschenk der Geologischen Reichsanstalt zugedacht.

Soweit der Schnee es erlaubte, wurde neben dem Hallstätter Salzberg auch noch das Leisling- und Pötschengebiet untersucht.

Nach Absendung der letzten Probenkisten ist die Rückreise nach Wien geplant.

- - -

Neben diesen als Reiseberichte titulierten, zum Teil mehrere Seiten umfassenden Schreiben, gibt es noch weitere, kurze Schriftstücke SIMONYS an die Direktion. Diese betreffen verschiedene, meist organisatorische Themen, wie Reisekostenabrechnungen und Vorschusszahlungen, Ansuchen um Übersendung von Kartenmaterial oder diversen Messinstrumenten. Alle Schriftstücke liegen in vorgedruckten Umschlägen, die noch verschiedene Datumsangaben, Aktenzahlen, Notizen oder auch die Antwortschreiben der Direktion beinhalten.



Markt Aussee im steyerischen Salzkammergut nebst den Alpen Loser, Tressen, Trisselstein, Backenstein und dem toden oder GemsgGebirg. Ohne Jahreszahl.
Bleistiftzeichnung, Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 237 – II



Aussicht von der Ruine Pfundberg nach Altaussee. 1843.
Bleistiftzeichnung, Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 233 – II

Reisen, Forschen, Abenteuer - eine Auswahl von Texten Simonys

Die folgenden Seiten bringen eine Auswahl an publizierten Texten Friedrich SIMONYS, insbesondere über seine spektakulären Bergtouren im Dachsteingebirge.

Die Rechtschreibung und Zeichensetzung folgen dem Originaltext der jeweiligen Textquelle, nur die Worttrennungen am Zeilenende wurden der hier vorgegebenen Zeilenbreite angepasst.

Die beigefügten Illustrationen stammen von SIMONY selbst; bis auf eines befinden sich alle Originale im Archiv der Geologischen Bundesanstalt, das eine im Archiv des Museums Hallstatt.

Der erste Besuch in Hallstatt [1840]

Der nachfolgende Text entstammt einer Erinnerung SIMONYS an seinen ersten Besuch in Hallstatt. Aus späterer Sicht von SIMONY ergänzte Kommentare wurden ausgelassen, um die Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks zu wahren; diese Stellen sind durch [...] gekennzeichnet.

Textquelle:

SIMONY, F. (1891): Das Schwinden des Carls-Eisfeldes nach 50jährigen Beobachtungen und Aufnahmen. – Separatdruck aus Mitth. Dtsch. u. Österr. Alpenverein, Jahrgang **1891**, Nr. 4-5, S. 6-33, Wien (A. Holzhausen).

[...] Es war im September des Jahres 1840, als ich nach einer mehrwöchentlichen, mit drei Freunden unternommenen Fusstour durch die österreichisch-steirischen Kalkalpen bei strömendem Regen in Aussee anlangte. Während meine Wandergenossen, durch das üble Wetter entmuthigt, sich schon am kommenden Tage der Heimat zuwendeten, beschloss ich solange auszuharren, bis mein Vorhaben, dem Dachsteingebirge einen eingehenderen Besuch zu widmen, ausgeführt war.

Bisher hatte ich nur den Schneeberg, die Raxalpe und den Hochschwab kennen gelernt und mich an ihren botanischen Schätzen erfreut. Aber in jener von conservativen Gemüthern so warm gepriesenen alten Zeit waren selbst die genannten Berge nicht so leicht und bequem zu erreichen wie gegenwärtig.

Wenn man nicht als harmloser Spaziergänger oder im Fiaker oder eigener Fahrgelegenheit das Weichbild Wiens verliess, musste man sich, vorher mit einem polizeilich legalisirten Passierschein ausgerüstet, auf dem Martersitz eines federlosen Stellwagens durch 7 St. nach Wiener-Neustadt rädern lassen und dann erst auf den leibeigenen Schusterrappen weiter zu kommen trachten.

Diesmal nun strebten meine Wünsche weiter und höher, ich wollte endlich einmal auch ein wirkliches Hochgebirge sehen und dazu schien sich mir das Dachsteingebirge als am nächsten gelegen und am leichtesten erreichbar vor Allem zu empfehlen.

Aber auch noch ein besonderes Interesse veranlasste mich, speciell diese Tour zu unternehmen. Es war nämlich um dieselbe Zeit, als in der Geologie ein neuer Begriff Fuss zu fassen begann, der Begriff einer vorgeschichtlichen Eiszeit. Wohl waren schon durch Decennien vorher insbesondere von Schweizer Forschern Erscheinungen beobachtet worden, welche denselben als Wahrzeichen einst bestandener mächtiger Gletscher galten. So führte der helvetische Minister Bernh. Friedr. KUHN in einem in HÖPFNER's "Magazin für Helvetiens Naturkunde" im Jahre 1787 veröffentlichten Artikel das Auftreten alter Moränen weit über dem jetzigen Eisgebiet auf eine einstige ungewöhnlich grosse Ausdehnung der Gletscher zurück. Anderthalb Decennien später untersuchte PLAYFAIR die aus alpinen Blöcken bestehenden Moränen am Jura und schrieb dieselben einem Gletscher zu, welcher einst über den Genfersee und die schweizerische Hochebene sich hinausgeschoben haben müsse. Dann kamen VENETZ und JOH. V. CHARPENTIER, welche das Auftreten mächtiger erratischer Blöcke und alter Moränen weit ausserhalb der gegenwärtigen Gletscher auf dieselbe Weise interpretirten. Endlich sprach sich AGASSIZ, welcher durch sein im Jahre 1840 in Neufchatel erschienenenes, von einem Atlas



Eine Partie von Hallstatt (aus einem Fenster des Stadler'schen Gasthauses). 1843.
Bleistiftzeichnung. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 250 – II



Aussicht von der Terasse der Kirche in Hallstatt. 23. October 1843.
Bleistiftzeichnung. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 251 – II

begleitetes Werk: "Etudes sur les glaciers" Epoche machte, auf das Entschiedenste für den einstigen Bestand einer prähistorischen Eiszeit aus.

Diese neue Lehre nun, welche mit den aus den organischen Resten abgeleiteten Vorstellungen über die klimatischen Verhältnisse der Tertiär- und nachfolgenden Quartärperiode bis in die Jetztzeit herein sich schwer in Vereinigung bringen zu lassen schien und daher auch von vielen Seiten, namentlich von allen Jenen, welche sich nicht selbst mit eingehenderen Gletscherstudien befasst hatten, als eine auf unsicherem Boden fussende Hypothese unter starker Reserve hingenommen wurde, diese neue Lehre hatte meine Phantasie auf das Mächtigste angeregt. Ich sah die gesammten Alpen in ein unabsehbares Meer von Schnee und Eis gehüllt, aus welchem sich gewaltige Gletscherzungen in alle angrenzenden Vorländer weit hinaus erstreckten.

Auf diese Weise wurde das Dachsteingebirge für mich von allem Anfang an ein classischer Boden, wo neben den gegenwärtig bestehenden Gletschern auch die Spuren der "Eiszeit" in nicht zu missdeutenden Erscheinungen aufzufinden sein müssten.

So wanderte ich denn nach Eintritt der ersten günstigeren Witterungsanzeichen von Aussee auf dem damals stark benützten Koppenwege durch das malerische Obertraun dem Hallstätter See zu. An der Lände beim Höllbauer angelangt, kam auch alsbald der letztere mit einem Kahn in Sicht und wenige Minuten später glitt bereits das leichte Fahrzeug über den regungslosen Seespiegel hin.

Sobald die rechtwinklige Uferkrümmung am Grubkreuz umschiff ist, tritt wie bekannt mit einem Male am jenseitigen Gestade der Markt Hallstatt, dieses landschaftliche Unicum unter allen Alpenorten Oesterreichs, in seiner ganzen Längenausdehnung vor Augen. Damals präsentirte sich der malerische Ort noch in seiner vollen unveränderten Ursprünglichkeit. Die auf hoher Quaderterrasse thronende gothische Kirche war noch durch keinen barbarischen Weisswedel ihrer landschaftlich so effectvollen Mauerabwitterung beraubt. Auf dem abgeflachten Alluvialkegel des vom Salzberg in finsterner Klamm herabstürzenden Mühlbaches trat ein höchst nüchtern aussehendes, baufälliges Gebäude nahe an das Ufer heran, es war das durch keinerlei kirchliches Merkmal als Gottestempel gekennzeichnete protestantische Bethaus. Rechts von dem letzteren lag das alte Stammhaus der Seeauer, damals noch das räumlich beschränkteste und seiner gedeckten Lage wegen auch wenigst von Fremden besuchte Gasthaus. Links vom Bethaus befand sich das Stadler'sche und fünf Häuser weiter südlich das Däubler'sche, später "zur Post" genannte Gasthaus, die beiden letzteren durch ihre Söller schon als Orte gekennzeichnet, wo für den Zukehrenden nicht nur der geistige Genuss einer grossartigen Gebirgslandschaft, sondern auch die entsprechende Vorsorge für alle leiblichen Bedürfnisse zu erhoffen war. Keinerlei fahrbarer Weg durchzog damals noch den Markt, nur eine einzige enge Gasse, wo man mitunter aus dem Bodenfenster des unteren Hauses mit einem Schritt die Schwelle des gegenüberliegenden Hauses erreichen konnte, lief von einem Ende des Ortes bis zum anderen. Wer von Hallstatt nach Gosaumühl gelangen wollte, musste entweder den in dem steil zum See abstürzenden Gehänge auf- und absteigenden Saumpfad benützen, oder den Wasserweg dahin mittels Kahn zurücklegen. So sah Hallstatt vor 50 Jahren aus, ein Ort, der, obwohl schon damals von zahlreichen Touristen, Malern und Ischler Sommerfrischlern häufig besucht, trotzdem noch die patriarchalische Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Billigkeit bewahrt hatte, welche in jener kellnerlosen Zeit die meisten Alpenorte vortheilhaft auszeichnete.

[...]

Nachdem der Kahn bei Stadler's Gasthause gelandet und der Fährmann mit der bestehenden Taxe von 8 kr. Conventionsmünze nebst einem kleinen, auch schon damals nicht verschmähten Trinkgeld entlohnt war, trat ich mit dem gemüthlichen Gastwirth und seiner Frau Liebsten über die Kostfrage in Verhandlung, worauf ohne vieles Feilschen für Milchfrühstück, einfaches Mittag- und Abendessen einschliesslich eines geräumigen Wohnzimmers der Betrag von fl.1.- Conventionsmünze für den Tag vereinbart wurde.

Als ich hierauf meine Absicht kundgab, das Karlseisfeld zu besuchen und damit, falls es das Wetter gestatten würde, auch eine Besteigung des Hohen Gjaidsteins zu verbinden, wurde alsbald Wallner,

der schon damals gesuchteste Führer für das Dachsteingebirge, citirt. Bald kam auch derselbe zum Vorschein, eine Reckengestalt im kräftigsten Mannesalter, welcher sich alsbald in wortreicher Auseinandersetzung seiner genauen Kenntniss aller umliegenden Berge erging. Auch hier war die Entlohnungsfrage zu beiderseitiger Zufriedenheit rasch gelöst.

Nun wurde gleich über Tag und Stunde berathschlagt, wann die Partie angetreten werden sollte. Wallner meinte, je früher, desto besser, weil das gute Wetter nicht lange anhalten werde, denn der weissliche Himmel wolle ihm nicht recht gefallen, und auch, dass der Dampf über dem Sudwerk breit niederliege und nicht aufsteigen könne, sei ein schlechtes Zeichen. Er halte dafür, dass es das Beste wäre, wenn wir gleich am nächsten Tage, und zwar schon um 2, längstens 3h morgens uns, mit einigen „Pucheln“* versehen, auf den Weg machen würden, wo es dann möglich wäre, noch an demselben Tage, wenn auch nicht auf den Gjaidstein, so doch gegen Mittag bis zum Eisfeld zu kommen und dasselbe ordentlich anzusehen, dann in die Wieselpe zurückzukehren und dort zu übernachten. Am nächsten Morgen würde es sich schon zeigen, ob es rathsam sei, die mühsame Tour auf den Gjaidstein zu unternehmen oder sie besser auf später zu verschieben.

Selbstverständlich waren für mich die Aeusserungen des erfahrenen Führers einzig maassgebend, und so befanden wir uns denn auch nach kurzer Nachtruhe thatsächlich, eben als der Nachtwächter die dritte Morgenstunde ausrief, schon unterwegs. So lange unser Weg zwischen den sich enge gegenüberstehenden Häusern hinlief, vermochte ich in der tiefen Finsterniss nur mit äusserster Anstrengung meines ganzen Sehvermögens auf dem unebenen Wege ohne Fallen vorwärts zu kommen, und erst als wir in das Echernthal einlenkten, ging es mit sicherem Schritte vorwärts. Hinter der Echernmühle jedoch, wo der Weg nahe dem Waldbach durch ein dichtes Fichtengehölz hinzieht, stellte sich das Bedürfniss nach Licht wieder dringender ein, und nun setzte Wallner die erste der mitgenommenen Holzfackeln in Brand, worauf ein frisches Marschtempo eingeschlagen wurde. Erst jenseits der Waldbachbrücke wurde durch die Steilheit des sich über die Waldbachleithen schmal emporwindenden Steiges unserem Geheifer ein entsprechender Hemmschuh angelegt.

Schon war auch die zweite Puchel bis auf einen kurzen Stummel niedergebrannt, als endlich der Himmel sich so weit zu lichten begann, dass die künstliche Leuchte entbehrlich wurde. Unsere Absicht, am "Alten Herd", welchen wir soeben erreicht hatten, den vollen Anbruch des Tages abzuwarten, wurde aber durch den schneidend kalten Wind vereitelt, welcher sich uns sehr bald unangenehm fühlbar machte, und so wurde denn ohne Rast weiter gestiegen. Bald war die Tropfwand erreicht, dann ging es über den Schnecken, an einem Wassertrog vorbei, zum Ahorn am Mirt'npalpen, weiter über den Thiergarten am Thiergartenbrunnen und Thiergartenloch vorbei nach der Thiergartenhöhe, wo wir uns eine kurze Rast gönnten.

Waren mir schon im Anstieg durch den Thiergarten die vielen stark abgerundeten Geschiebe von den verschiedensten Dimensionen aufgefallen, welche untermengt mit Sand vom feinsten bis zum grössten Korn und dazwischen ganz scharfkantigen Gesteinsfragmenten überall den Boden bedecken und noch mehr die vielen in das Gestein gehöhlten Rinnen, welche aussahen, als wären sie von rasch dahinschiessenden, schuttbeladenen Bachwässern ausgewaschen worden, so trat insbesondere die

* Pucheln werden jene landesüblichen Holzfackeln genannt, welche aus 1 Meter langen und 5-6 Millimeter dicken, durch Zerspalten von möglichst trockenen, astlosen Fichtenscheiten hergestellten Stäben bestehen, die durch 3 verschiebbare Ringe aus Weidenruthen zu Bündeln von beiläufig 5 Centimeter Durchmesser verbunden werden. Durch ein paar an dem einen Ende des Bündels hineingeschobene Spähne wird das Entzünden einer derartigen Holzfackel leicht bewerkstelligt. Ihre Benützung als Leuchte fordert wegen der häufig abfallenden Gluthstückchen und der dadurch bedingten Feuergefährlichkeit stetige Vorsicht und Beschränkung im Gebrauche. Deshalb wird die Puchel gegenwärtig auch schon regelmässig durch die Laterne ersetzt.

letzterwähnte Erscheinung in noch viel grossartigerer Entwicklung auf, als wir nach kurzem Weitermarsche die sogenannte Herrengasse durchschritten. Diese breit eingeschnittene Bodenrunse ist von einem derartigen Gewirre vielfach gewundener tiefer, zum Theil kesselähnlicher Aushöhlungen durchzogen, dass dieselben beim Begehen alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Hier konnte ich keinen Augenblick in Zweifel sein, dass an dieser Stelle einst ein mächtiger Gletscherbach durch lange Zeiten seinen Weg genommen und reichliches Aushöhlungsmaterial vor sich hingewälzt hatte.

Nicht minder fielen mir aber auch die stark abgerundeten Felsköpfe und Rücken auf, welche unmittelbar am Eingange in die kesselartig eingesenkte Mulde der Wieselpe zu beiden Seiten des Weges dem Blicke begegnen und welche mich schon beim ersten Betrachten auf das Lebhafteste an die Roches moutonnees in dem Atlas zu den „Etudes sur les glaciers“ von AGASSIZ erinnerten.

Es war 8h geworden, als wir den Boden der eben genannten Alpe betraten. Sämmtliche Hütten waren schon verlassen, denn die Sennerinnen hatten bereits eine Woche vorher in die an 1200 Fuss tiefer gelegene Grubalpe abgetrieben.

Da sich nach dem fünfstündigen Marsche bereits das Bedürfniss nicht nur nach einer längeren Rast, sondern auch nach einem soliden Imbiss eingestellt hatte, so liessen wir uns auf einem wohlberasteten Platze vor der zu jener Zeit von den Touristen am häufigsten besuchten Jodlerhütte nieder und Wallner machte sich allsogleich daran, in der Hütte, mit deren primitivem Verschluss er wohl vertraut war, nachzusehen, ob Heu und auch Holz genug vorhanden sei, um von uns zu einem eventuellen Nachtlager benützt werden zu können. Nachdem das Ergebniss seiner Untersuchung sich als zufriedenstellend erwiesen hatte, wurde dem Inhalte des von Frau Stadler wohlversorgten Lederranzens herzlich zugesprochen.

Leider aber hatten sich indess die Witterungsaussichten bedeutend verdüstert. Schon bei Tagesanbruch war der Himmel von zahlreichen kupferfärbigen Cirrusstreifen überspannt gewesen, welche sich seither zu immer grösseren, immer dunkleren Wolkenballen verdichteten. "Wenn wir das Eisfeld heute noch sehen wollen, so müssen wir rasch weiter trachten, denn bis dahin heisst's noch gute drei Stunden fest auftreten," mahnte Wallner, und so wurde denn ohne Säumen wieder aufgebrochen. Ueber die alten Moränenböden der Wies- und der bei 180 Meter höher gelegenen Ochsenwieselpe eilten wir, so gut es die in einzelnen Theilen des höchst primitiven Steiges vorkommende Steilheit zuliess, der Ochsenwieshöhe zu.

Die letztere bietet unstreitig den überraschendsten Aussichtspunkt auf dieser Route, indem sich hier mit einem Male der Anblick des Karlseisfeldes und seiner grossartigen Umgebung dem Beschauer erschliesst. Mir aber war es diesmal leider nicht vergönnt, mich dem Vollgenusse des imposanten Naturgemäldes hingeben zu können, denn schon jagten schwere Wolkenmassen aus Nordwest über die Hochzinnen des Gebirges hin und nur für kurze Momente öffnete sich einmal da, einmal dort eine Lücke, um ein Stück eines Gipfels oder einer Wand durchblicken zu lassen.

Aber für den verkümmerten Genuss des Landschaftsbildes wurde ich durch dasjenige entschädigt, was sich in der näheren Umgebung meinen Blicken darbot. Rings um die frei aufragende Ochsenwieshöhe konnte ich überall den mit stark abgerundeten Geschieben untermengten Schutt beobachten, dessen ganze Ablagerungsweise unverkennbar auf alte Moränen hinwies. Ebenso liess auch die mehr minder starke Abrundung aller vorspringenden Felspartien in der näheren und weiteren Umgebung bis zu einem gewissen Niveau hinauf die Wirkung von Gletscherschliff erkennen.

Nun galt es noch, die Strecke in das 500 Fuss tiefer gelegene Taubenkar hinab und hinter diesem wieder den mit der Ochsenwieshöhe zu fast gleichem Niveau sich erhebenden Felsrücken emporzusteigen, welcher die Zunge des Karlseisfeldes gegen Norden begrenzt. Aber auch in diesem ermüdenden Theile des Weges fesselte eine interessante Erscheinung momentan meinen Blick; es ist dies eine hart an dem Steige in das Taubenkar gelegene Platte, welche, obgleich schon seit undenklichen Zeiten dem benagenden Einflusse der Atmosphärien preisgegeben, nichts destoweniger noch immer deutlich jene charakteristischen Schrammen zeigt, wie sie durch einen über flachen Felsboden wuchtig sich hinschiebenden Gletscher erzeugt werden.



Aussicht von der Spitze des hohen Gjadsteins auf die beiden Dachsteingipfel, das Findl und einen kleinen Theil des Carls-Eisfeldes. 17. October 1840, nach einem Schneefall aufgenommen.
Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 235 – II



Das Dachsteingebirge vom Kallenberg aus aufgenommen. Juli 1843.
Bleistiftzeichnung, Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 260 - II

Nach stark halbstündiger Wanderung war der von altem, mattenbedeckten Moränenschutt erfüllte Boden des Taubenkares erreicht. Zwei Blockhütten, die eine schon gänzlich verfallen, die andere noch einen dürftigen Unterstand bietend, standen auf einer linksseitigen Stufe des Grundes.

[...]

Aus dem Taubenkar geht es zunächst über welliges, mattenbewachsenes Schuttterrain und einen an die südliche Rückwand des Kessels gelehnten steilen Moränenkegel, dann über felsige karrendurchfurchte Felsrücken allmähig höher und höher empor, bis wieder nahezu das Niveau der Ochsenwieshöhe erreicht ist und man nun mit einem Mal den Auslauf der Gletscherzunge ganz nahe zu Füßen liegen sieht.

Das Karlseisfeld zählt zu jenen den karstartig gestalteten alpinen Kalkmassiven eigenthümlichen Gletschern, welche nicht in normal verlaufenden Hochthälern, sondern in geschlossenen Mulden enden, und deren Schmelzwässer daher auch nicht vom Gletscherende ab in offen liegenden Gerinnen thalwärts fließen, sondern auf mehr oder minder weite Strecken ihren Weg unterirdisch zu nehmen ge-
nöthigt sind.

[...]

Als ich [...] das Karlseisfeld zum ersten Mal zu Gesicht bekam, befand sich nur ein kaum 30 Quadratmeter grosses Seelein zwischen dem steilen Abfall des Gletscherendes und der unmittelbar gegenüber ansteigenden Felsumwallung des Gletscherbettes, ähnlich wie es eine drei Wochen später aufgenommene Ansicht des Karlseisfeldes zeigt.

Begreiflicherweise drängte es mich, den Gletscher so rasch als möglich selbst zu betreten, obgleich Wallner mit bedenklichen Mienen auf die schweren Wolkenmassen hinwies, die sich immer tiefer über den Gjaidstein niedersenkten und wenige Minuten später auch bereits die höheren Stufen des Gletschers dem Blicke vollständig entzogen.

Rasch stiegen wir nun zu der kleinen Wasserlache hinab und schritten von da an hart an dem Fusse des 3 - 5 Klafter hohen, 30 bis 40° geneigten und erst über dieser Höhe sich allmähig mehr und mehr verflachenden Abschwunges der Gletscherzunge südwärts gegen den Gjaidstein zu, um in der südlichen Flanke der letzteren eine Stelle aufzusuchen, über welche der Eistrücken leichter zu erreichen wäre.

Vom Seelein weg bis zum höchsten, der Schutthalde des Gjaidsteins schon nahe gelegenen Punkte des Gletscherfusses konnten wir der höchst unbedeutenden Stirn-
moräne folgen, welche sichtlich ganz frischer Entstehung war, denn dieselbe erwies sich als eine nur 1 bis 2 Fuss hohe und 3 bis 4 Fuss breite Aufschiebung, aus einem Gemenge von kantigen Gesteinstrümmern und kleinen Rasenwülsten bestehend, in welchen noch zahlreiche grünende Pflanzenbüschel zu sehen waren.

Schon hatten wir die nächstliegende sanftere Abwölbung des Gletschers überschritten und ein paar hundert Schritte auf dem Rücken der Eiszunge zurückgelegt, als eine rasch überhandnehmende Verdunkelung, den baldigen Beginn des von Wallner bereits am frühen Morgen vorausgesagten Unwetters ankündigend, zu schleuniger Umkehr mahnte.

Wir hatten auch thatsächlich das Karlseisfeld noch nicht aus dem Gesichte verloren, als schon ein feiner, aber um so eindringlicherer Regen begann, welcher bei dem nächsten Windstoss in wirbelnden Graupenfall überging.

Selbstverständlich eilten wir, möglichst bald die Wieselpe zu erreichen, wo wir im Schutze der Jodlerhütte das verspätete Mittagsessen nachholten. Während unserer Mahlzeit, welche mein Begleiter durch ein rasch entzündetes Feuer gemüthlicher zu machen bemüht war, wurde berathen, ob wir hier übernachten sollten, um eventuell am nächsten Tage den Gjaidstein zu besteigen, oder ob es nicht besser sei, lieber nach Hallstatt zurückzukehren und dort verlässlicheres Wetter abzuwarten. Ich entschied mich für das letztere, denn mir war es ja nicht allein um die Besteigung des genannten

Hochgipfels, sondern auch, und zwar hauptsächlich um Aufnahmen des Gletschers zu thun, welche ich unter allen Umständen meiner Zeichenmappe einverleiben wollte.

So wurde denn baldigst – es war bereits 4h geworden – thalabwärts im Doppelschritt marschirt und nicht mehr gerastet, als bis wir, gründlich durchnässt, um 7h abends in Stadler's Gasthause anlangten.

Nahezu drei Wochen waren verstrichen, ehe das ungünstige Wetter, welches abwechselnd bald Regen, bald Schneefälle im Gebirge brachte, wieder einen freundlicheren Charakter angenommen hatte. Ich mochte nun nicht länger säumen, das geplante Unternehmen auszuführen, und so brachen wir denn, mit Proviant auf vier Tage versehen, am 16. October mittags zum zweiten Male nach der Wieselpe auf, wohin die "Jodlertheres" noch vor dem Abtrieb aus der Grubalpe für Geld und gute Worte einige Tragen Heu und Brennholz in ihre Hütte geschafft hatte. Gegen Abend in der letzteren angekommen, richteten wir uns alsbald häuslich ein; Wallner holte Wasser aus der nahen Quelle "im Schnalz", während ich mich bemühte, Feuer zu entzünden und das Nöthigste für die Herstellung eines warmen Abendessens vorzubereiten. Nachdem das letztere beendet war, zögerten wir nicht lange, unser Heulager aufzusuchen, denn mit dem Erlöschen des Herdfeuers machte sich auch schon in kürzester Zeit die durch die klaffenden Fugen des roh gezimmerten Gebälkes einströmende Frostluft der sternhellen Nacht empfindlich fühlbar.

Beim ersten Grauen des Morgens brachen wir nach dem Hohen Gjaidstein auf. Wieder ging es über die Ochsenwieshöhe und das Taubenkar zum Karlseisfeld hinan, dessen Zunge abermals an ihrem steilen Abschwung umgangen und dann über die sanfter geneigte Südflanke derselben betreten wurde. Hierauf schritten wir auf dem Eisrücken bis nahe zur nächsten Gletscherstufe vor, über welche das Eis in wilder Zerklüftung niederhing und eine Partie malerischer Sèracs [=Eis-Türme] bis hart an jene Stelle der Uferfelsen sich zusammendrängte, über welche man [...] ohne Schwierigkeit in das Gjaidsteinkar emporsteigen konnte [...].

Es bedurfte vom Gletscher ab mehr als volle zwei Stunden ziemlich mühsamen Steigens über den mit scharfkantigen Steinscherben besäeten und je höher hinauf, desto dichter mit Resten des letzten Neuschnees überdeckten Steilhang, ehe der Gipfel des Hohen Gjaidsteins (2786m) erreicht war. Trotz des schneidend kalten Windes, welcher die Finger in kürzester Zeit völlig erstarren machte, gelang es mir doch, wenigstens eine flüchtige Skizze der beiden Dachsteingipfel und der Dirndl'n mit dem anstossenden Firnfeld zu entwerfen.

Nach kaum halbstündigem Verweilen auf der windumrausten Kuppe wurde der Rückweg, und zwar in um so rascherem Tempo angetreten, als wir beide das dringende Bedürfniss fühlten, den erlittenen Wärmeverlust möglichst bald wieder durch intensive Körperbewegung zu ersetzen. Nach wenig mehr als einer Stunde war denn auch der Gletscher wieder erreicht, und ich hatte nun Musse genug, nicht nur die an dem Fusse der Felsen gelegenen, malerischen Seracs zu zeichnen, sondern auch während des Ueberschreitens der Gletscherzunge eingehende Beobachtungen über die Structur des Gletschereises anzustellen.

Der nächstfolgende Tag war zunächst der Aufnahme der Aussicht von der Ochsenwieshöhe nach dem oberen Theile des Karlseisfeldes und seiner Umgebung gewidmet, dann ging ich nochmals durch das Taubenkar nach dem die Gletscherzunge nördlich begrenzenden Felsrücken, um ein Detailbild des ganzen Eisstromes zu gewinnen.

Damit war die Aufgabe, welche ich mir für diese zweite Expedition gestellt hatte, gelöst, und so konnten wir denn nach einer dritten, schon ziemlich unangenehm verbrachten Nacht – das Brennmaterial war nämlich schon vollständig ausgegangen – froh des Erfolges der diesmal vom Wetter begünstigten Wanderung, am vierten Tage wieder nach Hallstatt zurückkehren.

Ersteigung des Hohen Dachsteins [1842]

Textquelle:

SIMONY, F. (1842): Landeskunde. Ersteigung des hohen Dachsteins vom Carls-Eisfelde aus. – Oesterr. Kaiserl. Wiener Zeitung, Nr. 268, 28. September 1842, S.1982-1984, Wien.

Hallstatt, am 16. September 1842.

Dort, wo die Gränzmarken Oesterreichs, Salzburgs und Steyermarks zusammentreffen, erhebt sich ein riesiges Uebergangskalkgebirge, (das höchste von dieser Formation im Oesterreichischen Kaiserstaate), südlich vom Steyerischen Oberennsthal, nördlich von den Seegründen der Oesterreichischen Gosau und Hallstatts begränzt. Sein Fuß deckt einen Flächenraum von mehr als acht Quadratmeilen und sein Karstähnliches Plateau, welches sich im Durchschnitt zu einer Seehöhe von 5800 Wiener Fuß erhebt, hat einen Umfang von 50-60 Wegstunden. Aus diesem Plateau erheben sich dann unzählige Kämme, Wände und Spitzen in einer, nach dem Gesetze der durchschnittlichen Schichtenerhebung dieses Gebirges paralell zunehmenden Höhe von 6000 Fuß bis zu den drey höchsten Gipfeln des ganzen Stockes, dem hohen Dachstein, der erhabenen Marksäule der genannten drey Provinzen, mit 9491 Fuß; dem davon nordöstlich gelegenen niedern Dachstein zu Oesterreich gehörig mit 9320 Fuß, und endlich dem, vom hohen Dachstein westlich gelegenen Thorstein mit 9390 Fuß, welcher letztere von der Oesterreichisch-Salzburgischen Gränzlinie durchschnitten wird. (Der hohe Dachstein gilt demnach mit Unrecht für die höchste Bergspitze Steyermarks, da auf seiner höchsten Spitze die Gränzen dreier Provinzen zusammenstossen. Er wird weit richtiger zu Oesterreich gezählt werden, weil der bey Weitem größere Theil des ganzen Gebirgsstockes mit seinen Gletschern und höchsten Gipfeln, welche alle von der Oesterreichischen Seite zur hohen Dachsteinspitze aufsteigen, in der bezeichneten Provinz liegt.)

Wenn schon die Seiten dieses Hochgebirges, welche fast nach allen Richtungen verticale Abstürze von mehrere hundert Klaftern, ja gegen Süden, unmittelbar unter der Spitze des hohen Dachsteins eine senkrechte Wand von 1100 Klaftern bilden, durch die auffallend deutliche Schichtung ihrer Massen, welche sich bis zu den höchsten Gipfeln verfolgen läßt, die Aufmerksamkeit des Naturfreundes rege machen müssen und selbst dem Laien in der Geologie das neptunische Entstehen dieses Alpenkolosses erweisen, so werden ihm doch erst dann, wenn er die obern Regionen dieser erhabenen Gebirgswelt betreten hat, die staunenswerthesten Wirkungen aus der Kindeszeit unseres Planeten offenbar. In den bald wagerechten, bald mehr oder minder geneigten, geradlinigen oder gekrümmten, oft sogar senkrecht aufgestellten oder überworfenen Ablagerungsschichten wird er ohne Mühe die erdumstaltenden Wirkungen vulkanischer Kräfte erkennen, welche die, ursprünglich aus dem Ur-Ocean unseres Planeten im Verlaufe einer Reihe von Jahrtausenden chemisch abgesetzten Kalkmassen von solcher ungeheuren Mächtigkeit aus den Tiefen des Meeres bis zu jener Höhe von fast 10.000 Fuß zu erheben vermochten. Die unzähligen Höhlen, Schluchten und Klüfte im Inneren des Gebirges; der wild zerrissene Boden seines Plateaus; die auf dem letztern zusammengehäuften Trümmer niedergestürzter Bergtheile, durch- und übereinander geschobene Felsmassen, weit auseinander geborstene Wände, und einzelne aus diesem Gräuel der Zerstörung hoch aufragende Kegel, Zacken und Nadeln deuten auf einen durch lange Zeiträume fortwüthenden Kampf der Elemente, auf die furchtbarsten Revolutionen und Verwüstungen, welchen einst diese Höhen ausgesetzt waren. Einzelne, aber deutliche Spuren von uralten Moränen, abgeschliffene Felsplatten, das, wiewohl seltene Vorkommen granitischer Findlinge, Quarz und Bergkrystalle auf dem Plateau in der Nähe der Eisfelder, sprechen für das einstmalige Vorhandenseyn eines urweltlichen Gletschers von ungeheurer Ausdehnung, welcher von den Gipfeln der südwestlichen Hochtauernkette diese Trümmer losgerissen, und entweder während seines Vorrückens auf dem Dachstein abgesetzt, oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, in der Periode des Diluviums in dieser Richtung stückweise sammt den eingefrorenen Steinen fortgeschwemmt und auf dem Dachstein sich zum Theil ablagernd, nach dem Schmelzen der umhüllenden Eisblöcke die bezeichneten Findlinge zurückgelassen haben mochte.

Wenn wir nun aber auch diese hieroglyphischen Zeichen, mit welchen uns die vorüberrauschende Zeit die Schöpfungsgeschichte dieses Gebirges aufgezeichnet hat, übergehen wollen, so biethet sich

uns selbst noch in dem Bereiche der fortdauernden stillen Wirkungen der Natur auf diesen eisbelasteten Höhen genugsamen Stoff wissenschaftlichen Forschens. Abgesehen davon, daß der Dachstein in weiter Runde alle Gebirge hoch überragt und eigentlich, wenn man die Salzburgerische Gränzkette der Hochtauern wegrechnet, der einzige Gletscher Salzburgs, Oesterreichs und Steyermarks ist, so sind auch seine Eisfelder, die in einem Umfange von beynahe 3 Deutschen Meilen seine Doppelkrone umlagern, in Betreff ihrer Zerklüftungsverhältnisse und ihres von Jahr zu Jahr immer mehr bemerkbaren langsamen Anwachsens, sowie auch die auf dem ungeheuren Rücken dieses Gebirges sich neu bildenden und immer vergrößernden Gletscher für den Naturforscher von dem höchsten Interesse und verdienen seine volle Beachtung.

Ich hatte bereits vor zwei Jahren der naturwissenschaftlichen Untersuchung dieses Hochgebirges, mit welcher ich schon damahls zugleich die Ersteigung seiner höchsten Spitze verbinden wollte, einige Tage gewidmet; leider wurde ich aber durch anhaltend schlechte Witterung gehindert, ausgedehntere Beobachtungen zu machen und die gefährliche Besteigung zu versuchen. Ich beschloß demnach im September dieses Jahres, mein langgenährtes Vorhaben auszuführen.

Um dem Gebiete meiner beabsichtigten Untersuchungen so nahe als möglich zu seyn, machte ich die auf dem Dachsteingebirge gelegene, 5 Stunden südwestlich vom Markte Hallstatt (Halstätte, Salzstätte und nicht Hallstadt) entfernte Wieselpe zum Stationspunkte für meine wissenschaftlichen Ausflüge und wählte Johann Wallner, den verlässlichsten Führer Hallstatts, zu meinem Begleiter. Das anhaltend trockne und warme Wetter bestimmte mich, vor Allem die projectirte Ersteigung des hohen Dachsteins so bald als möglich vorzunehmen. Obgleich nun von allen Ortskundigen jede Möglichkeit, denselben von der Hallstätter Seite zu erklimmen, bis zu diesem Augenblicke entschieden abgesprochen worden war, da bereits vielfältige Versuche von Steyerischen und Oesterreichischen Jägern, auf diesem Wege zur höchsten Spitze zu gelangen, mißglückt hatten, so beschloß ich dennoch, das Wagstück nochmals zu versuchen.

Am 4. September erstieg ich zuerst den dem Dachstein gegenüberliegenden 8670 Fuß hohen Gjaidstein, welcher das ganze Carls-Eisfeld beherrscht, um von ihm aus mit Hülfe eines guten Fernrohrs alle Oertlichkeiten sowohl des Gletschers, welcher sich in einer mehrfachen, meist sehr steilen Abdachung vom Taubenkarkamm bis zum hohen Dachstein in einer Elevation von 6200 bis zu 9000 Fuß erhebt; als auch die Beschaffenheit der senkrecht aus dem Eise aufsteigenden 80 Klafter hohen Dachsteinwand zu prüfen, woraus sich das Resultat ergab, daß man nach der dießjährigen Gestaltung der Oberfläche des Gletschers sowohl von der untersten nördlichen Felsterrasse des hohen Gjaidsteins, als auch vom Fuße des Schöberls aus, in mehrfachen Serpentinien über die zusammenhängenden Rücken der übereinander gethürmten Eisberge des Carls-gletschers aufwärtssteigend, nicht nur alle gefährlichen Klüfte umgehen, sondern auch bis unter die Wand des hohen Dachsteins selbst gelangen könne; ob nun aber die letztere nach der allgemeinen Meinung und Aussage wirklich unersteiglich sey oder nicht, das war mir, selbst mit dem Fernrohr unmöglich zu entscheiden.

Da an den folgenden Tagen das Wetter sich nicht günstig zeigte, so mußten wir die Ausführung unseres Vorhabens verschieben, und ich machte indeß einige Gletscherbeobachtungen und botanische Excursionen. Am 7. September hellte sich das Wetter vollkommen aus und ich bestimmte also den folgenden Tag zur Ausführung unseres halbrecherischen Versuches. Wir brachen um 5 Uhr Morgens von der Wieselpe auf, und nahmen die gerade Richtung über die Ochsenwieshöhe gegen das Schöberl. Je mehr wir uns dem letztern näherten, desto wilder wurde die Umgebung. Es läßt sich schwer eine treue Schilderung von dem furchtbar durchwühlten und zernagten Boden geben, auf dem wir umherkletterten. Senkrecht oder schief in das Gestein gefressene Löcher und Furchen von allen Durchmesser und oft von mehreren Fuß, ja Klaftern Tiefe geben demselben ein fast siebartiges Ansehen; Schlünde und Spalten von unergründlicher Tiefe hemmen alle Augenblicke den unsichern Schritt. Das zerklüftete Gestein hat so scharfe, meist aufwärts stehende Kanten und Spitzen, daß man bey jedem Ausgleiten sich die Hände blutig aufritzt oder zersticht. Die Flächen der weisssgrauen Felsmassen zeigen die eigenthümliche, rauhe, fein gefurchte Structur, als wenn eine ätzende Säure über sie gegossen worden wäre. In der Nähe des 7600 Fuß hohen Schöberls fand ich die Anfänge eines

neuen Gletschers; drey kleine Eisfelder, die nur durch schmale und ganz niedrige Felsriffe getrennt sind, bilden denselben. Sie nehmen einen Gesamtflächenraum von beyläufig 1200 Quadratklaftern ein, haben eine Abdachung von 20 - 35 Grad und bestehen fast ganz aus festem Eise. In einer Entfernung von 10 Klaftern abwärts von demselben ist ein kleiner Gletschersee ohne sichtbaren Abfluss. Solcher kleiner Eisfelder gibt es zwischen dem Schöberl, dem Hochkreuz und den Ochsenkögeln wenigstens 30, und es dürften wohl kaum zweyhundert Jahre vergehen, so sind sie alle untereinander und mit dem Carls-Eisfeld vereinigt. Die Vegetation wird in der Höhe von 7000 Fuß schon ganz spärlich, doch wo sich ein Häufchen Dammerde anzusammeln vermag, gedeihen Alpenpflanzen in üppiger Fülle und Schönheit. Unmittelbar am östlichen Absturze des Schöberls fand ich beyläufig 20 neben einander stehende Pflanzen von *Arabis alpina*, alle mit ganz gefüllten Blüten, eine wohl höchst seltene Erscheinung.

Um 8 Uhr betraten wir das Eisfeld. Anfangs hatten wir es mit ganz festem Eise zu thun; mühsam überwandern wir die nordöstliche steile Abdachung des Gletschers, welcher sich hier plötzlich um einige hundert Fuß erhebt. Nun hielten wir uns nahe an die Wände de Hochkreuzes um den zur Linken furchtbar zerklüfteten Abstürzen auszuweichen. Der Gletscher erreicht hier eine erstaunliche Tiefe. Wir kamen an Klüfte, welche 10-12 Fuß breit waren und deren Wände parallel senkrecht nach unten abstürzten, und dennoch vermochten wir nicht bis auf den Grund dieser Schlünde hinabzusehen. Ich schätzte die Dicke des Eises an diesen Stellen auf 80 bis 100 Klaftern. In solchen breiten Klüften konnte ich meistens eine deutliche Schichtung wechselnder Eis- und Schneelagen verfolgen, während in den unten keilförmig zusammenlaufenden Schründen die Wände ganz aus gleichförmigem Eise zu bestehen schienen.

In der Höhe von 8000 Fuß fanden wir den ersten frischen Schnee des Spätsommers, und je mehr wir uns jetzt dem hohen Dachsteine näherten, desto tiefer ward derselbe. Wir sanken oft bis über die Knie ein, ja ich konnte an manchen Stellen meinen 5 Schuh langen Alpenstock ganz in die weiche Schneemasse stoßen. Unsere Lage wurde nun mit jedem Schritte bedenklicher, denn wir liefen jeden Augenblick Gefahr, in eine überschnete Kluft zu stürzen.

Ich kann nicht unterlassen, hier eines grasgrünen Thierchens aus der Familie der Neuropteren zu erwähnen, welches ich lebend in einer solchen Anzahl auf allen Höhen des Gletschers fand, dass ich mich beynahe versucht fühlte, diese beeisten Regionen für den Geburts- und Aufenthaltsort dieser sonderbaren Insectenart zu halten.

Um 10 Uhr befanden wir uns auf dem höchsten Gletscherkamm, welcher unmittelbar unter der hohen Dachsteinspitze liegt und nur durch eine muldenförmige Vertiefung des Eises von der Felswand, an welche sich das Eis in einer nochmaligen Elevation von 50-70° anlehnt, getrennt ist. Hier hatte ich nun Gelegenheit, die mir auf Büchenschussweite gegenüberstehende Dachsteinwand zu prüfen, und ich ersah auf den ersten Augenblick, dass es möglich sey, in einer schmalen, durch die Mitte der Felswand sich von der Spitze bis zum Gletscher herabziehenden Schlucht hinaufzuklimmen. Doch leuchtete uns Beyden auch die Nothwendigkeit ein, selbst unser geringes Gepäck, aus einigen Victualien und meinen Zeichnungs-Requisiten bestehend, zurück zu lassen, da uns dasselbe im Aufwärtssteigen durch die an vielen Stellen kaum 1 1/2 Fuß breite Felsspalte hinderlich werden konnte. Nur Thermometer und Compaß nahm ich mit.

Nun krochen wir, uns mit den Händen in den Schnee eingrabend, die letzte steilste Abdachung des Gletschers hinan. Jetzt nützte uns der frische Schnee sehr viel, da wir über das bloße Eis ohne vorher gehauene Stufen selbst mit unseren scharfen Steigeisen unmöglich hätten hinaufkommen können. Hier fanden wir aber plötzlich den ersten Stein des Anstoßes. Unmittelbar vor der Felswand war das Eis der ganzen Breite nach durch 4 bis 6 Fuß breite Kluft gespalten, deren finstere Tiefe uns drohend entgegen starrte. Hinter dieser Kluft trat uns ein aus der Wand vorspringender Felsriff entgegen, welcher aber nicht die geringste Möglichkeit eines Anhalts both, weil er ganz glatt und senkrecht abgeschnitten war. Wir mussten nun, um zu der, rechts von diesem Riff in der Wand sich herabziehenden Schlucht zu gelangen, noch drei Klaftern hoch über eine fast senkrechte Eiswand hinauf-



Aufgenommen nach meiner ersten Dachsteinbesteigung. Damaliger Aufstieg unmittelbar am Fuss des Schöberl. 1842.
Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 249 – II



Das Karls-Eisfeld, 1843.
Aquarell, Archiv Museum Hallstatt

klimmen, um dann erst auf dem Steine festen Fuß fassen zu können. Nun galt es entweder der augenscheinlichsten Lebensgefahr Trotz zu biethen, oder unverrichteter Sache umzukehren. Jedes Abgleiten von der steilen Gletscherwand jenseits des klaffenden Schlundes musste den tödlichen Sturz in dessen grauenvolle Tiefe zur Folge haben.

Bald hatten wir entschieden. Ich ließ mir das 5 Klafter lange Seil, welches wir mitgenommen hatten, und welches uns jetzt so wesentliche Dienste leisten sollte, um die Brust befestigen, während sich Wallner mit dem anderen Ende umschlang. Dann arbeitete ich mit meinem langen Stocke in das Eis der gegenüberliegenden Wand eine Stufe und übersprang – während ich den Stock als Stütze an den diesseitigen Rand des Eisschlundes feststemmte, glücklich den Abgrund. Nun machte ich Stufe über Stufe, bis ich wieder auf einem kleinen, aus dem Eise hervorragenden Felsblock einen sichern Stützpunkt gewann, um den mir jetzt folgenden Wallner im Falle eines Sturzes leichter erhalten zu können. Glücklich betrat auch er den Steinblock. Nochmals mußten 10 Stufen in die Eiswand gehauen werden. Auch diese waren erstiegen und wir hatten den Felsen erreicht. Im weitem Hinanklimmen both nun eine Gefahr der andern die Hand. Stets unter uns die gähnende Eiskluft, mußten wir bald über 10 bis 12 Fuß hohe, senkrechte Felsabsätze, in denen oft kaum Fingerbreit einzelne Vorsprünge dem bewaffneten Fuße zu einem unsichern Stützpunkt dienten, bald wieder über steiles Gerölle, welches die schmale Felsschlucht ausfüllte und unter den Tritten Wallners abrollend, mich immer hart bedrohte. Um die Wände zu ersteigen, mußte ich Wallner's Füße mit meinen Händen unterstützen, so weit ich reichen konnte, und wenn er festen Fuß gefaßt hatte, zog er mich dann mit dem Seile nach. Oft mußten wir uns zwischen den Wänden auf Schornsteinfegerart einklemmen, um uns so zum wechselseitigen Stützpunkt dienen zu können. So ging es Klafter für Klafter aufwärts. Zuletzt wurden uns auch die Alpenstöcke im Klettern hinderlich und wir warfen sie daher zu unserem Gepäck hinab. Als wir beyläufig 40 Klafter von der Wand erstiegen hatten, rief mir plötzlich Wallner die Schreckensnachricht herab: „Wir haben uns verstiegen, ich kann nicht weiter!“ – und die Blässe seines Gesichtes bestätigte nur zu sehr die grässliche Wahrheit seiner Aussage. An ein Zurücksteigen über die Wand war nicht zu denken, denn jeder Versuch der Art würde uns höchstwahrscheinlich beyden das Leben gekostet haben. Nach einer grauenvollen Pause von mehreren Minuten versuchte mein entschlossener Begleiter den letzten möglichen Ausweg aus diesem Todes-Labyrinth, indem er um einen überhängenden Felsriff zur Rechten umbog, und zu unserer großen Freude bald eine Stelle entdeckte, über welche wir wieder unsern Weg zu dem noch 40 Klafter höheren Gipfel fortsetzen konnten. Wir klotzten nun die neue Bahn höher und höher hinan, bis wir mit einem Mahle ganz nahe über uns die mit einer Stange markirte höchste Spitze erblickten. Einige Schritte, und das Ziel unserer Wünsche war erreicht. Ein Sturm der heftigsten, widerstreitendsten Gefühle durchbebt mein Inneres, als ich die kaum 6 Fuß breite Firne betrat. Das schmeichelnde Bewußtseyn, das scheinbar Unmögliche ausgeführt zu haben, das frohe Aufleben nach der hundertfachen Todesgefahr, in welcher ich mit Wallner geschwebt hatte, dann wieder die schreckliche Gewißheit, diesen Weg nicht mehr zurückmachen zu können, der marternde Zweifel, ob wir einen Pfad auffinden werden, der uns wieder sicher hinabführte von der todumwehten Zackenkronen des finstern Alpenfürsten durch sein wüstes Gletscherreich in die freundliche Menschenwelt; dieses Chaos der Empfindungen spannte die Saiten meines Lebens zur wüstesten Disharmonie. Doch allmählig gewann die allbelebende Hoffnung wieder die Oberhand; das unaussprechlich entzückende und großartige Gemälde einer Welt zu meinen Füßen löschte Vergangenheit und Zukunft aus meiner Seele. Es wäre ein eitler Versuch, jene Herrlichkeit eines Panoramas durch Worte schildern zu wollen, welches sich vor dem verklärten Blicke in weitem Länderkranze aufrollt. Die reiche Sprache des Menschen wird zur armseligen Bettlerin, denn hier umweht uns Gottes Odem und spricht in lautlosen und doch Erd und Himmel umfassenden Worten zu uns. Der mehr als tausend Klafter hohe senkrechte Absturz des Dachsteins gegen Süden, welcher kaum einen Schritt von der Spitze entfernt den schwindelnden Beschauer angähnt, und dessen Wand vergebens das Auge zu erreichen sucht; unmittelbar unter ihm die im herrlichsten Wiesengrün prangenden Alpenmatten von Ramsau und Filzmoos, mit einzelnen Schwaighütten und Wohnhäusern übersäet, die als lichte Punkte den Dessen im grünen Sommergewande der Alpennatur bilden; dann die herrlichen Thäler von Schladming, Bischofshofen und Altaussee; das in die

blaue Ferne sich verlaufende Flachland Bayerns und Ober-Oesterreichs, die wald- und felsumkränzten Seen der Gosau und Alt-Aussees; das Gewoge der Berge, vom sanften Waldgebirge Böhmens, über den im Aether schwimmenden Wiener Schneeberg und die norische Alpenketten bis zu den himmelstürmenden Riesengletschern Salzburgs, Kärnthens und Tirols; und nun, wenn der wonnetrunkenen Blick von der unermeßlichen Rundschau sich wieder herabsenkt auf die nächste Umgebung: die ringsum lagernden, wildzerrissenen Eiswüsten des Dachsteins und die kahlen Felszacken und Steinwände, welche in phantastischen Gestalten, gleich bleichen Geistern eines im Weltenkampfe untergegangenen Titanengeschlechtes aus ihrem eisigen Riesengrabe dräuend emportauchen – dieser bunte Wechsel des Lieblichen, Romantischen, Grossartigen und Schauerlichen, vereinigt zu einem harmonischen Ganzen, durchweht die Seele mit Entzücken, Staunen und Bewunderung. Die Rundsicht gewinnt dadurch noch mehr an Interesse, dass sie durch gar keinen Vordergrund beschränkt wird, denn der ganze dreyzackige Kamm hat höchstens eine Länge von 15 Klaftern (wovon jedoch die nach Südost sich krümmende Hälfte desselben bereits um 30 Fuß niedriger ist) und seine größte Breite dürfte kaum 6 Fuß betragen. Dabey ist die Oberfläche in einem solchen Zustande der Verwitterung und mit Bruchstücken des zerklüfteten Gesteins bedeckt, dass auf dem ganzen Raume kaum 12 vollkommen schwindelfreye Menschen sichern Fuß fassen können. Das Gestein ist der Hauptmasse nach dichter, grauer Kalkstein, mit rothgebändertem Marmor untermengt. Ziemlich starke Adern von rhomboedrigen Kalkhaloid in derben großblättrigen Massen, dann auch in sechsseitigen ungleichkantigen Pyramiden krystallisirt, durchziehen die Felsart. Auch fand ich große Trümmergesteine eines breccienartigen Conglomerats eckiger scharfkantiger Kalksteinchen mit eisenschüssigem erhärteten Kalkmergel innig verbunden. Von der größten Wichtigkeit war mir aber das Vorkommen einer ganz kleinen Ammonitenart, von welcher ich zwey Exemplare, kaum 20 Fuß unter der höchsten Spitze entdeckte. Eines war mitten in der Felswand eingewachsen und unmöglich zu bekommen, das zweyte in einem losen Stein befindliche nahm ich jedoch mit. Dieses Vorkommen eines versteinerten Seetieres in einer Höhe von 9471 Fuß über den gegenwärtigen Niveau des Meeres ist gewiss von hohem Interesse, und deutet mit Evidenz auf die neptunische Entstehung des Dachsteingebirges. – Von Pflanzen fand ich auf dem Gipfel eine sterile *Bryum*-Art und einige Klafter unter derselben mehrere blühende Pflanzen von *Saxifraga muscoides* sowie auch Früchten-Exemplare von *Saxifraga oppositifolia*. Diese verwaisten Kinder Florens hatten sich also noch 1500 Fuß über die höchste für unsere Länder angenommene Vegetationsgränze erhoben. – Auffallend war mir die Erscheinung zweyer Tagfalter, die uns munter umflatterten, mehrere Fliegen waren uns treu die schwindliche Bahn gefolgt, und ein ganzes Heer von Steinrabens umschwirrte in engen Kreisen unsere Häupter. Mein Thermometer zeigte im Schatten zwischen 12 und 1 Uhr +8.5° R., eine Wärme, die in solcher Höhe mitten über Eisfeldern wohl höchst selten ist. Ein leichter Südwestwind strich über die Zinne. – Ich fühlte keine andere physische Einwirkung auf meinen Körper, als einen unlöschbaren Durst.

Nachdem ich meine naturwissenschaftlichen Untersuchungen geendigt und eine kleine Karte des Gebirges entworfen hatte, verzeichnete ich noch genau die mit ihren Merkmalen versehenen Signalstangen der zweymahligen Ersteigung des Dachsteins, um durch die genaue Beschreibung derselben in Hallstatt unsere eigene, dritte Ersteigung des höchsten Gipfels bekräftigen zu können.

Mathias Grill, Georg Hinterer, Jäger aus der Gosau und Gappmayr aus dem Steyerischen Filzmoos waren die Ersten, welche zusammen den Hohen Dachstein erstiegen. Dies geschah im Jahre 1840 und zwar von der Gosauer Seite. Im vorigen Jahre wagten es der Zimmerknecht, Johann Ramsauer und der Pfannknecht Franz Linortner, aus Kaltenbach nächst Ischl, zwey der kühnsten Bergsteiger, ihn vom Carls-Eisfeld aus zu erklimmen. Obgleich nun ihrer Aussage, den Dachstein von der Hallstätter Seite erstiegen zu haben, bis zu dem Augenblick meiner eigenen Bekräftigung wegen dem allgemeinen Vorurtheil der Unmöglichkeit kein Glaube geschenkt worden war, so nehme ich doch keinen Anstand, da ihre Angaben über den letzten zur Spitze genommenen Weg mit meiner eigenen Übereinstimmung gefunden wurden, ihnen den Ruhm der ersten Ersteigung vom Carls-gletscher aus zu überlassen. Die hier angegebenen Personen sind nebst mir und Wallner aber auch die Einzigen, welche bisher die erhabene Zinne betreten haben, denn die in den verschiedenen topographischen

Werken über das k. k. Salzkammergut angegebenen früheren Ersteigungen beziehen sich alle auf den etwas niedrigeren, westlich vom hohen Dachstein gelegenen Thorstein. Auf diesem, und nicht auf dem Dachstein befindet sich auch das Triangulierungszeichen.

Nach einem stündigen Aufenthalte auf der luftigen Zinne betraten wir endlich den indeß von Wallner neu auffundenen Rückweg. Dieser, obwohl auch nur für gewandte, muthige, und ganz schwindelfreye Bergsteiger geeignet, ist an Gefährlichkeit mit dem von uns gewählten Aufgange über die Hallstätter Wand nicht in den entferntesten Vergleich zu stellen, wenn es auch gleich manche lebensbedrohende Stelle auf ihm zu überklettern gibt. Wir hielten uns vom Gipfel aus an den westlich abfallenden Hauptkamm dicht an den Rand des südlichen Dachsteinabsturzes, dann wendeten wir uns mehr rechts der Gosauseite zu und erreichten endlich nach einer Stunde glücklich den eisumgürteten Fuß des hohen Dachsteins und zugleich das Gosaeisfeld. Bey der steilen Abdachung desselben fühlten wir wieder lebhaft den Mangel unserer Alpenstöcke. Es blieb uns jetzt kein anderes Mittel als sitzend über den jähren Eisberg hinabzurutschen, was uns auch pfeilschnell vorwärts beförderte. Nachdem wir bald auf diese Weise, bald gehend beyläufig den vierten Theil des Gletschers zurückgelegt hatten, stießen wir auf ein neues, unerwartetes Hinderniss. Der Firn war nähmlich wieder quer über seine ganze Oberfläche von unzähligen 15 bis 20 Fuß breiten Eisschlünden zerrissen, die wir alle vom Dachsteine aus wegen der starken Abdachung des Eises nicht hatten sehen können; und nirgends erblickten wir jetzt eine Stelle, dieselben umgehen zu können. Wallner, dessen Späherblick immer suchend über die sich zu unserer Rechten erhebenden Felswand, welche vom niederen Dachsteine zum Hochkreuz sich herabziehend das Gosau-Eisfeld vom Karls-Gletscher scheidet, umherirrte, entdeckte endlich einen steilen Felshang, wo wir den Kamm überklettern und so wieder auf den Hallstätter Schneeberg gelangen konnten. Auch hier trennte uns wieder ein fast drey Klafter breiter Eisschlund von der Felswand, doch war derselbe an einer Stelle von einer Schneebrücke überwölbt, die unsere Körper auch glücklich über den finstern Abgrund hinübertrug. Nun war noch ein 10 Fuß hoher, stark überhängender Felsriff, den wir, über dem steilen, 40 Klafter hohen Absturz schwebend überklettern mussten, die letzte gefährliche Stelle, die wir noch unter der Höhe des Kammes zu überstehen hatten. Bald war derselbe erstiegen und – einige Klafter zu unsern Füßen breitete sich jetzt wieder der ungeheure Carls-gletscher aus. Hier befremdeten mich die frischen Spuren eines Bären; wir zählten im Schnee über 40 Fußstapfen, die sich dann aber auf dem Felskamm wieder verloren. Ueber den schneebedeckten steilen Abhang des Gletschers, welcher sich hier nahe unter dem Grath an die Felswand lehnt, machten wir von Neuem unsere höchst einfache Schlittenfahrt, bis wir in der ersten Eben des Eisfeldes anlangten. Wir hohlten nun unsere Alpenstöcke und das zurückgelassene Gepäck und verschmausten wohlgemuth auf dem blendend weißen, wenn auch etwas kühlen Riesentischtuch des Hallstätter Schneebergs die zurückgelassenen Victualien im Angesichte des glücklich überwundenen hohen Dachsteins. Wir nahmen nun denselben Weg zurück, den wir des Morgens gemacht hatten und erreichten um 7 Uhr Abends glücklich wieder die Wieselpe.

Für künftige Besteiger des hohen Dachsteins füge ich nun noch die Bemerkung bey, dass der von uns gewählte Rückweg über das Carlseisfeld, den niedern Dachsteinkamm, das obere Gosaeisfeld und die gegen das letztere abstürzende hohe Dachsteinwand zur Ersteigung des Dachsteins selbst der geeigneteste Weg sey, da er einerseits die wenigsten Lebensgefahren biethet, andererseits auch durch die verhältnißmäßig kurze Dauer und den mannugfaltigen Wechsel der großartigsten Bilder, welche schon im Aufwärtssteigen das Auge entzücken, empfehlenswerth ist. Man braucht von Hallstatt auf den Gipfel 12 bis 14 Stunden.

Möchte sich doch ein begüterter Freund der Alpennatur finden, und zur Gangbarmachung der gefährlichen Stellen auf diesem Wege eine kleine Summe opfern, mit welcher die geringen, dazu erforderlichen Ausgaben bestritten werden könnten. Wenn auf diese Weise der Dachstein zugänglich gemacht worden ist, dann darf man wohl kühn das Salzkammergut die Glanzperle der Europäischen Alpenwelt nennen; denn ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daß der Dachstein alle Hochalpen des Oesterreichischen Kaiserstaates an Schönheit übertrifft, denn wo gibt es einen zweyten fast 10.000 Fuß hohen Berg, zu dessen Füßen unmittelbar sechs lachende Thäler und drey Seen

sich dem Auge darbiethen. Selbst die Fernsicht, die sich an mehreren Stellen im Nebelgrau des fernen Horizonts verliert, ist unendlich groß. Sieben Länder beherrscht die erhabene Firne. Und wieder, was die Wildheit der toll durcheinander geworfenen Riesenmassen der ihn rings umstarrenden Felswände und Zacken, der ihn umspannenden Eiswelt mit ihren unergründlichen Klüften und Schlünden betrifft, so dürfte er wohl seines Gleichen nur in den Schauerwüsten eines Montblanc und Monte Rosa finden.

Am 9. September ging ich nach Hallstatt zurück, um einige Tage in Stadlers vortrefflichem Gasthause auszuruhen, und dann wieder meine angefangenen Gletscheruntersuchungen am Carls-Eisfeld fortzusetzen. Leider hinderte mich bisher der anhaltende Regen daran, und ich will daher die noch zu machenden Beobachtungen mit den bereits bisher gemachten, in einem späteren Aufsätze der Oeffentlichkeit übergeben.

SIMONY sandte unmittelbar nach seiner ersten Besteigung einen sehr ähnlich lautenden Bericht auch an Erzherzog JOHANN. Letztere Version publizierte er später mit zusätzlichen Anmerkungen und korrigierten Höhenangaben in:

SIMONY, F. (1883): Ersteigung des Hohen Dachsteins am 8. September 1842 vom Karls-Eisfeld aus. – Österr. Touristen-Zeitung, III (1883), S. 109-112 und S. 121-125, Wien.

Drei Dezembertage auf dem Dachsteingebirge [1842]

Textquelle:

SIMONY, F. (1843): Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge. – Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, **1843 / IV**. Quartal, **225** (S.1783-1796), **226** (S.1801-1804), **227** (S.1809-1812), **228** (S.1817-1820), **229** (S.1825-1827), **230** (S.1833-1836), Wien.

Der Text folgt der Originalgliederung in Fortsetzungen.

-- 225 --

Sonnabend, den 11. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge.

Endlich, nach wochenlangen Stürmen, rissen die düsteren Wolkenschleyer, das Flockengewimmel im nebeldurchtobten Reich der Lüfte hatte aufgehört und die Sonne schaute jetzt von Neuem auf das unermessliche Leichentuch der entschlummerten Erde in ihrem winterlichen Glanze hernieder. Die Federwolken, welche sich noch hie und da hoch über der Berge Silberkronen spannten, verschwanden allmählig im weiten Ätherraum und des Himmels reinstes Blau überwölbte wieder den Seekessel von Hallstatt. Ein trocken-kalter Wind strömte über den südlichen Alpenwall herab auf die Spiegelfläche des Sees, das Quecksilber im Thermometer fiel in eben dem Grade, wie es im Barometer stieg und gegen Abend senkte sich jener feine blaue Dunst in die Thalschlucht der Obertraun, welche eben so, wie die andern Anzeichen, eine sichere Bürge von schönem Wetter für die nächsten Tage war.

Ich beschloß jetzt, mein langgenährtes Vorhaben, auf dem Carlsgletscher im Winter gewisse wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, und zugleich auch einige Vorbereitungen für künftige Untersuchungen oben zu treffen, auszuführen. Es wurden nun mit Wallner, dem unzertrennlichen Gefährten auf allen meinen wissenschaftlichen Wanderungen in den Hochgebirgen Hallstats, dessen Muth, Ausdauer und vollkommene Ortskenntniß als Führer ich bereits unzählige Male erprobt hatte, die nöthigen Besprechungen getroffen und der folgende Tag zum Aufbruch bestimmt. Nur mit ihm allein konnte ich es wagen, die Unternehmung mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu beginnen, denn nur er hegte mit mir die Überzeugung, dass man auch im Winter bis zum Eisfelde gelangen

könne. Alle Warnungen der Hallstätter, diese lebensgefährliche Tour ja nicht zu unternehmen, gingen an unserem festen Vorsatze verloren. Ein Gletscherbesuch um diese Zeit erschien hier als gänzlich unausführbar und dies noch um so mehr im heurigen Winter, da durch das fortgesetzte Schneyen vom Anfang Octobers bis zum 6. December bereits der Schnee im Hochgebirge zu einer ungeheuern Höhe angewachsen war. Man zweifelte daher allgemein an dem Gelingen unseres kühnen Vorhabens, welches fast Allen, die den wissenschaftlichen Zweck desselben nicht begreifen konnten, höchst abenteuerlich vorkam. Alle grellen Schilderungen der Schrecknisse eines Alpenwinters, der grundlose Schnee, die grimmige Kälte, einfallende Nebel oder wohl gar plötzliches Schneegestöber, die Wahrscheinlichkeit, ja fast Gewissheit unseres Unterganges in denselben. Alles dies scheiterte erfolglos an unserem felsenfesten Entschlusse.

Am nächsten Tage, welcher zu den schönsten des ganzen Jahres gehörte, wurden schon am frühen Morgen alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Während meine freundliche Wirthin Stadler ein reichliches Quantum von allerley Lebensmitteln in Bereitschaft zu bringen besorgt war, füllte ihr Gemahl zwey steinerne Krüge mit seinem besten Weine, welchem er noch eine Bouteille Kirschengeist als besonderes Herzstärkungsmittel beyfügte. Hierauf wurden die Victualien dann einiges Kochgeschirr, Leuchter, Kerzen, ein langer Strick, ein Beil, zwey Mäntel, Schneereifen und Steigeisen in zwey Päckchen vertheilt, wovon jeder über dreyßig Pfund wog. Nachdem Alles auf diese Weise zur Abreise geordnet war, nahmen wir jeder unsere zuge dachte Last auf den Rücken, ich meinen Alpstock, Wallner statt desselben eine mächtige Schneeschaukel, und so traten wir denn, begleitet von den Segenswünschen der besorgten Hallstätter, unsere Wanderung an. Es war um die eilfte Stunde des Vormittags, als wir Hallstatt verließen. Die untere Wieselpe war zur Nachtstation bestimmt.

Wir nahmen den gewöhnlichen Weg durch das Echerthal über die Waldbachleithen. Bis zur sogenannten Jägerrast war es ganz gut gegangen, denn der Schnee lag bis hierher noch nicht so hoch, dass er das Gehen hätte bedeutend erschweren können. Als wir aber an jenen Punct kamen, wo sich der Alpensteig um die sogenannte Tropfwand plötzlich nach rechts dreht und nur durch eine schmale, in ihrem Grunde mit kolossalen Felstrümmern überdeckte Schlucht in die Grubalpe führt, da begannen unsere Mühseligkeiten. Diese Schlucht war bereits mehrere Schuh hoch mit lockerem Schnee angeweht und alle dem Fuß gefahrdrohenden Zwischenräume der chaotisch durch einander geworfenen Felsblöcke waren daher dem Auge entzogen. Obwohl eine bedeutende Strecke der Alpenweg sich längs der Tropfwand oberhalb der Felsblöcke auf ebnerem Boden hinzieht, so wagten wir es dennoch nicht, die Richtung desselben zu wählen, denn von den Kanten der fast überhängenden Felsmauer, welche die eine Seite der Schlucht bildet, hingen drohend unzählige 1-3 Klafter lange Eiszapfen längs des eigentlichen Pfades herab, welche durch die Wärme der die Wand soeben bescheinenden Sonne leicht abgelöst und durch den Zugwind, welcher Jahr aus Jahr ein beständig die Schluchten durchweht, herabgeworfen werden konnten, und auch herabgeworfen wurden, wie es uns die häufigen Eisfragmente, die am Fuße der Wand im Schnee lagen, zu genügender Warnung erwiesen. Übrigens gewährten diese gleich Draperien über den Fels gespannten Eisgebilde einen eigenen überraschenden Anblick. Auf dem dunkelgrauen Grunde der Wand machten sich die krystallhellen großartigen Stalaktiten ganz prachtvoll. Hier bildeten sie ungeheure, unten fast nadelspitzig auslaufende einzelne Demantsäulen, die oben einen schuhdicken Durchmesser hatten, dort hingen sie wieder gleich riesigen Fransen in langer Reihe herab, oder sie verhüllten netzförmig mit einem halbdurchsichtigen Gewebe die Steinmassen. Diese sonderbare Eisbildung auf der Tropfwand beruht auf der eigenen geologischen Construction der letztern. Die Tropfwand, wie überhaupt das ganze Gebirge Hallstatts, besteht seiner Hauptmasse nach aus parallel auf einander gelagerten Steinschichten, welche durch dünne Zwischenlagen von leichter löslichen erdigen Gebirgsarten von einander geschieden sind. Diese letztern werden allmähig von den Atmosphärwassern, welche sich im Innern der Berge zu Quellen ansammeln, vorzugsweise angegriffen und durchnagt. So bilden sich dann im Verlaufe der Zeit zwischen den erwähnten Steinschichten unzählige größere und kleinere Wasseradern, welche natürlich da, wo das Gebirge durch eine Wand abgebrochen erscheint, oft mitten in der letzteren zu Tage treten. Vorzüglich reich an solchen Adern ist die Tropfwand, in welcher aus

unzähligen Öffnungen Wasser hervorquillt, das im Sommer über die vorragenden Felskanten herabtropft und im Winter allmählig jene immer größer anwachsenden Eisgebilde erzeugt.

Um also der möglichen Gefahr zu entgehen, von einem der vielen Eiszapfen erschlagen zu werden, sahen wir uns genöthigt, auf der andern Seite der Schlucht unsern Weg zu nehmen. Beynahe hätte uns hier die ungeheuere Schwierigkeit, zwischen den chaotisch durch einander geworfenen Steintrümmern, welche mit Schnee ganz überdeckt waren, durchzukommen, entmuthigt. Man denke sich nur recht lebhaft tisch- und zimmergroße Felsmassen wild über und neben einander gelagert, und nicht nur die dazwischen befindlichen Räume sondern auch die Felsen selbst hoch mit weichem Schnee überdeckt. Zwischen diesen mussten wir uns – jeder nebst seinem eigenen Gewicht auch noch einen schweren Pack am Rücken tragend – mühsam durchwinden. Oft versanken wir bis an die Brust in die weiche Schneemasse, bald glitten wir wieder zwischen die Felsblöcke hinein und wurden von denselben so eingeklemmt, dass wir uns wechselseitig nur mit Mühe herausziehen konnten. Wenn wir glaubten auf eine flache Stelle zu treten, rutschte der Fuß über eine Steinkante ab, und wir wurden nach vorne, oder rückwärts, oder zur Seite niedergeworfen. Für die kurze Strecke der Schlucht, die man sonst leicht in einer Viertelstunde zurücklegt, hatten wir die volle Zeit einer Stunde gebraucht. Endlich nach einer beynahe vierstündigen Wanderung kamen wir in der Grubalpe an. Der Weg durch die Grubschlucht hatte uns schon ziemlich müde und so muthlos gemacht, dass wir nun Rath hielten, ob wir unser Unternehmen auszuführen noch weiter versuchen, oder ob wir unverrichteter Sache wieder umkehren sollten. Aber schnell hatten wir entschieden. Das Durchsetzen unseres Vorhabens war für uns ein Ehrenpunct, das allgemeine Abrathen der Hallstätter und unser festes Beharren bis zu diesem Momente, der nachfolgende Spott – dies waren Motive genug, um Wallner's Führerstolz zum kühnsten Unternehmen anzuspornen; bey mir trat zu diesen Beweggründen noch überwiegend ein wissenschaftlicher Zweck, welchen ich um jeden Preis erreichen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

-- 226 --

Montag, den 13. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge

(Fortsetzung.)

Nach einer halbstündigen Rast brachen wir also wieder auf, und setzten muthig unsern Weg fort. Auf dem Boden der Grubalpe lag der Schnee schon drey Schuh tief und war „schindelhart“, d. h. auf der Oberfläche einige Linien dick vereist, unten aber ganz locker, welcher Umstand das Gehen sehr erschwerte, da wir durch die dünne Kruste jedes Mal durchbrachen und dann im Vorschreiten der Fuß durch die harte schneidige Kante der erstern stark hergenommen wurde. Die Schneereifen konnten wir jetzt noch nicht anlegen, bis die untere Waldregion, durch welche sich der Pfad über Baumwurzeln und ausgewaschene Steinmassen hie und da stufenförmig ziemlich steil hinanzieht, überschritten war. Nach dreyviertel Stunden erreichten wir mühsam den „Mirtepalfen“ (Martinswand) am Grünkogel. Unsere Erschöpfung, zum großen Theile durch das Schleppe der uns aufgebürdeten Last hervorgebracht, nahm so zu, dass wir jetzt im Stillen bereits jeder an dem Gelingen des Unternehmens verzweifelten. Ziemlich trostlos setzten wir uns im Schnee nieder, und schauten hinab in die belebte Tiefe zu unseren Füßen. Über dem Kessel des Hallstätter Sees schwebte ein feiner Nebelschleier, wie solche fast immer an heitern Wintertagen denselben Abends überlagern. Die sinkende Sonne vergoldete die schneebelastete Zinne des Sarsteins und wolkenleer wölbte sich über uns der abendliche Himmel.

Vor uns lag jetzt die obere Nadelholzregion, das Dunkel des dichten Waldes war gelichtet, aber dafür stiegen schon allmählig die ersten Schatten der Nacht im dunklen Blaugrau aus den Schluchten zu den Höhen der Berge hinan. Nur noch eine halbe Stunde konnte es währen, bis das Licht des Tages gänz-

lich erlosch und wir hatten wenigstens noch zwey Stunden zu wandern, um unsere Nachtstation zu erreichen. Der edle Kirschbacher musste jetzt unser Trostsprecher werden, sein Feuergeist rollte auch bald ermutigend durch unsere Adern und spannte unsere Sehnen zu neuer Thätigkeit. Die Schneereifen wurden aufgebunden und nun ging es wieder mit frischer Kraft vorwärts. So lange es noch etwas licht war, hatten wir trotz des hohen Schnees durchaus keine Mühe, die Richtung des Weges zu behalten, denn diese war uns genau durch die Spuren vorgezeichnet, welche die wechsellenden Gemsen im Schnee zurücklassen. Es ist höchst merkwürdig, wie diese Thiere stets den Pfad, mag er auch klaftherhoch mit Schnee überdeckt seyn, ganz genau treffen, denn sie, die Geschicktesten und Kühnsten im Klettern und Springen über Felswände, wenn sie verfolgt werden, schlagen doch auf ihren ungestörten Wanderungen gerne gebahnte Wege ein. Ich habe mich bey meinen häufigen Gebirgswanderungen im Winter dieses Jahres vollkommen von dieser Thatsache überzeugt, und wenn ich ohne Führer herumstreifte, kam mir dieselbe jedes Mal sehr zu Statten. Ich konnte die Spuren im Schnee ohne Sorge verfolgen, jedes Mal führten sie mich über dem Wege ganz richtig fort, oder wenn ich von demselben abgekommen war, so suchte ich nur diese Spuren aufzufinden, um mich sogleich orientieren zu können.

Nach einer Stunde vom „Mirtepalven“ aus, kamen wir in den obern Thiergarten. Dieser von Lerchen, Tannen, Fichten und Zirbelkiefern schütter bewaldete Gebirgshang, auf zwey Seiten von steil aufragenden Felsmassen überragt, hat seinen Namen vom einstmaligen Reichthum an Wild zu danken, welches diesen Alpenwald belebte. Aber schon seit lange scheint die Natur diese werdende Einöde mit ihrem Fluche belastet zu haben, denn sichtlich ist von da an bis zur höchsten Grenze der Nadelholzvegetation das allmälige Verkümmern des Baumwachstums. Unzählige Gerippe einst üppig grünender kräftiger Stämme stehen trauernd, gleich verbannten Geistern aus einer bessern Zeit auf den bemoosten Felsen, während die gegenwärtige Vegetation armselig und kümmerlich vergebens nach besserem Gedeihen strebt. Kaum halb ausgewachsene Stämme tragen schon wieder die Spuren des nahen Todes an sich – gichtbrüchige Jünglinge mit der Gestalt der Greise. Sie schauen hoffnungslos hinab zu den mächtigen Skeletten ihrer Vorfahren und klagen über die Natur, die ihnen Stiefmutter geworden, während ihre Kinder, meist verkümmertes Gestrippe, kaum geboren, schon wieder dahinwelkend dem Geiste der Vernichtung anheim fallen. Aber immer noch war dem ersterbenden Boden die muntere Gemse, das sanfte Reh treu geblieben und gerade hier hatten beyde ihren Tummelplatz aufgeschlagen, denn nirgend war eine größere Menge dieser vierfüßigen Bergbewohner zu finden, als hier im Thiergarten. Aber der mordlustige Mensch hatte ihre Zahl in Kurzem schrecklich gemindert, und der kleine Rest floh, aufgeschreckt von dem tödtlichen Bley der Raubschützen, aus den nahrungsreichen Hochwaldschluchten hinauf in die kahlen Felsregionen der Alpenfirnen, zum beutelauernden Geyer. Jetzt sucht das Auge des Wanderers vergebens eine Gemse oder ein Reh im Thiergarten. Nur die Macht des Winters treibt die verfolgten Thiere vereinzelt von ihren wolkenumstreiften Schlupfwinkeln wieder herab, um unter dem Dache des Waldes Schutz vor der Kälte und die nöthigste Nahrung zu finden.

Indes hatte sich die Nacht mit ihrem schwarzen Schleyer auf die Erde gelagert, wir mussten daher jetzt mit der größten Vorsicht unsern Weg fortsetzen, um nicht jeden Augenblick unsere Arme und Füße durch einen unglücklichen Fall zu gefährden. Endlich hatten wir auch die Herrngasse, ein abscheuliches Felsgeklüfte, dessen Grund den ganzen Sommer hindurch eine bodenlose Kothpfütze darstellt, glücklich passiert und kamen um halb sieben Uhr nach vielen überstandenen Mühen in der Wieselpe an. Wir wählten natürlich die beste und am meisten gegen den Nordwind geschützte Hütte; doch ehe wir es uns in unserm nächtlichen Asyl bequem machen durften, musste vorher noch für eine hinreichende Menge Brennholz gesorgt werden. Wir machten demnach in den ziemlich weit auseinander liegenden Hütten die Runde und schleppten „durch Nacht und Graus“ so viel Holz zusammen, als wir in so obscuren Umständen nur immer finden konnten. Jetzt ging es erst an ein großartiges Ausüben meiner Kochkunst, während Wallner sich damit beschäftigte, ein gewisses Quantum von Schnee zur Deckung unseres Wasserbedarfs auf eine sinnreiche Art zu schmelzen, wie er überhaupt die Stelle einer ersten Küchenmagd zu versorgen hatte. Meinen schönen Leserinnen, welche vielleicht auf die Speiseproducte dieses männlichen Zusammenwirkens etwas neugierig sein dürften,

möchte ich zwar gern die genauen Recepte sämtlicher Speisen, welche meine kunstreiche Hand auf-tischte, mittheilen, aber der Raum dieser Blätter gestattet dieß nicht. Nur soviel – eine vortreffliche Wassersuppe aus Schnee, Schmalz, Zwiebel, Brot und Salz präpariert – überaus vortreffliche Rost-braten und noch viel vortrefflichere Kalbscoteletten waren die Hauptbestandtheile unseres Soupers, und wie geschickt ich dabey zu Werke gehen musste, mögen Sie daraus ersehen, dass dies Alles in einer und derselben Pfanne über weitsprühendem, hochqualmenden Krummholzfeuer, freylich in verschiedenen Zeitperioden, zubereitet wurde. Wenn Sie, werthe Damen, vielleicht auch einigen Zweifel in die wirkliche Vortrefflichkeit dieser Gerichte setzten sollten, so denken Sie sich eine bey-nahe achtstündige Wanderung mit einer solchen ungewohnten Last auf dem Rücken, bey einem grundlosen Schnee, und Sie werden es begreiflich finden, dass von den reichlich berechneten Porti-onen nicht eine Spur der Nachwelt übrig blieb.

Nachdem so den gerechten Anforderungen meiner physischen Wenigkeit hinlängliche Befriedigung geworden war, trat ich vor die Hütte hinaus, um den Stand des Thermometers zu untersuchen, wel-chen ich zehn Schritte außerhalb der erstern auf meinem Stocke aufgehangen hatte; derselbe zeigte jetzt – es war um die achte Stunde – -3 Grad Réaumur. Der Himmel schien übersäet mit Myriaden von Sternen, und aus Osten kündete ein matter Lichtbogen den aufgehenden Mond an.

Noch nie hatte ich eine Mondnacht im Winter auf solcher Höhe genossen, und ich beschloß demnach, um eine freyere Aussicht zu gewinnen, auf den vordersten der Lahnböckkögel, von welchem aus man bereits alle Spitzen des Dachsteins übersehen kann, hinaufzusteigen. Wallner war sogleich bereit, mich zu begleiten. Die Schneereifen wurden wieder angelegt und wir wanderten gemächlich zwischen Krummholz und Felsrissen die bey 5700 Fuß hohe Kuppe hinan, freylich nicht ohne mehrere Male niederzufallen. Aber wie reich wurden wir für die gehabte Mühe belohnt!

So eben erhob sich der Mond über den breiten Rücken des Speikberges, nachdem bereits eine halbe Viertelstunde früher die hell beleuchtete Doppelzinne des Dachsteins sein Auftauchen angekündigt hatte. Die ersten Strahlen zuckten jetzt über das weite, tiefdurchwogte Schneemeer zu meinen Füßen. Jede Flocke, jedes Körnchen desselben erblitzte wie Demant im Silberlicht Lunens, während mit dem flimmernden Gefilde wieder die zahllosen Sterne ober mir in niegeahnter Schönheit und Farbenpracht wetteiferten. Die Farben der erstorbenen Natur schienen von der Erde in den Himmel versetzt worden seyn – die Blumen, die mein Auge im Sommer erfreut, deren zarte Farbtöne mich in heiligeren Momenten, gleich den Augen einer verwandten Seele, liebend, freundlich angelächelt hatten, schienen nach ihrem Wintertode eine höhere Metamorphose gemacht zu haben, sie blickten mich wieder in denselben Farben an, aber frei von verdüsternder Erdenmaterie, strahlend in der Glorie der Geister. Aus dem funkelnden Festgewande des Winters, das ringsum die schlummernde Erde verhüllte, tauchten vor mir die gewaltigen Riesen des Dachsteingebirges in ihren phantastischen Formen auf – trotzig starrten ihre fahl vom Monde beleuchteten Häupter hinauf zum Sternenzelte, schauerlich groß und mächtig, dass es mich in dem geheimnisvollen Dunkel der Nacht fast dünkte, sie seyen die unerschütterlichen Säulen des Weltalls oder die gigantischen Arme des Atlas. Um die finstern senkrechten Felsmassen wanden sich auf deren stufenförmigen Absätzen, vom Fuße bis zu ihren blendenden Firnen, in mannigfachen Linien weiße Schneestreifen, gleich Silberketten die Glieder des Erdbaues umspannend. Hie und da umgaukelte ein kleines Wölkchen, gleich einem Nebelbild der Elfen aus einem Schlunde des Gletschers auftauchend, bald diesen, bald jenen Gipfel, zerrann dann in einen feinen Schleyer, bis es sich endlich wieder gänzlich auflöste. Zu diesem ein-fachen, aber erhabenen Gemälde gesellte sich jene Stille der Natur, wie sie nur hoch über dem Tummelplatze der Menschen in der Region der Alpen, während der Schlummerperioden der Erde zu finden ist; eine Stille, bey welcher man den Geist der Welten einherschreiten zu hören glaubt durch die Hallen der Schöpfung, wie er Alles wieder ordnet, bestimmt und schafft im geheimnisvollen Walten für den kommenden Tag.

(Die Fortsetzung folgt.)

-- 227 --

Dienstag, den 14. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge

(Fortsetzung.)

Wie gerne hätte ich noch länger verweilt im Bewundern des herrlichen Gemäldes, aber es war jetzt höchste Zeit, an Ruhe zu denken, denn wir bedurften für den nächsten Tag einen zu vielen Mühseligkeiten wohl ausgerüsteten Körper, und machten uns also auf den Rückweg in unsern nächtlichen Zufluchtsort. Doch in diesem einer ergiebigen Ruhe zu pflegen, war keine so ganz leichte Sache, als Diejenigen, welche noch nie die leichtsinnige Construction einer Hochalpenhütte gesehen und kennen gelernt haben, sich vorstellen dürften. Die Vorrichtung, in welcher wir Beyde des süßen Schlummers pflegen sollten, bestand in dem stereotypen Bettgestelle der Sennerin, welches nicht ganz fünf Schuh lang und kaum drey Schuh breit war. Die Kopflehne wurde von der, die Hütte in Milchammer und Schlafgemach abtheilenden Querwand gebildet, die Fußlehne, aus zwey gewöhnlichen großen Dachschindeln bestehend, war gerade hoch genug, um jedes vorwitzige Ausstrecken der Füße über das Bereich des Nachtasylums der Kühebeherrscherinn hinaus zu verhindern. Würde je einmal ein corpulentes Individuum diese Alpe besuchen und in diesem Bette eine Nacht zubringen wollen, so würde besagtes Individuum ganz leicht einer Decke entbehren, da das nahe Dach schon vollkommen deren Stelle vertreten könnte. Dabey theilt ein mächtiger Dachbalken die Bettbreite in zwey gleiche Theile und bildet so eine Art Scheidewand für den ungewöhnlichen Fall, wo zwey Personen zur gleichen Zeit sich in dem Bette aufzuhalten gedenken, wie dieß z. B. bey uns der Fall war. Derjenige, welcher hinter jenem über dem Bette schwebenden Balken zu liegen kommt, muß in vollkommen horizontaler Lage hinter denselben sich zu schieben suchen, wenn er nicht mit diesem – Balken des Damokles – in eine höchst unangenehme Berührung kommen will. Hinter diesem Balken hat er nun gerade, wenn er nemlich schwächig genug ist, Platz, um auf eine oder die andere Seite seines Leichnams sich zu wenden. Vorzüglich hat er aber jede Erhebung des Kopfes während des Schlafes höchst sorgfältig zu vermeiden, da bisher noch alle Erfahrung gelehrt hat, dass das Anrennen des Kopfes gegen einen harten Gegenstand, z. B. gegen ein Dach oder einen Tragbalken, stets von sanitätswidrigen Folgen war. Ganz entgegengesetzter Art aber sind die Gefahren, welche Demjenigen drohen, der die äußere Hälfte des Lagers occupiert, denn bey der geringsten kühnern Wendung nach Außen liegt er auch schon auf dem Boden, welcher Umstand keineswegs so geringfügig ist wie bey den modernen Betten, denn die Schlafstätten der Alpenhütten ruhen auf hohen Säulen, so zwar, dass man in dieselben stets nur mit Hülfe eines Stuhles oder wohl gar einer Leiter gelangen kann. In diesem Bette sollten wir also Beyde die nöthige Ruhe finden! Zu unserer großen Freude fanden wir in demselben etwas Stroh, freylich gerade nur soviel, um die runden holperigen Bettdielen in etwas zu überdecken.

Nachdem wir noch dem Feuer durch einige mächtige Holzstücke für einige Stunden Nahrung gegeben hatten, begaben wir uns zur erhofften und sehnlichst gewünschten Ruhe. Aber diese sollte, wenigstens mir dießmal nicht werden. Wir hatten kaum eine halbe Stunde gelegen und fühlten eben die ersten wohlthätigen Wirkungen eines von Mattigkeit hervorgerufenen Schlummers, als uns ein furchtbares Getöse aufschreckte, fast wie wenn plötzlich eine mächtige Lawine auf die Hütte niedergedonnert wäre. Das Gebälke des Daches krachte so heftig, als würde es in Millionen Splitter zerschmettert. Da dies kaum eine Spanne weit über unsern Köpfen Statt fand, so war die Wirkung auf unsere Gehörorgane eine höchst schauerliche. Doch währte das Getöse nur einige Secunden und Alles war wieder stille wie im Grabe. Wir konnten uns in den ersten Momenten des heftigen Schreckens das Phänomen nicht gleich erklären, bis es mir endlich einfiel, dass die mächtige, über fünf Schuh hohe feste Schneemasse, die auf dem Dache der Hütte gelastet hatte, durch die Wärme von demselben abgelöst worden war und nun mit jenem fürchterlichen Getöse dicht über uns abrutschte. Richtig war auch des andern Morgens das Dach beynahe ganz vom Schnee frey, welcher jetzt zwey mächtige Berge zu beyden Seiten der Hütte bildete. Neuerdings kämpften wir, jedoch vergebens, nach Schlaf, denn die äußerst unbequeme Lage, in welcher wir uns Beyde befanden,

scheuchte denselben gänzlich von unsern Augen. Ich räumte endlich, nachdem ich mich hatte hinlänglich rädern lassen, nach zwey Stunden das Bett und zog es vor, mir die Zeit sitzend am Feuer zu vertreiben, indem ich fleißig Holz nachlegte. Mein Wallner fand sich ganz behaglich bey dieser fortwährenden Entwicklung neuen Wärmestoffes und entschlummerte bald süß auf dem durch meine Flucht jetzt hinlänglich vergrößerten Terrain. Ich gönnte ihm auch vom Herzen diesen Vorzug, denn für den nächsten Tag hatten wir noch Vieles zu überstehen, und gerne opferte ich ihm daher meinen Theil der Bequemlichkeit, um ihn nur für die kommenden Mühen bey gutem Muthe zu erhalten.

Um drey Uhr des Morgens – noch stand der Mond über der Alpe und der Himmel war so klar, wie dies in einer kalten Winternacht nur immer möglich ist – recognoscirte ich den Thermometer. Dieser zeigte jetzt -8 Grad Réaumur.

Um vier Uhr entwand sich mein Begleiter den Armen des Schlafes und ich machte mich nun wieder an die Ausübung der edlen Kochkunst. Ich musste für ein derbes Frühstück sorgen, denn den ganzen Tag über hatten wir nur kalte Kost zu hoffen und mussten also auf eine hinlängliche Auswärmung unserer Körper bedacht seyn. Eine Stunde später waren wir schon reisefertig. Dießmal nahmen wir nur etwas Proviant nebst Strick, Haue, Schaufel und Steigeisen mit; alles Übrige ließen wir in der Hütte zurück.

Fort ging es nun im Dunkel der Nacht. Anfangs setzte uns die äußerst trockene Kälte sehr zu, besonders da wir nur langsam und mit der größten Vorsicht unsern Weg verfolgen konnten, denn obwohl der Mond hoch über dem Horizonte stand, so warf er doch nur ein zweifelhaftes Licht auf die hoch überschneyten Felsmassen, über und zwischen welchen wir uns durchwinden mussten. Zum Glück war der Schnee hier bereits so hart, dass wir höchstens nur einen halben Schuh tief mit den Schneereifen einsanken und also mit ziemlicher Leichtigkeit über das Steingeklippe hinwegsetzen konnten, welches von der trügerischen Winterdecke verhüllt war. Wir nahmen unsere Richtung durch den sogenannten Mitterweg nach der obern Wiesalpe, die wir auch nach dreyviertel Stunden erreichten. Hier hatten wir Mühe die Hütten zu erkennen, denn sie waren beynahe bis zum Dachgiebel im Schnee vergraben. Von da ging es auf die Ochsenwieshöhe. Die Kälte hatte allmählig etwas nachgelassen, und wir stiegen nun so gemächlich, als es die Umstände zuließen, die ziemlich steile Höhe hinan. Freylich fielen wir oft nieder, wenn wir entweder mit unseren Hartreifen (Schneereifen), ohne es zu sehen, auf eine abschüssige, nur wenig mit Schnee bedeckte Steinplatte traten, oder mit der Last unseres Körpers in das Gewirr einer überwehten Zwergkiefer einbrachen.

In Südost und Ost entfaltetete sich jetzt jenes erste Aufdämmern des Tages, welches den Glanz der Sterne allmählig erbleichen macht. Die flammenden Himmelslichter erloschen eines nach dem andern und nur die Sterne erster Größe leuchteten noch im dunklen Azur des Äthers.

Wir hatten endlich die Ochsenwieshöhe erklommen. Welch ein herrlicher Anblick erwartete uns auf derselben! Gerade über der Kante des 8747 Schuh hohen Hochkreuzes schwebte noch die obere Hälfte des Mondes, den wir schon untergegangen glaubten, wie ein feuriges Meteor auf der schneebelasteten Firne. Aber nur einige Augenblicke währte es, und das herrliche Lichtbild verschwand. Rabenschwarz starrten jetzt die spitzigen Pyramiden des Dachsteins, der himmelstürmende Felswall des Hochkreuzes und der Ochsenkögel in die nächtliche Bläue; nur noch ein leichter Schimmer umstrahlte sie im Hintergrunde, wodurch ihre schwarzen Conturen nur umso schärfer hervorgehoben wurden. Auf der Zinne des 8657 Schuh hohen Gjadsteins zuckte noch das Silberlicht einige Minuten, bis es auch da erlosch. Indeß folgte jenem ersten fahlen Dämmerlichte in Osten, welches sich immer höher und höher über den Horizont hinaufzog, bald ein rosiger Streif, welcher aus einem schwarzgrauen Nebelmeer, über das unzählige dunkle Inselfipitzen hervorzuragen schienen, auftauchte. Immer glühender wurde der rothe Streif. Die schwarzgraue Dunstmasse unter demselben wurde allmählig dunkelviolet, während die sich aus ihr erhebenden Berge eine vollkommen schwarze Farbe annahmen. Höher und höher hoben sich jetzt die purpurnen Schleyer Aurorens aus dem nächtlichen Chaos über jenen Amethystring, welchen der Nachtdunst der Alpenthäler zwischen Erde und Himmel

gespannt hatte. Lichter ward das Blau des sterndurchkreisten Firmamentes. Die funkelnden Welten erbleichtem endlich ganz im unermeßlichen Äthermeere und über den Feuersaum der Morgenröthe flogen immer hellere Streifen des dämmernden Zwiellichts. Jetzt erhob sich jener violette Ring immer mehr und verhüllte allmählig die früher aus ihm auftauchenden Bergspitzen. Zu unterst war noch das Schwarz der Nacht, an dieses reihte sich jenes wunderbare Violblau und dieses ging allmählig in unzähligen Farbabstufungen in das feurigste Morgenroth über. Die Berge in der Ferne waren jetzt alle von dem sich hebenden Dunstmeere verschlungen. Wunderbar zeigte sich in diesem Momente die Wirkung des Morgenrothes auf das vor mir liegende unübersehbare Schneegefilde. Aus seinem düstern Grau ging es allmählig in ein feines Morgenroth über, welches in den tieferen Theilen und auf den Schattenseiten durch etwas Violett gedämpft war, aber auf den höhern Theilen des nahen Gletschers und vorzüglich auf dem hohen Gjaidsteine, Dachstein und Hochkreuz im reinsten Rosenschimmer glänzte. Doch jetzt erst nahte der schönste Augenblick. Wie ein feuriger Rubin von ungeheurer Größe tauchte mit einem Male die Sonnenscheibe aus der Tiefe des Ostens auf. Ihr Lichtglanz durchbrach mächtig jenes feine violette Nebelgewebe, Lichtstrahl um Lichtstrahl zuckte zuerst über die höchsten Spitzen der Alpen, dann über ihre Wände und verdrängte Minute um Minute die fliehenden Schatten der Nacht, immer tiefer und tiefer steigend, bis endlich auch in den Thälern der Tag angebrochen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

-- 228 --

Donnerstag, den 16. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge

(Fortsetzung.)

Mein Inseperable äußerte wohl auch in mehrfachen Ausdrücken sein Entzücken, meinte aber nebenbey doch, es sey ihm trotz des schönen Sonnenaufgangs sehr kalt geworden, was mich übrigens durchaus nicht befremdete, denn ein solcher Sonnenaufgang auf einem 6400 Schuh hohen Bergkamm in der Morgenluft eines Decembertages ohne Mantel und sonstiges Oberkleid betrachtet, bringt auch den begeistertsten Menschen allmählig wieder in prosaische Stimmung, wie ich es an mir selbst schnell erprobte; denn nachdem Helios schon siegreich die Nebelschleyer bekämpft hatte und jetzt den ganz nahe gelegenen 9446 Schuh hohen Dachstein und seine Nachbarn im lebhaftesten Glanze vergoldete, gerieth ich auch zum Bewußtseyn meiner rein-menschlichen Natur durch die penetrante Kälte, welche mein irdisches Appendix allmählig in klappernde und zitternde Bewegung versetzt hatte. Doch eine nähere zärtliche Berührung mit der Weinflasche tilgte bald wieder unsere Leiden.

Jetzt, da es vollkommen Tag geworden war, hatte Wallner Muße genug, die Signalstangen aus dem Schnee herauszuschaukeln, welche ich bereits anfangs November heraufgeschafft hatte, um die beabsichtigten Merkzeichen über das Vorrücken oder Nichtvorrücken des Gletschers während des Winters auf dem Carlseisfeld aufzupflanzen, welche Stangen ich aber damals, weil uns schlechtes Wetter, Schnee und Nebel überfallen hatten und die Aufstellung hinderten, auf der Ochsenwieshöhe zurücklassen musste. Mit der Schaufel waren dieselben auch bald zu Tage gefördert, da der Ort, wo sie Wallner damals versteckt hatte, leicht kenntlich war. Ich übernahm jetzt die Tasche mit den Victualien, den Strick und die Haue, während sich Wallner mit drey der Stangen, deren jede acht Schuh lang war, belastete, und wir setzten nun unsere Wanderung fort, die Richtung gegen das Schöberl einschlagend. Im Ganzen ging es uns jetzt hier leichter, als im September, wo ich bey der Besteigung des hohen Dachsteins denselben Weg gewählt hatte, denn die meisten Schluchten, die wir damals umgehen mussten, waren jetzt mit Schnee ausgefüllt, welcher dabey so hart war, dass wir fast ohne Gefahr des Versinkens über denselben hinweggehen konnten. Auch daß der wild zerrissene und zerklüftete Boden, dessen scharfkantiges, durchfurchtes Gestein uns damals so viel zu schaffen machte, jetzt durch den Schnee ganz geebnet war, kam uns sehr zu Statten. Doch bey all' dieser

trägerischen Wegverbesserung war uns doch nicht ganz wohl zu Muthe, denn jene häufigen Felsschlünde, die nach oben aus kaum eine Öffnung von 2-4 Quadratschuh haben, und sich in unendliche Tiefen des Gebirges verlieren – die sogenannten Windlöcher, deren wir bey unserer Dachsteinbesteigung zwischen der Ochsenwieshöhe und dem Schöberl mehrere angetroffen hatten, waren immer zu fürchten und nicht ohne Bangen verfolgten wir daher die gefährliche Bahn.

Die Wirkungen der Winterstürme zeigten sich hier bereits in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Tiefe Felsmulden waren drey bis vier Klafter hoch mit Schnee ausgefüllt, der von der nächst höhern Umgebung in dieselben hineingeweht worden war. Über den steileren Felswänden hingen hie und da ungeheure Schneewehen frey in die Lüfte klafterweit hinaus, unter denen wir manchmal wie unter einem Gewölbe hinweggehen mussten. Keine andere Farbe als das blendende Weiß des Schnees und das Grau der ringsum gelagerten senkrechten Felsmassen, auf deren Abstürzen wenig oder gar kein Schnee haften konnte, erblickten unsere Augen, welche von dem Schneeglanze uns anfangs etwas schmerzten, sich jedoch bald daran gewöhnten. Mir leisteten vorzüglich in dieser Hinsicht die mitgenommenen blauen Augengläser herrliche Dienste. Grabesstille lag rings um uns, nur manchmal durch das Getöse einer losgerissenen Schneewehe, die über einen steilen Abhang stürzend zur Lawine wurde, gestört. Nicht das geringste Zeichen des Lebens begrüßte uns hier in dieser fürchterlichen Einöde. Kein befiederter Räuber kreiste jetzt beutelauernd über unsern Häuptern, nicht die geringste Spur von Gemen, den edlen Bewohnerinnen der Alpen, war hier mehr zu finden, denn alle waren längst in die tieferen Theile des Gebirges vor den Schrecknissen des Winters geflohen.

Viel Schwierigkeit machten uns die steilen Schneegehänge, über welche wir nothwendig hinauf mussten, denn an manchen Orten war der Schnee auf der Oberfläche von den Strahlen der Sonne geschmolzen und zu einer harten Kruste erstarrt, die jedem Eindringen unserer Schneereifen widerstand. Hier musste ich denn, um nicht fortwährend die Schneereifen abbinden und die Steigeisen anschnallen zu müssen, mit meinem schweren, stahlbeschlagenen Stocke Schritt vor Schritt durch ein kreisförmiges Herumdrehen desselben in der gehärteten Masse eine Art von Stufe präparieren, die dann dem Fuße den nöthigen Halt bot. Beynahe aber noch schlimmer ging es an jenen steil aufsteigenden auf der Schattenseite gelegenen Stellen, die mit lockerem vom Winde angewehten Schnee überdeckt waren. Hier mussten wir jeden Schritt fünf- bis sechsmal machen und kamen dabey doch nur immer um etliche Zoll höher, da wir hier oft zwey bis drey Schuh tief einsanken und bey der Steilheit des Bodens nach jedesmaligem Versuche, mit einem oder dem anderen Fuße wieder vorzugreifen, stets wieder an die alte Stelle zurückrutschten. Meist blieb uns kein anderes Mittel, als in unzähligen Serpentinaen über einen solchen Abhang hin und her zu kreuzen, bis wir dessen Höhe gewonnen hatten. Solcher terrassenförmigen Absätze gibt es nun bis zum Schöberl sehr viele, und wir kamen unserem Ziele daher nur langsam näher.

Dort, wo wir im September über die drey dicht bey einander liegenden kleinen Eisflecke, zu deren Füßen sich damals ein kleiner See befand, hinaufsteigen mussten, hatten wir diesmal einen kleinen Unfall, welcher aber leicht von höchst tragischem Ausgang hätte werden können. Wir hatten nemlich nach der oben bezeichneten Weise durch die lockeren Schneewehen hindurch, beynahe schon die Höhe des obersten steilen Gletscherflecks erreicht, als plötzlich unter Wallner's Füßen der Schnee zu brechen begann. Jeder Versuch des Letzteren, sich aufrecht zu erhalten, war bey der steilen Abdachung des Bodens vergebens. Er schlug nach der Seite um. Dadurch bekam der Schnee zu seinen Füßen einen neuen Stoß, Masse um Masse setzte sich in Bewegung, und die Lawine glitt jetzt über den Abhang, in ihrer Mitte meinen Begleiter, mit wachsender Schnelle abwärts, stürzte über eine beyläufig zwey Klafter hohe senkrechte Wand, die wir früher umgangen hatten und gelangte so endlich in dem wohl mit Schnee ausgepolsterten Felskessel an. Ich war nur zwey Schritte über Wallner, als er seine unfreywillige Rutschparthie begann. Da der Schnee, in welchem ich stand, natürlich seine Unterlage verloren hatte, so musste ich nun genau hinter Wallner denselben Weg beschreiben, welchen er so eben eingeschlagen hatte. Hinter mir schob sich noch ein ziemliches Quantum von Schnee nach. Jetzt sah, hörte und fühlte ich nichts mehr als ein blitzschnelles Abgleiten meines Körpers und endlich einen schweren Fall, welcher mir für eine Zeit die Besinnung raubte. Als ich allmählig

wieder zu vollem Bewußtseyn kam, sah ich mich wohl mit Schnee überschüttet, fühlte aber zu meiner Beruhigung keine Spur einer Verletzung. Da ich meine Unterfüße ganz frey bewegen konnte, so drängte ich mich mit meinem Körper nach der Richtung der letztern vorwärts und war auf diese Weise bald aus der zu unserem beyderseitigen Glücke ganz weichen Lawine heraus. Meine Reisetasche, in welcher die Victualien verwahrt waren, war mir treu geblieben, nur mein Tragriemen war abgerissen. Haue und Stock hatte ich verloren. Vor allem warf ich jetzt die Tasche von mir, um zu schauen, wo und wie sich mein Gefährte befinde. Die Schneeschaukel, die ihm als Stock gedient hatte, ragte als Signal ein klein wenig aus dem Schnee heraus. Vom Manne selbst aber war nichts zu sehen. Ich suchte die Schaufel aus dem Schnee zu ziehen. Der wechselnde Widerstand, den dieser bei meinem Versuche machte, überzeugte mich, dass sie von Wallner gehalten werde. Zugleich vernahm ich seine Stimme durch die Schneemasse, konnte jedoch die Worte nicht unterscheiden. Ich schrie ihm nun so laut als möglich zu, dass ich bereits befreyt sey, und nur die Schaufel benöthige, um auch ihn aus der Lawine herauszuarbeiten. Er ließ jetzt dieselbe fahren und in wenigen Minuten vorsichtiger Arbeit kam bereits sein linker Oberarm zum Vorschein. In einer Viertelstunde hatte ich ihn soweit vom Schnee befreyt, dass er sich nun selbst aus seiner Umhüllung herausarbeiten konnte. Ich war sehr froh, dass auch er keinen Schaden genommen hatte. Diese Überzeugung des wechselseitigen Wohlbefindens machte uns schnell allen Schreck vergessen und wir hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Zustand unserer Durststiller zu sehen. Das Fläschchen mit Kirschegeist war ganz glücklich davon gekommen, nur der steinerne Krug zeigte einen Sprung, durch welchen sein für uns in dieser Gegend höchst kostbarer und nothwendiger Inhalt langsam hervorquoll. Wir zogen es demnach vor, den letztern lieber selbst ein wenig zu mindern und den Rest durch Umstürzen des wohlverkorkten Gefäßes in der Tasche zu sichern. Noch mussten unsere Stangen, mein Stock, die Haue und unsere Hüte aufgesucht werden, womit beynahe eine halbe Stunde Zeit verstrich, bis Alles wieder aufgefunden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

-- 229 --

Freytag, den 17. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge

(Fortsetzung.)

Zum zweyten Mal suchten wir jetzt die steile Abdachung zu gewinnen, über welche wir beyläufig 40 Klafter tief abgeglitten waren, jedoch mit größerer Vorsicht wie zuvor, und erstiegen sie endlich auch glücklich. Noch ging es eine Strecke auf- und abwärts fort, bis wir uns am Fuße des Schöberls befanden. Wir hatten jetzt eine Höhe von 7100 Schuh erreicht und standen am Rande des Gletschers. Es war gerade eilf Uhr. Die Sonne lächelte uns freundlich und wohlthuend an. Ein leichter Westwind jagte hie und da einzelne Wölkchen von feinem Schneestaub auf und ließ sie anderswo wieder langsam niederfallen. Die Temperatur war recht erträglich, ja für die kalte Jahreszeit auf solcher Höhe sogar warm zu nennen, denn das Quecksilber zeigte nur -2° R. Von jener außerordentlichen Kälte, vor welcher man uns gewarnt, und die ich auch selbst zum Theil erwartet hatte, war nichts zu empfinden.

Ich war anfangs gesonnen, die erwähnten drey Stangen in einer Linie zwischen der Pyramide des hohen Gjaidsteins und der südlichen Endspitze des hohen Kreuzes in der Firnmasse einzugraben, um über das Vorrücken derselben über Winter in dem nachfolgenden Frühjahr die nöthigen Beobachtungen machen zu können. Allein der Schnee in den oberen Regionen zeigte sich schon zu locker, als dass wir es hätten wagen dürfen, den wildzerklüfteten Firn zu betreten, dessen Schlünde viel breiter und tiefer sind, als jene des Gletschers. Hier wäre bey einem allfälligen Einbrechen in eine solche überschneyte Firnkluft an keine Rettung zu denken gewesen, da es deren viele gibt, die eine senkrechte Tiefe von 50 – 80 Klafter haben.



Das Innere einer Gletscherhöhle im Karls-Eisfeld. Dezember 1842.
Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 247 - II



Aussicht vom Lerchenkogel gegen das Dachsteingebirge und die Gosau-See-Spitzen. 18. Dezember 1842.
Bleistiftzeichnung. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 229 - II

Weil ich nun aus Rücksicht für mein und meines Begleiters Leben auf die Ausführung meines ersten Vornehmens Verzicht leisten musste, so beschloß ich die Stangen auf dem eigentlichen Gletscher, dem Carlseisfeld, dessen mir wohlbekannte Klüfte ich durchaus nicht fürchtete, aufzupflanzen. Vor Allem aber wollte ich mich jetzt über den Umstand belehren, ob der Gletscher im Winter auf seiner unteren Fläche durch die Erdwärme abschmelze oder nicht. Ich beschloß demnach, vom Schöberl aus am Rande des großen Eisfeldes abwärts zu gehen, um zu einer Höhlung zu gelangen, die mich unter den Gletscher führen würde. Obwohl es deren mehrere in der Nähe des Schöberls gibt, so waren doch alle so hoch verschneyt, dass an ein Zukommen nicht zu denken war. Das Abwärtsgehen zwischen den Eismassen und ihrer Felsbegrenzung machte uns viele Schwierigkeiten, denn bald mussten wir über aufgeschobene Gletscherblöcke, die im wilden Chaos an den Steindamm gedrängt waren, hinauf- und hinabklettern, bald wieder über zwey bis drey Klafter hohe Felsabsätze, die uns das Weitergehen versperrten, aufs Gerathewohl hinabspringen. Endlich erreichten wir die größte der Eishöhlen, die bereits im September meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Diese war auch dießmal vollkommen zugänglich. Am 5. September hatte ich mir ihre äußeren Umrisse flüchtig skizzirt und fand nun, dass diese von ihren gegenwärtigen nur sehr wenig verschieden waren. Ich maß jetzt zuerst außerhalb des Gletschergewölbes die Temperatur – diese war -1° R. (um die Mittagsstunde). Nachdem dieß geschehen war, betraten wir beyde das Innere der Eisgrotte.

Diejenigen meiner werthen Leser, welche nicht das Glück hatten, unter das Krystallgewölbe eines Gletschers zu gerathen, haben keine Ahnung jenes wahrhaft feenhaften Anblickes, den die wundervolle Bildung der ungeheuern Eislasten, die sich über Einem aufwölben, vor Allem aber jenes herrliche Blau, Grün und Weiß, welches dem Eintretenden von allen Seiten in allen Graden der Intensität und Durchsichtigkeit entgegenstrahlt, gewähren. Man glaubt sich plötzlich in den geheimnißvollen Pallast des Alpenkönigs versetzt, der aus dem schönsten und reinsten Lazur, Saphir, Smaragd und Bergkrystall erbaut ist. Ich war entzückt über den für mich ganz neuen Anblick, denn im September hatte ich die Höhle des vielen Wassers wegen, welches in und aus derselben strömte, nicht betreten können. Selbst mein treuer Führer wurde aus seinem prosaischen Indifferentismus zu allem ihm nur zu Gebote stehenden Ausrufungen der Bewunderung hingerissen und hatte nichts eifriger zu thun, als von dem schönen blauen Eise einen kolossalen Brocken mühsam herauszuhauen, um ihn mit nach Hallstatt zu bringen. Da er aber sah, dass dieses Eis, von der herrlich blauen Masse abgeschlagen, sich im Kleinen als völlig farblos auswies, so warf er es wieder weg. Was die Beschaffenheit des Eises im Gewölbe selbst betrifft, so hatte es ganz vollkommene Ähnlichkeit mit dem reinsten Bergkrystalle, nur war es von vielen netz- und spinnengewebeartigen Äderchen durchzogen und hie und da bemerkte ich auch blasenförmige Räume von verschiedenen Durchmesser. Jene grobkörnige Beschaffenheit, die ein Gletscher auf seiner Oberfläche zeigt, war hier ganz verloren gegangen. Es fühlte sich ganz trocken und spiegelglatt an. Die Wandungen des Gewölbes zeigten fast überall kreisförmige oder ovale concave Vertiefungen, welche dicht nebeneinander standen und bey einem Durchmesser von drey bis acht Zoll eine Tiefe von einem halben bis zu einem Zoll über die eigentliche Fläche des Gewölbes zeigten. An mehreren Stellen war dasselbe nicht glatt, sondern durch den eingeschlossenen und halb herausgeschmolzenen feinen Steingrus rau und scharf anzufühlen. Dieser schien an manchen Stellen des Eises einen durchgängigen Bestandtheil bald in größerer bald in geringerer Menge zu bilden. Doch der bey weitem größere Theil der Gletschermasse zeigte sich vollkommen rein. Übrigens war das Gewölbe, welches sich in den höchsten Theilen der Höhle anderthalb Klafter über den stark abschüssigen Boden erhob und zum Theil auf hervorragenden Felsabsätzen, zum Theil auf Eismassen ruhte, mehrfach zerklüftet und zwar nach allen Richtungen. Diese Klüfte, die nach oben keilförmig auszulaufen scheinen, waren zum Theil leer und an ihren Kanten hingen kolossale Eiszapfen in das Innere der Höhle herab, zum Theil waren sie mit Bergschutt dicht ausgefüllt, welcher, durch ein Eiscement verbunden, fest in die Spalte eingepresst war. Der Schutt war in einigen Klüften gelbbraun, in andren graulichweiß. Der ganze Boden des Gewölbes war mit stark abgerundeten Gesteingeschieben von allen Dimensionen bedeckt, welche mit einem staubartigen grauweißen Überzuge bedeckt waren. Zwischen den Geschieben lagen ganze Haufen des zu einer schmutzigweißen kreideartigen Masse zermalnten Kalksteins, welcher aber natürlich

noch viele gröbere sandige Theile enthielt. In diesem hier so häufig vorkommenden Steinmehl liegt nun die Erklärung, warum die durch das untere Abschmelzen des Gletschers entstehenden Wasser so trübe gefärbt sind, weil sie nothwendig über jene zu Staub zerriebenen Geschiebemassen, die sich zwischen dem Gletscher und seiner Unterlage befinden, fließen müssen, und so alle feinem Theile mitschwemmen. Andererseits erschien mir aber auch jene kreideähnlichen zusammengebackenen Massen und die stark abgerundeten Geschiebeals die sprechendsten Zeugen jener langsamen, aber mächtigen Wirkung des über die Felsunterlage vorrückenden Gletschers, der mit seiner ungeheuren, sich ewig verschiebenden Last Alles unter ihm befindliche allmählig zermalmt. Seinem Vorschreiten nach allen Richtungen vermag sich nichts entgegenzusetzen. So sah ich gleich am Eingange des Eisgewölbes die Trümmer einer Felswand, die dem Eiskolosse im Wege gestanden war, über einander geworfen. Merkwürdig waren jene Eisgeschiebe mitten unter dem Schutt, welche eben so abgerundet, wie die Steingerölle und oft ganz von dem ersten überdeckt waren. Noch auffallender aber kamen mir die gleich innerhalb des Einganges auf dem Boden liegenden großen verschieden geformten Eisblöcke vor, welche ein vollkommen milchweißes Aussehen hatten. Ob nun diese ihre fremdartige Farbe einer Verschiebung ihrer sämtlichen Theile von dem frühern Quetschen und Vordrängen durch die Gletschermasse, von der sie losgerissen worden waren, zu danken hatten, oder ob vielleicht durch wechselnde Temperaturen der Zusammenhalt ihrer Aggregationstheilchen gemindert und so jene Undurchsichtigkeit hervorgebracht worden war, wage ich bis jetzt noch nicht zu entscheiden. Beyläufig zehn Klafter innerhalb des Einganges fand ich einen großen Ballen von dem allerfeinsten Humus, von feinen Eisfäden netzartig durchzogen; wahrscheinlich hatte ein mehrmaliges Aufsaugen von Wasser und Gefrieren desselben in dem Humusballen diese äußerst feine Beschaffenheit hervorgebracht. Ich nahm mir ein ziemliches Stück von demselben mit, so wie auch von der kreidigen Masse, die überall den Boden bedeckt, und selbst auch hie und da in den Eisspalten des Gewölbes eingefroren war.

Der Schluß folgt.)

-- 230 --

Sonnabend, den 18. November 1843.

Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge

(Schluß.)

Ich war beyläufig 30 Klafter in die Höhle eingedrungen, die sich bald erweiterte, bald wieder verengte, mußte aber endlich umkehren, da die Dunkelheit im Innern derselben so zunahm, dass ich nur mit der größten Gefahr hätte weiter gehen oder vielmehr weiter kriechen können. Leider hatte ich außer einigen Zündhölzchen, welche mir bey der Beobachtung des Thermometers unter dem Gletscher die nöthigen Dienste leisteten, kein Beleuchtungsmateriale mitgenommen, da ich nicht dachte, daß unter dem Eisfeld am Tage eine solche Finsterniß herrschen würde, welche eine künstliche Beleuchtung notwendig machte. Höchst wahrscheinlich war auch mehr die dem Gletscher aufgelagerte klafferhohe Schneedecke, als die Dicke des Eises die Ursache jener Verdunkelung. Der Thermometer, mit welchem ich die Temperatur der Eishöhle an ihrem innersten Punkte, so weit ich nemlich vorgedrungen war, maß, zeigte, nachdem ich ihn fast zehn Minuten dem Einflusse der im Innern herrschenden Luft ausgesetzt hatte, gerade auf den Gefierpunct. Dieselbe Temperatur hatte auch der Schutt am Boden der Gletscherhöhle, in welchen ich den Thermometer eingegraben hatte. Es war also hier um einen Grad wärmer, als in der äußern Luft. Nirgends konnte ich aber nur die geringste Spur eines inwendigen Abschmelzens des Gletschers während der letzten Zeit beobachten. Das Eis fühlte sich jetzt selbst in den innersten und wärmsten Theilen der Höhle, welche doch offenbar durch unteres Abschmelzen des Gletschers in der Sommerzeit entstanden war, vollkommen trocken an; eben so waren auch die kreideartigen Schuttmassen auf dem Boden bis zu ihrer festen Unterlage hin vollkommen staubtrocken, und es ließ sich also mit Recht vermuthen, dass hier schon seit längerer Zeit nicht das geringste Abschmelzen Statt gefunden hatte. Schließlich erwähne ich

noch, daß die letzten hintern Theile des Gletschergewölbes durch vorragende Eiswände bereits vor dem Zutritt äußerer Luftströmungen gesichert waren, daß also hier sich eine selbständigere Temperatur leicht bilden und bewahren konnte. Diese Höhle liegt beyläufig 6400 Schuh über dem Meere. Nachdem ich mit der Untersuchung der Höhle fertig geworden war und mir eine Skizze ihres Innern entworfen hatte, betraten wir gleich ober derselben das Eisfeld. Dieses erschien jetzt als eine vollkommen ebene Schneefläche. Alle Klüfte waren ausgefüllt und wir schritten ohne Gefahr über dieselbe hin, da der Schnee auf dem Carlseisfelde bereits eine festere Consistenz angenommen hatte, als in der Firnregion oberhalb des Schöberls. Mitten in der Ebene des Gletschers etwas unterhalb des ersten Eisberges gruben wir in gerader Linie je 30 Klafter voneinander entfernt, die drei Stangen so tief als möglich in den Schnee ein, denn das Eis konnten wir nicht mehr erreichen. Nachdem ich mir noch die zwei Augenpunkte, zwischen welchen die Stangen lagen, am kleinen Gjaidstein und eine auffallende Felsplatte am entgegengesetzten Rande des Gletschers genau verzeichnet hatte, traten wir, vollkommen zufrieden mit der gelungenen Lösung unserer gefährlichen Aufgabe, heitern Muths unsern Rückweg an.

Das Carlseisfeld war bald überschritten und über seine untere Abdachung ging es in Pfeilschnellem Fluge hinab. Auf dem Taubenkarkamm wurden die letzten Überreste der mitgenommenen Eßwaaren und des Weines verzehrt, und nun eilten wir Berg auf und Berg ab, aller Last ledig, unserer traulichen Alpenhütte zu. Unsere Lawinenfahrt am Morgen hatte uns so viel Muth gemacht, dass wir jetzt über alle steilen Abhänge sorglos mit Hülfe unseres Stockes abrutschten, oder wie man es in der Alpensprache nennt „abfahren“, sogar über jene bey 250 Schuh hohe Parthie des Steiges, welchen schon mancher Gletscherbesucher eine schwindelerregende Wand genannt hatte, führten wir dasselbe Wagstück aus, was uns denn auch mit Blitzesschnelligkeit über den thurm hohen Abhang herab brachte. So eben senkte sich des Abends erster Dunkel auf die Berge herab, als wir die Hütte erreicht hatten. Das letzte Holz wurde jetzt aus den Alpenhütten requirirt und nun brachten wir den Abend im angenehmen *dolce far niente* zu. Beym Schlafengehen wechselten wir dießmal die Rollen. Ich nahm das Bett während Waller auf einer ausgehobenen Stallthür, die er auf höchst sinnreiche Weise so nahe als möglich an den Herd gebracht hatte, sein unsanftes Lager aufschlug. Übergroße Müdigkeit wiegte uns beyde nach kurzer Zeit in süßen Schlaf, der nicht einmal durch die Kälte der Nacht gestört werden konnte.

Schon brachen durch alle Fugen der Hütte, und deren gab es gar viele und breite, die Strahlen der Morgensonne, als wir erwachten. Daß wir jetzt vor Allem auf ein wohlthuendes Feuer und ein warmes Frühstück dachten, lässt sich denken.

Ein eben so herrlicher Tag, wie die beyden vorigen, war über uns aufgegangen. Diesen mit dem bloßen Nachhausegehen zu verschwenden, wäre, unserer beyderseitigen Ansicht nach, Sünde gewesen; der schönen Aussichtspunkte lagen uns mehrere so nahe, und wir beschlossen also schnell, einen derselben zu wählen. Zugleich wollten wir auch unseren Freunden in Hallstatt den unumstößlichen Beweis liefern, dass wir wirklich unser Ziel erreicht hatten, und wir wählten demnach den 6270 Schuh hohen Zwölferkogel, welcher nicht nur den ganzen Hallstätter See beherrscht, sondern dessen vorderer Theil auch von jedem Hause Hallstats gesehen werden kann, zur Besteigung.

Um acht Uhr verließen wir unsere Hütte und wanderten über den durch die Kälte der Nacht ziemlich gehärteten Schnee zwischen dem hintern Hierlatz und den Lahnböckkögeln unserem Ziele zu. Wallner hatte sich eine 10 Zoll starke verdorrte Zirbelkiefer ausgesehen und zu einer Signalstange von 9 Schuh Höhe abgehauen. Diesen Baum schleppte er nun durch zwey Stunden unermüdet bergan, auf die Spitze des Zwölferkogels, um ihn dort als Zeichen des glücklich überstandenen Unternehmens aufzurichten. Nach einer dritthalbstündigen Wanderung hatten wir bereits unser Ziel erreicht. Die Aussicht von dem Zwölferkogel ist überraschend schön und jener von der Ochsenwieshöhe weit vorzuziehen, denn nicht nur, dass man den Carls-gletscher viel besser übersieht, welcher von der Ochsenwieshöhe aus durch jenen Felskamm, welcher sich vom Schöberl gegen das Taubenkar hinzieht, zum großen Theile gedeckt ist, sondern die aus demselben aufragenden Felsmassen erscheinen hier weit kolossaler und schon mehr in ihrer natürlichen Höhe. Dann fällt auch auf dem

Zwölferkogel jene zwar großartige, aber todte Einförmigkeit weg, welche das nach drey Seiten die Ochsenwieshöhe umschließende öde Steingebirge mit seinen dürftig überwachsenen Felsdämmen und Karen hervorbringt, denn da hat man auf der nördlichen Seite unmittelbar zu seinen Füßen in schwindelnder Tiefe den herrlichen Hallstätter See und das felsumstarre Obertrauner Thal. Die über den See dahingleitenden Kähne rufen Leben in das großartige Panorama, man fühlt sich hier nicht gänzlich losgerissen von den Menschen, man sieht ihre friedlichen Hütten, man sieht ihr Thun und Treiben. Auf der luftigen Zinne ins Reich der Wolken gehoben, dem Himmel näher gebracht, sieht man doch wieder, dass es unten auf der Erde auch recht wohnlich sey. Nur ist es schade dass man von der höchsten Zinne selbst nicht den Markt Hallstatt sehen kann, da dieser durch den sich gegen Norden abwärts ziehenden Kamm ganz gedeckt ist. Man muss eine starke Viertelstunde weit abwärts steigen, um zu jenem Felskopf zu gelangen, von welchem aus man dann erst den ganzen Markt über- sieht. Deutlich kann man von da noch die Menschen, die sich auf dem Platze herumtreiben, unter- scheiden. Dieser Anblick erinnert mich lebhaft auf ein besonders schön und niedlich geschnitztes Bethlehem, welches ich einst in meiner Kindheit zu sehen bekam.

Während sich Wallner bemühte, seinen Zirnbäum hier zwischen dem Gestein, welches fast ganz durch die heftig anfallenden Westwinde vom Schnee entblößt war, fest aufzupflanzen, zeichnete ich von der höchsten Spitze das Panorama des Dachsteingebirges.

Die Temperatur stand um die Mittagsstunde einen Grad über dem Gefrierpunct, so dass ich durch anderthalb Stunden bequem zeichnen konnte. Nach einem dritthalbstündigen Aufenthalt traten wir den Rückweg an. In anderthalb Stunden hatten wir bereits die Wieselpe und vier Stunden später Stadler's wohnliches Gasthaus erreicht.

Obwohl diese dreytägige Wanderung mir unter allen, die ich bisher unternommen, die größten Mühseligkeiten gebracht hatte, so war sie doch anderseits auch eine der lohnendsten, und unauslöschlich werden die herrlichen Naturscenen, die ich in den drey Tagen erlebte, meinem Geiste eingepägt bleiben.

Vielen meiner Leser dürfte hier noch die Bemerkung interessant seyn, dass die Temperatur durch diese drey Tage im Markte Hallstatt fast immer gleich, ja um die Mittagsstunde niedriger war, als auf den 6-7000 Schuh hohen Alpenpuncten, die wir betreten hatten, eine Bemerkung, die sich auf allen meinen Gebirgswanderungen im Winter, an heiteren Tagen, bey windstillem Wetter oder auch bey leichtem Westwind, welcher in den höchsten Regionen das ganze Jahr hindurch der herrschende ist, jedes Mal wiederholte.

Zwei Septembernächte auf der Hohen Dachsteinspitze [1843]

Textquelle:

SIMONY, F. (1844): Zwei Septembernächte auf dem hohen Dachsteingipfel. – Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, **1844 / II. Quartal**, S.921-923, 929-931, 937-940, 945-947, 952-955, 961-964, 971-974, 976-980, 985-088, 994-997, Wien.

Die Arbeit erschien später nochmals, leicht verändert und mit aktualisierter Orthographie im Schulbuchverlag:

SIMONY, F. (1920): Zwei Septembernächte auf der Hohen Dachsteinspitze. – In: SIMONY, F.: Auf dem Hohen Dachstein, S. 46-97, Wien (Schulbuchverlag).

Die hier vorgestellte Version entstammt der letzteren Ausgabe.

Erste Nacht (15. - 16. September 1843)

Nach einem acht Tage langen Unwetter riß endlich das düstere Wolkenzelt, welches sich über die Täler Noricums gelagert hatte, und die Zinnen der Alpen blickten wieder hehr und rein empor ins blaue Gewölbe des Himmels. Ischls Badegäste eilten wieder fröhlich aus den geheizten Zimmerker-

kern hinaus in die freundlich großartige Natur, über welche schon der Frühherbst seine bunten Tinten zu verbreiten anfang, und trotz der kalten Septemberluft, welche durch das vertrocknende Blätterdach der Bäume rauschte, wimmelte es doch wie in den wärmsten Tagen des Sommers auf allen Spaziergängen von jung und alt, von Fremden und Einheimischen. Der Anblick des Dachsteingebirges mit seinen wilden Felshörnern und seinem Firnmeere war jetzt auf den Promenaden der Schmalnau, des Dämmerweges und auf anderen Partien, vor allem aber für die Besucher des Hoisenreith (Kolowratsturmes) ein Gegenstand der Bewunderung; denn seine höchsten Spitzen, die noch vor kurzem als dunkle Felsmassen den sie umlagernden Gletscher überragt hatten, waren nun plötzlich, wie durch einen Zauber, in blendende Schneepyramiden verwandelt.

So sehr die Neuheit dieses großartigen Anblicks die Mehrzahl der Naturfreunde ansprechen mochte, so unangenehm war mir die hyperboräische Metamorphose meines steinernen Freundes, da ich ihm nicht nur bereits selbst mehrfache Besuche abgestattet, sondern auch schon angefangen hatte, den misanthropischen Herrn auch für andere Freunde der Alpen zugänglich zu machen.

Diese vorzeitige Einwinterung war mir deshalb so unangenehm, da ich nun die Ausführung meines langgenährten Vorsatzes, einmal auf der länderbeherrschenden Zinne zu übernachten, von neuem aufs Ungewisse hinausgeschoben sah. Der achttägige Schneefall auf dem Dachsteingebirge schien für dieses Jahr bereits alle Möglichkeiten abgeschnitten zu haben, die höchste Spitze noch einmal betreten zu können; unerreichbar wie die Berge im Monde, starrte jetzt die schneebelastete Zackenkronen des österreichischen Alpenfürsten hernieder in die Tiefe der Täler, abschreckend für jeden, der es sich erträumt, sie zu erklimmen.

Dem früheren unfreundlichen Regenwetter folgten jetzt ebenso schöne, heitere wenn auch etwas kühlere Tage. Die Luft hatte eine ungewöhnliche Klarheit und zu Gebirgswanderungen konnte keine günstigere Zeit erwartet werden. Täglich blickte ich mit dem Fernrohre nach der Dachsteinspitze; dort wollte der Schnee nicht weichen und erst nach mehreren Tagen konnte ich bemerken, daß er in den höchsten Regionen des Karls-Eisfeldes und auf den Dach- und Torsteinspitzen hart geworden sei, indem sich bei schief auffallenden Sonnenstrahlen überall Eisflächen zeigten. Mehr bedurfte ich nicht zur Ausführung meiner Lieblingsidee; denn so halsbrecherisch es für jeden Neuling gewesen wäre, unter den gegenwärtigen ungünstigen Umständen die Dachsteinspitze bei ihrer trügerischen Schneehüllung von der Hallstätter Seite ohne besondere kostspielige Vorbereitung erklimmen zu wollen, so waren ich und die Männer, welche am Dachsteinwege gearbeitet hatten, mit all den Gefahren durch die mehrmalige Besteigung so vertraut, daß ich mit Sicherheit darauf rechnen konnte, auch diesmal den überschneiten Bergriesen zu bezwingen.

Da man aber allgemein an der Ernstlichkeit meines Vorhabens zweifelte, indem eine Nacht auf der Dachsteinspitze für nichts besser galt als eine zwölfstündige Mondscheinpartie auf Nowaja Zembla, so beschloß ich, falls ich die Spitze glücklich erreichen sollte, in der Nacht auf ihr ein bengalisches Feuer in einem solch großen Ausmaße anzuzünden, daß es bis nach Ischl gesehen werden mußte.

Ich besprach zu diesem Zwecke mit dem Herrn Grafen Otto von Fünfkirchen die nötigen Nachttelegraphen zwischen dem letztgenannten Orte und der Dachsteinspitze und bestimmte den 16. September zur Ausführung des Unternehmens.

Nachdem alle wesentlichen Vorbereitungen getroffen, reichliche Lebensmittel auf drei Tage, die zur Feuerung vorzüglich zweckmäßige und leicht tragbare Holzkohle, ein mit bengalischem Feuer gefüllter Papierzylinder von 18 Zoll Länge und 8 Zoll Durchmesser, dann ein Gefäßbarometer und ein Thermometer, ferner die zur Fortsetzung der begonnenen Wegarbeiten noch nötigen Werkzeuge, Eishäue, Schneeschaufeln, Steigeisen, Schneereifen, ein Schutzseil, Laternen und einige Holzfackeln aufgebracht waren, brach ich in Begleitung von acht rüstigen Männern am 15. September um 3 Uhr nachmittags auf. Auch ein Mädchen, eine gewesene Sennerin, die sich anheischig machte den Dachstein zu besteigen, war der Zahl meiner Begleiter als Trägerin beigelegt worden.



Der hohe Blassen von der Klausalpe aus. Sonnenaufgang July 1843.
Bleistiftzeichnung, Aquarell. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 261 – II



Struktur des Eises am Karls-Eisfeld (Dachstein) nach der Natur gezeichnet. 1844.
Bleistiftzeichnung. Großformat, Archiv GBA, Inv.Nr.: G 248 – II

Munter und fröhlich wanderten wir dem heutigen Ziele, der Wiesalm entgegen. Nanni, welche fortwährend den vordersten Posten der Karawane zu behaupten bemüht war, hatte meist einen Vorsprung von 50 bis 60 Schritten, wo sie bald rechts bald links auf ein vorragendes Felsstück sprang und durch ihre gellenden langgedehnten Alpenjauchzer in allen Wänden und Schründen und an allen Wänden das Echo zu wecken wußte. Je höher der Zug kam, desto schneller wurden ihre Schritte, bald hatten wir sie gänzlich aus dem Gesichte verloren und nur noch ihr unausgesetztes Jubeln scholl aus ferner Höhe zu uns nieder. Die Nacht war bereits auf die Erde niedergesunken als wir unsere erste Station erreicht hatten. Nur wenige Stunden durften der Ruhe gewidmet werden, denn ich hatte beschlossen, von der Alpe möglichst früh aufzubrechen, damit wir das Karls-Eisfeld noch überschreiten könnten, bevor die Sonne den frischen Schnee darauf erweichen würde.

Um zwei Uhr wurde bereits Alarm geschlagen. Bald waren die Kochgeschirre der Alphütten in voller Tätigkeit, das ergiebige Frühstück bereitet und um 3 Uhr leuchtete der Mond schon mit seinem Silberlichte dem schwerbeladenen Zuge über den schroffen Steig und die mäanderischen Windungen des sich immer höher und höher hinanziehenden Pfades über die Ochsenwiesalpe und die Ochsenhöhe. Auf der Speikleiten wurde Halt gemacht und der Anbruch des Tages erwartet. Endlich lichtete sich der östliche Himmel und über den dunklen Zackensaum wallte mächtig des Tages erstes Zwiellicht empor. Wir verließen alsbald unseren Ruhepunkt, stiegen nun über steile Felsplatten aufwärts und erreichten gerade die von mir erbaute Steinhütte, als der oberste Rand der Sonne über dem in weiter Ferne verschwimmenden Hochschwab auftauchte.

Eine halbe Stunde später befanden wir uns bereits am Fuße des Schöberls und am Rande des oberen Karls-Eisfeldes. Ich hatte nun nichts Eifrigeres zu tun, als nach der Fahne, die ich bei meiner heurigen ersten Besteigung des Dachsteines hatte aufstecken lassen, und dann nach der Leiter zu sehen, die am Rande der großen Kluft, welche alljährlich den steilen, sich an den hohen Dachsteinfels lehrenden Firnberg quer durchbricht, in dem Schnee festgestellt worden war.

Aber so emsig ich und meine Leute nach den beiden Gegenständen durch ein vortreffliches Fernrohr guckten, keiner von uns vermochte auch nur die geringste Spur von ihnen zu entdecken. Die Stürme des letzten Unwetters mußten also Fahne und Leiter umgestürzt haben. Der Verlust der Leiter war für uns unersetzlich. Ohne sie war es unmöglich mit dem Gepäck über die große Firnkluft zu kommen, da unterhalb des Seiles ihr jenseitiger Rand den diesseitigen Rand beinahe um zwei Klafter hoch überragte und der Schlund selbst bei fünf Schuh breit war. Die Leiter unter den sie deckenden Massen von Schnee aufzufinden, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, da sie, einmal von der Kante zur Kluft abgeworfen, ebenso gut in diese geschleudert worden als auch auf die andere Seite über den sehr steilen Firnberg abgeglitten und tief im Schnee begraben sein konnte.

Sehr verstimmt über den nun prekären Ausgang meines Unternehmens setzte ich die Tour fort. Auf dem Gletscher zeigte sich anfangs, ganz gegen unsere Erwartung, nur wenig neuer Schnee, aber kaum waren wir in die eigentliche Firnregion gekommen, welche auf dem Karls-Eisfeld in einer Höhe von 7400 Fuß und 7600 Fuß beginnt, war er auch schon da. Doch zeigte er sich ziemlich hart und der Fuß drang kaum einige Zoll tief in ihn ein. Eine freudige Überraschung harrte unser, als wir die Firnmulde, die unterhalb der Kluft sich befindet, erreicht hatten. Unsere 15 Schuh hohe Leiter stand aufrecht, aber sie war bis auf 5 Fuß im Schnee versteckt. So hoch hatten sie das Windwehen und das achttägige Gestöber mit Schnee bedeckt.

Die Eishau und Schneeschaukeln wurden jetzt vor allem in Bewegung gesetzt, um die Leiter von der sie sperrenden Schneelast zu befreien. Nachdem dies geschehen war, mußte noch ein zweiter Übelstand behoben werden. Das hundert Klafter lange Seil, welches von der Spitze des hohen Dachsteines über die hohe Wand durch 20 schwere in den Fels eingebaute Eisenringe und von ihrem Fuße über den sich an sie lehrenden Firnabsturz um die große Kluft herabläuft, war auf dem Absturz ganz, an der Wand teilweise mit Schnee bedeckt. Es mußte also auch dieses vorerst zu Tage geschafft werden. Diese sichernde Handhabe war diesmal um so notwendiger, da der frische Schnee auf den einzelnen Terrassen der Dachsteinwand lauter 50 bis 70 Grad steile, stark vereiste Gehänge bildete und

selbst die in dem nackten Fels ausgehauenen Stufen an vielen Stellen mit einer platten, von dem ab-rinnenden Schmelzwasser gebildeten Eiskruste überzogen waren. Ich schickte also drei meiner Leute, Johann Wallner, Josef Thalhammer und Franz Zauner, mit der Eishau und einigen Spitzhämmern voraus, um das Seil frei zu machen und an den gefährlichsten Stellen Stufen in den Schnee zu hauen. Ich selbst folgte ihnen auf dem Fuße nach, während die übrigen mit dem Gepäck unterhalb der Kluft zurückblieben. Beinahe drei Stunden vergingen, ehe die Arbeit zustande gebracht war und wir ersteren die Spitze erreicht hatten. Den unteren Harrenden wurde nun zugerufen, daß der Aufstieg hergestellt sei und Mann für Mann kletterte jetzt die steile Bahn aufwärts.

Noch war keine halbe Stunde verstrichen, als Nannis Kopf schon über dem höchsten Steindamm auftauchte, und einige Sekunden später stand sie, das erste Weib, auf dem wetterzerschlagenen Scheitel des sogenannten unersteiglichen Dachsteins. Schweigend beobachtete ich die Wirkung, welche der plötzliche Anblick des unermeßlichen Rundgemäldes auf das Gemüt des Mädchens machen würde. Einige Augenblicke war sie in stummer Anschauung desselben vertieft. Dann stieg plötzlich, wie aus der verborgensten Tiefe ihres Inneren, die erwachte Seele in ihr glänzendes Auge und ein Gemisch von kindlicher Freude und Verklärung verbreitete sich über ihre sonst jedes edleren Ausdruckes bare Physiognomie. Zwei glänzende Perlen stahlen sich aus den dunklen Augen hervor und rollten langsam über die sonnengebrannten Wangen; aber als schäme sich ihre Eignerin des sie überwältigenden Gefühles, fuhr sie plötzlich mit dem schmutzigen Ärmel der Linken über ihr Antlitz, sprang auf die höchste, kaum sechs Quadratschuh große, stark abschüssige, glatte Felsplatte und jubelte nun unausgesetzt hinab in die sie umringenden Abgründe, daß der Gletscher gähnende Klüfte ihre Jauchzer tausendfältig nachhallten. "Aus is, hat 's da a Lust, da mecht i frei allweil sein!" Besser wußte das von wildem Entzücken plötzlich ergriffene Mädchen ihre Empfindungen nicht auszudrücken. Gleich einer Gemse kletterte sie furchtlos um die fürchterlichen Wände herum, stellte sich auf den äußersten Rand des schwindelnden Abgrundes, der unter dem tausend Klafter hohen senkrechten Absturze zur Spitze des Dachsteines fürchterlich von Süden herauf gähnt, und rollte mächtige Steine hinab, daß sie zu Staube zerstiebend, in die grausenvolle Tiefe hinabsausten. Vergebens versuchte ich sie von dem gefährlichen Spiele des Steinabwälzens abzumahnem, sie ließ nicht eher davon ab, bis sie selbst, gleich einem unbändigen Kinde, dessen überdrüssig geworden war.

Jetzt verlegte sie sich erst auf ein genaueres Studium der einzelnen in unserem Gesichtskreise liegenden Berge. Der Anblick der eisbelasteten Kolosse in Südwest, des Ankogels, hohen Aars, Großglockners und Sulzbachers, und dann wieder der mit tausend und tausend Ortschaften wie mit weißen Punkten übersäte Landstreif gegen Norden weckten in ihr eine neue Vorstellung von der Größe der Schöpfung, die sich noch nie in ihren Augen in solchem Umfang entfaltet hatte. Der fernste Ort, welchen sie bis jetzt betreten war Ischl und auf den Alpenböden und ihren sie umragenden Gipfeln, wo sie als Sennerin gelebt und sich herumgetummelt hatte, war ihr nie ein höherer Berg als der Dachstein zu Gesicht gekommen. Als ich ihr jetzt sagte, daß einige der vor uns liegenden Bergspitzen noch um 300 bis 400 Klafter höher seien als er, da konnte sie der Verwunderung kein Ende finden und ich sah es ihr an, daß sie dem Gedanken: sie stehe jetzt auf der höchsten Bergspitze der Erde, nur ungerne entsagte.

Um uns her wurde es jetzt immer lebendiger; die Träger, welche an der Eiskluft ihre Päckchen gelöst und in kleinere zerteilt hatten, waren endlich nach mehrmaligem Auf- und Absteigen mit dem Hinaufbringen sämtlicher Gegenstände fertig geworden und ich versammelte sie jetzt auf dem kleinen Raume der wilden Felszinne, um das Mittagmahl abzuhalten.

Nach dem Essen schickte ich das Mädchen und drei der Träger nach Hallstatt zurück und Wallner machte sich mit vier Arbeitern an die Fortsetzung des begonnenen Dachsteinpfades. Ich wollte nun vor allem den Barometer- und Thermometerstand untersuchen; aber zu meinem großen Verdrusse war das mitgebrachte Gefäßbarometer durch die starke Erschütterung während des Tragens sowie durch das Eindringen der Luft in die Säule unbrauchbar geworden und trotz aller Bemühung konnte ich jene nicht mehr aus dem Quecksilber entfernen. Ich mußte also auf die beabsichtigte barometrische Mes-

sung verzichten und mich bloß auf die schon bei meinen früheren Besteigungen begonnenen Temperaturbeobachtungen beschränken.

Während unter mir die Schläge der Eisenhämmer in dem starren Gestein taktmäßig erschollen und die Spitzhauen neue Furchen in das trotzige Antlitz des Bergriesen gruben, machte ich mich auf das Zeichnen des Dachsteinpanoramas; denn heute zum ersten Mal war die Rundschau bis auf die durch einen langen horizontalen Wolkenstreif verdeckten Vorberge des Hochtauerngebirges rein und nur der trockene Nebel, welcher aus der Ramsau und Neustadt zeitweise aufstieg, versperrte mir manchmal die Aussicht. Aber es währte nicht lange und meine Arbeit wurde durch eine Störung anderer Art unterbrochen. Plötzlich schien es mir, als hörte ich tief zu meinen Füßen auf der Westseite des Felsen Menschenstimmen.

Es dauerte nicht lange, so kam tief unter mir die Gestalt des Gosauer Schmiedsepp zum Vorschein. Dieser rief mir zu, daß noch zwei mit ihm gekommen wären, die aber bereits durch den gefährlichen Weg über die schneebedeckte Gosauer Dachsteinwand und den aus dem südlichen Abgrunde aufwallenden Nebel so abgeschreckt worden wären, daß sie nicht mehr weiter wollten. Ich gab ihm nun die tröstende Beruhigung, daß der trockene Nebel durchaus nicht zu fürchten sei und er nur trachten solle, mit seinen Begleitern zu mir heraufzukommen, wo er dann ohne Gefahr auf der Hallstätter Seite wieder hinab kommen könnte. Aber eine halbe Stunde war bereits verflossen und noch kam niemand zum Vorschein.

Um den Schmiedsepp war mir nicht bange, denn diesen kannte ich bereits als einen kühnen und sicheren Steiger, welcher mich einmal bei einer Wanderung in den Gosauseespitzen begleitet hatte, aber um das Schicksal seiner Begleiter, die ich nicht kannte, war mir bange. Ich rief jetzt Wallner und Thalhammer zu mir herauf, um sie den unbekanntem Dachsteinbesuchern mit einer Leine zu Hilfe zu schicken, da ich von meiner ersten Dachsteinbesteigung im Jahre 1842, wo ich den Rückzug über die Gosauer-Wand genommen hatte, wohl wußte, daß ihre gefährlichsten Stellen sich gegen die Spitze zu befänden.

Kaum aber waren jene zu mir gekommen, als auch schon Schmiedsepp mit einem jungen Mann in städtischer Kleidung und einem Bauernburschen auf der äußersten Ecke jenes Steinkammes anlangte, welcher für die Besteigung des Dachsteins von der Westseite stets die fürchterlichste Partie bleiben wird. Denn von dieser Ecke muß man senkrecht hinab fast zwei Klafter tief auf eine kaum zwei Fuß breite abschüssige, mit Gras überdeckte Steinplatte abspringen, unter welcher sich rechts der tausend Klafter hohe Absturz nach Süden und zur Linken ein zweiter Abgrund befindet, gerade noch hoch genug, um nach vier- oder fünfmaligem Auffallen zerschmettert auf dem Gosauereisfelde anzukommen. Wer da den Sprung verfehlt, ist unwiederbringlich verloren. Wallner und Thalhammer stiegen nun zu dem Kamm hinab und warfen die Leine dem Schmiedsepp zu. Dieser befestigte sie dem Fremden um die Brust und nun stieg er, gesichert durch das Seil und meine Leute, den gefährlichen Absatz glücklich hinab. Auf diese Art gelangte auch der wahrscheinlich als Träger mitgenommene Bursche über die fürchterlichste Stelle und ihm folgte endlich der Schmiedsepp im sicheren Sprunge.

Mit leichtem Herzen begrüßte ich den neuen Dachsteingast, für dessen Leben mir bereits bange geworden war; denn ich wußte aus eigener Erfahrung, daß die Ersteigung dieser Riesenspitze von der Gosauer Seite kein Kinderspiel sei.

Wie viele Bekanntschaften macht man im Leben, die gleich Träumen einer einzigen Nacht vorüberziehen und die, kaum geschlossen, wieder untergehen im Meere der Vergangenheit. Oft ist die Wertlosigkeit der Bekanntschaft schon allein hinreichend, sie dem Lethe zuzuführen, noch öfter sind es die alltäglichen Verhältnisse, unter denen sie geschlossen wird und die im Gedächtnisse keine Spur, also für die Bekanntschaft keine Miterinnerung zurücklassen, an die sich das Andenken der uns damals interessierenden Personen knüpfen könnte. Doch wenn außerordentliche Umstände unsere Erinnerungen steigern, wenn eine großartige Natur den Wunsch nach verstandener Mitteilung in uns rege macht, dann schlägt das Herz jeder Bewegung freudig entgegen und die Seele hält durch das

ganze Leben das Bild desjenigen fest, den das Schicksal in solchen Momenten uns, wenn auch zum erstenmal, zuführt.

So war denn das plötzliche Begegnen des Herrn Ignaz von Schäffer aus Wien auf dem himmelanstrebenden Firnen des Dachsteins für mich eine freundliche Erscheinung, die mir stets unvergeßlich bleiben wird. Ich konnte es dem jungen Manne übrigens auch auf den ersten Blick ansehen, dass sein Gemüt nach der überstandenen Gefahr zu aufgeregter war, um die Großartigkeit der vor ihm entfalteten Aussicht in ihrem ganzen Umfang genießen zu können, und der Eindruck mußte daher nur ein beschränkter sein. Ich wußte es selbst noch recht gut aus eigener Erfahrung, wie sehr der zwei-stündige Kampf mit einer fortwährenden Todesgefahr bei meiner ersten Dachsteinbesteigung über die fürchterliche Hallstätter Wand das Thermometer meines ästhetischen Gefühls dem Nullpunkt nahe brachte. Nach einer kurzen Erholung verließ Herr von Schäffer wieder die Spitze und stieg nun in Begleitung meiner Leute, denen ich befahl, ihm das Schutzseil um den Leib zu binden, den neuen Steig hinab. Eine halbe Stunde später sah ich ihn schon auf dem Karls-Eisfeld mit seinen zwei Führern den Weg einschlagen, den ich ihnen bezeichnet hatte, um vom Karls-Eisfeld durch das Wildkar wieder in die Gosau gelangen zu können.

Gegen Abend verschwanden die Nebel, die sich fortwährend aus dem südlichen Abgrunde gegen die Spitze hinaufgewälzt hatten, und auch der Wolkenreif in den Hochtauern verschmälerte sich bedeutend. Um die vierte Stunde ließ ich die Arbeit einstellen und entließ wieder drei von den Leuten, welche die Bestimmung erhielten, in meiner Hütte zu übernachten, jedoch am nächsten Morgen sich wieder zur Fortsetzung des Werkes einzufinden. Nur Wallner und Thalhammer, welche sich entschlossen hatten, mir in der Nacht Gesellschaft zu leisten, blieben auf der Spitze zurück.

Nun wurde über den Platz Rat gehalten, welcher zum Übernachten eingerichtet werden sollte. Aber die Beratschlagung hatte bald ein Ende, denn die Auswahl der Plätze war nicht groß, sondern vielmehr auf einen einzigen beschränkt, welcher einige Schuh unter der Spitze sich befindet und durch zwei über ihn hängende Felsstücke von Norden und Nordwest vollkommen gegen den Wind geschützt ist. Doch mußte dieser kleine Winkel erst über den unmittelbar anstoßenden Abgrund durch eine Steinmauer abgedämmt werden, um in ihm für drei Personen zum Sitzen und für einen kleinen Feuerraum einen dürftigen Platz zu gewinnen. Meine zwei Gesellschafter machten sich nun mit Eifer daran unsere künftige Herberge möglichst behaglich einzurichten. Ich band indes den Feuerzylinder auf eine mit einer horizontalen Rinne versehene Stange, seine Mündung nach Ischl richtend.

Die Sonne senkte sich indes dem tiefen Westen zu und die wunderbarsten Farbenabstufungen entfalteten sich allmählich in dem weitem Rundgemälde. Die bunten Flächen der Abhänge der Täler wurden mit einem vollkommen durchsichtigen bläulichen Dunst überzogen, welcher das Grelle der Tinten immer mehr und mehr säufte und endlich jene wohltuende Harmonie der Farben hervorzauberte, die eine Landschaft unendlich verschönt. Über die Talgründe hoben sich die ungeheuren Massen der waldigen Vorgebirge, hier in schwarzgrüner Farbe, dort wieder in tief dunkelblauen Abenddunst gehüllt. Höher hinauf gegen die Region der Felsen und auf die baumlosen Alpenmatten lagerte sich eine rosenrote Luftschicht, zart und durchsichtig wie der Schleier einer Feenkönigin; unten verschmolz die rosige Färbung mit dem schwarzblau der Waldschatten, oben löste sich gegen Westen in das grelle Graugelb der im Abendlichte glänzenden Kalkalpen, gegen Süden in das dunkelbraun der gigantischen Urgebirgsmassen des steirischen Tauerngebirges auf, welches wieder von den rötlichgrauen Kalkwänden der fernen julischen Alpen und ihrem König dem Triglaw, überragt wurde. Die salzburgische Gletscherkette strahlte im goldigen Schneeglanze, nur hie und da bildeten sich bläuliche Schatten und durchschnitten das Firnenmeer. Unter ihm lag gleich einem Rosengürtel der beleuchtete Wolkenhaum. Der westlichen Berge riesige Umrisse schieden sich immer schärfer voneinander, die vordersten schwarz wie die Nacht, die hintersten blaugrau, umstrahlt von den Feuerwogen der sinkenden Sonne. Vielfach getrennte Lichtstreifen brachen von dieser durch die in den Tälern liegenden blauen Dunstschichten und bildeten auf dem dunklen Grunde einen prachtvollen Strahlenhalbkreis von sanftem Silberglanze, welcher fast über ein Drittel des Erdhorizontes sich ausbreitete. Über das ebene Land im Norden wogte ein düsteres Nebelmeer auf, doch nicht in undurch-

sichtigen Massen, sondern in einem transparenten Dunkelgrau, welches an der äußersten Grenze des Gesichtskreises mit dem Blau des Himmels verschmolz. Rings um den Erdhorizont wurde immer mehr ein Dunstring von beiläufig 30 Fuß Höhe am Himmelssaum erkennbar, über den die Abendröte ihr erstes Rot ergoß.

Die sechste Stunde ist gekommen. Dunkler und dunkler wird es jetzt in den Tälern, die ersten Schatten der Nacht breiten sich über die Tiefe zu meinen Füßen, als entstiegen sie dem Schoß der Erde; die Dörfer, Weiler und Hütten, Felder und Wiesen, Bäche und Wälder werden von dem Düster verschlungen, welches immer rascher gegen die Höhen der Alpen hinansteigt. Der rosige Duft erhebt sich, das Tageslicht der östlichen Alpenkette wird in dunklen Purpur verwandelt, nur die Gletscher glühen noch golden, während der Wolkensaum unter ihnen in düsteres Kupferrot, auf dunklem Grau auflagernd, übergeht. Der Sonne unterster Rand berührt beinahe schon den westlichen Alpensaum. Der Dunstring am Lufthorizont ist indes nach unten zu dunkel amethystfarbig geworden. Man sieht jetzt die wässerige Luft auf die Erde gelagert, man möchte die Schichten greifen; obwohl vollkommen durchsichtig, werden sie doch ringsum immer mehr erkennbar. Über dem Schladminger Eisfeld, am Dachstein und dem dahinter befindlichen Steinmeere des weitgedehnten Gebirges wird der Schatten der riesigen Steinpyramide, welche uns zum Standpunkt dient, immer dunkler und nimmt endlich eine tiefviolette Färbung an. Den Umriß des Schattens umschneidet ein schwacher regenbogenfärbiger Saum, welcher aber von Minute zu Minute deutlicher wird. Mit dem Tiefsinken der Sonne verlängert sich das großartige Schattenspiel; wie eine Phantasmagorie dehnt und streckt es sich vom Fuße des Felsens immer weiter über den östlichen Horizont aus, bis sein spitz auslaufendes Ende das fernste Gebirge erreicht hat, auf welchem bereits der Abend gelagert ist.

Nur noch die halbe Sonnenscheibe ragt über das Firnfeld des ewigen Schneeberges empor. Unter mir ist alles in tiefe Dämmerung begraben; die aus den uns umringenden Gletschern hoch aufragenden Felszinnen brennen nicht mehr im Abendglanze, ihre grauen Steinwände sind verdüstert und nur über deren Spitzen zucken noch die letzten verglimmenden Strahlen. Der Dachstein ist zwar von hellem Licht durchflossen, aber auch über seinen Fuß klimmen schon unaufhaltbar die Schatten der Nacht empor.

Noch einmal schau ich zurück nach Westen. Da – Welch ein Anblick! – ragt jetzt der ungeheure Schattenkegel des Dachsteins wie eine oben spitz auslaufende Glocke hoch über den Erdhorizont in die dunsterfüllte Luft. Der Regenbogensaum hat an Intensität noch zugenommen, das innere des Kogels ist jetzt von dem reinsten Violett. Hoch über diesem prachtvollen Schattenbilde wölbt sich ein ungeheurer Lichtbogen, jedoch so blaß, daß er nur wenig von dem Blau des Himmels absticht; nur da, wo er in die Dunstosphäre der Erde tritt, wird er sichtbar. Auf der Spitze des Schattenkegels sehe ich unsere eigenen Gestalten sich hin und her bewegen. Auch meine Leute sind stumm in den Anblick des wunderbaren Phantoms versunken, unverwandt blicken sie auf das Luftgemälde, welches von Stunde zu Stunde an Schönheit und Erhabenheit zunimmt.

Mir däucht es in diesem Augenblicke, als sehe ich die Krone des Weltenmeisters jetzt aus dem Schoße der Schöpfung auftauchen. Starr schaue ich hin auf das von Glorienlicht umstrahlte Schattenbild. Wieder wird es dunkler zu meinen Füßen; schon glaube ich aus dem Düster, welches wie das Weltgeheimnis sich dichter und immer undurchdringlicher unter mir lagert, das heilige Antlitz der Gottheit selbst hervortreten zu sehen, da schreckt ein plötzliches Verdunkeln rings um uns mich auf, die Sonne ist untergesunken und wie ein Blitz verlischt das Licht des Auges auf der Dachsteinspitze. Der Abend ist auch für uns angebrochen, aber nicht im langsamen Übergang aus der Tageshelle durch das sanfte Zwielflicht, welches in den Tälern die Natur in das erste Erschlummern einwiegt, ins Dunkel des Abends; der Übergang ist ein plötzlicher, ja fast ein augenblicklicher.

Der Wind bläst jetzt kälter und schärfer über die Zinne; das Thermometer, welches den Tag über fortwährend auf +4,5 Grad Reaumur stand, sinkt schnell auf +2 Grad; im östlichen Himmel tauchen über der Dunstosphäre einige Sterne auf. Der Westen flammt noch in der Tiefe im feurigen Gold, über dem der Äther in ein sanftes Smaragdgrün und endlich in ein dunkles Blau verläuft. In der von Osten nach

Westen ziehenden Hochtauernkette erlischt eine Spitze nach der anderen; nur noch auf dem Sulzbacher Venediger schwimmt ein sanfter Purpur, bis auch dieser in der unaufhaltsam gegen Westen vorrückenden Nacht verglimmt. Kein einziger beleuchteter Punkt ist jetzt mehr in dem ungeheuren Umkreise des Panoramas zu erblicken. Über unsern Häuptern tritt aus dem sich immer mehr verdunkelnden Himmel Stern um Stern hervor, das westliche Strahlenmeer sinkt tiefer und endlich bleibt nur ein fahler Schein über der Gegend zurück, von welcher die Königin des Tages ihren Scheidegruß entsendete. Aus der schwarzen unabsehbaren Tiefe schlägt der leise Ton einer Glocke an unser Ohr, bald verhallt er in der Stille der Nacht, bald trägt ihn wieder vernehmbar der Hauch des Windes auf den von uns belebten Firn. Es ist das Abendgebet einer frommen Gemeinde, welches mahndend zu uns herauf ruft. Auch unsere Häupter entblößen sich und der wortlose Gedanke der Anbetung schwingt sich in den weltdurchkreisten Raum.

Mit dem Wachsen der Dunkelheit fiel das Quecksilber immer mehr und erreichte noch vor dem vollen Einbruche der Nacht die Tiefe von +0,5 Grad Reaumur. Meine zwei Kameraden begannen über Kälte zu klagen und machten sich jetzt daran, in der bereits erwähnten Zufluchtsstätte ein tüchtiges Kohlenfeuer anzuzünden. Auch ich stieg von der Zinne herab, denn mein Amt als Küchenmeister rief mich zur Ausübung meiner Pflicht. Die Pfanne wurde in Tätigkeit gesetzt und eine tüchtige Portion Braten mit etwas Schnee und Butter in ihr aufgedünstet. Die warme Kost behagte uns allen vortrefflich, nur vom Durst wurden wir ordentlich geplagt, und obwohl fortwährend eine reichliche Menge Schnee neben der Glut sich befand, so reichte das gewonnene Wasser bei weitem nicht hin, unser Bedürfnis zu decken. Es ist auffallend, daß der Hochgebirgsschnee viel langsamer schmilzt als jener in der Ebene. Das ist eine Beobachtung, die ich auf dem Dachstein zu wiederholten Malen machte, und der Unterschied der Schmelzfähigkeit zeigte sich mir jedesmal so deutlich, daß meine Behauptung gewiß auf keiner Täuschung beruht.

Obwohl es bereits vollkommene Nacht geworden und der Mond noch nicht aufgegangen war, so zeigten sich die Umrisse selbst der fernen Gebirge immer vollkommen erkennbar und selbst das Schneehaupt des 15 Meilen entfernten Sulzbachers konnte ich noch deutlich unterscheiden. Nur die Täler und Waldgehänge waren in undurchdringlich schwarzer Nacht begraben. Die Region der Alpenmatten dämmerte schon hie und da, obwohl auch noch schwer erkennbar über der Finsternis der Täler; dagegen blieb in der Region des Hochgebirges die ganze Nacht so viel Licht verbreitet, dass die Unterscheidung der einzelnen Bergpartien immer möglich blieb.

Mit Ungeduld schaute ich zu wiederholten Malen nach der Uhr, ob diese bald die mit dem Herrn Grafen von Fünfkirchen festgesetzte Stunde zum Abbrennen des griechischen Feuers anzeigen würde. Endlich war es neun Uhr. Ich stieg nun wieder hinauf auf die Spitze und blickte unverwandt nach der Gegend von Ischl, wo das verabredete Feuerzeichen aufflammen sollte. Es währte kaum einige Minuten und schon sah ich das erwartete Signal. Doch lag es nicht ganz genau in der Richtung, nach welcher ich den Zylinder gerichtet hatte. Dieser Umstand weckte meine Bedenklichkeit, doch meine Gesellschafter meinten, der Zylinder sei nur durch den Wind etwas verrückt worden und das Feuer sei gewiß in der Schmalnau bei Ischl. Da ich auch nirgends anders ein Feuer um diese Zeit vermuten konnte, so erschien mir die Erklärung der Abweichung ganz einleuchtend und ich zögerte nicht länger den Zylinder anzuzünden. Ein ungeheurer Feuerball, der fast vier Fuß im Durchmesser haltend, wälzte sich jetzt aus dem Zylinder hervor, die Spitze des Dachsteins war so hell wie am Tage beleuchtet und selbst noch auf das tief unter uns befindliche Eisfeld fiel einiges an Licht. Leider währte das Feuer nur einige Minuten. Kaum war das Feuer vorbei, so grüßten uns sieben Feuer auf sieben verschiedenen Punkten. Jetzt zeigte sich aber auch zu meinem großen Verdruß, daß einige Grade links von dem ersten Feuer, welches ich für das Signal von Ischl gehalten hatte, nur etwas höher gelegen, eine Feuersäule aufstieg, aus deren Größe ich schnell erkennen konnte, daß dieses Feuer in der Schmalnau sei. (Später hat es sich ergeben, daß das zuerst aufflammende Feuer auf dem Geyereck bei Hallstatt von einigen Schaulustigen angezündet worden war, welches zu der Irrung Veranlassung gab.)

Ich blieb so lang auf dem Firn bis die feurigen Begrüßungen aus der tiefen Ferne ein Ende genommen hatten, dann stieg ich zu meinen Gefährten, die sich längst schon wieder in ihre winterlichen Hüllen geworfen und dicht zusammengekauert hatten, und braute nun auf dem wohlgenährten Kohlenfeuer das vorzüglichste Mittel gegen Schlaf und Kälte, eine tüchtige Dosis Kaffee, welcher uns allen auch vortrefflich behagte. Doch kaum war der edle Mokkastrank genossen, so überwog die Natur schon wieder dessen erregende Kraft bei meinen Nachbarn, zwischen welchen ich gleich einem Hering eingepfercht war, und beide entschlummerten ruhig, mich wechselweise als angenehmes Kopfkissen benützend. Ich allein kämpfte standhaft gegen den Schlaf und vertrieb mir dadurch die Zeit, dass ich fleißig für das Anhalten des Feuers Sorge trug und zugleich unsere Umhüllungen aufmerksam vor dem Verbrennen bewachte.

Indes war der Mond aufgegangen. Seine breite Sichel wandelte majestätisch von Sternenbild zu Sternenbild und goß ihr Silberlicht über die nachtumschleierte Erde aus. Einzelne Farbentöne entwandten sich allmählich dem finsternen Chaos und Licht und Schatten sonderten sich wieder schärfer in Berg und Tal. Die fernerer Gletscherhäupter wurden heller und heller und ihre riesenhaften Schneepyramiden erglänzten bald auf dem schwarzblauen Äthergrunde in weißen Umrisen. Meine Lage wurde von Minute zu Minute unbehaglicher. Das unbequeme Sitzen auf einem niedrigen, scharfeckigen Steine, wo Knie und Kinn in einer fortwährenden Kollision standen, die kalte Lehne, eine Schneewehe, hinter mir und die beiden konzentrierenden Schlummerer zur Rechten und Linken, die meinen Rippen und Armknochen hart zusetzten, dieses Summarium von kleinen Leiden trieb mich hinauf auf die Spitze und ich zog es vor, den übrigen Teil der Nacht lieber hier zu verharren, als meine armen Gliedmaßen fernerer Bockspannqualen preiszugeben. Ich setzte mich auf die höchste, bereits mehrmals erwähnte Platte und versank in den erhebenden Anblick des unbegrenzten Nachtgemäldes. Aus dem Schwarz der unermeßlichen Tiefe zu meinen Füßen stiegen von Zeit zu Zeit ganz kleine Nebelgebilde auf, und indem sie dem Monde entgegensteigen zu wollen scheinen, gestalteten sie sich alle Augenblicke zu neuen phantastischen Formen. Oft war die ganze Spitze von solchen gesonderten Dunstmassen umlagert, die bald im leichten Winde, welcher die Firne umwehte, bunt durcheinander gaukelten und in dem sie bescheinenden Mondlichte einen wahren Elfenreigen tanzten, dann plötzlich wieder still standen, als lauschten sie den Befehlen ihrer unsichtbaren Königin, und plötzlich auseinander stoben, so daß sie in einigen Augenblicken im weiten Luftmeer spurlos verschwunden waren. Die sich in den unzähligen Felsriffen und Aushöhlungen des Dachsteins verfangenen Windstöße klangen bald in langgehaltenen Tönen, bald wieder in abgebrochenen Lauten wie Geistergeflüster um mich und nur das Rauschen der tausend Klafter tief unter mir dahinrollenden kalten Mandling übertönte manchmal das wirre Lispeln und Säuseln der Luft. Die Sterne blickten so helle wie in kalter Winternacht vom dunklen Himmelsdome hernieder; vorzüglich die Venus hatte ich nie früher in solchem Glanze gesehen, mit welchem sie jetzt dem Osten als Morgengestirn entstieg.

Einige Minuten nach $\frac{1}{2}$ 3 Uhr überraschte mich ein prachtvolles Meteor. Es stieg am südlichen Horizonte unmittelbar hinter dem Hochgolling auf und beschrieb in der Richtung von Nordwest einen Bogen von beinahe 120 Grad, worauf es zerplatzte. Sein Erscheinen war von einem raketenähnlichen Geräusche begleitet, was so stark war, daß die beiden Schläfer erschreckt auffuhren und in banger Verwunderung das Lichtwunder anstarrten. Es flog ziemlich langsam auf, so daß beinahe 15 Sekunden vergingen, bis es am Ende seiner Bahn zerplatzte. Sein Lichtglanz war außerordentlich. Schon hinter der dichten Nebelsphäre, die den Erdhorizont vom Himmel fast 30 Grad hoch abgrenzte, war es als ein dunkelroter Feuerball sichtbar, über diese heraustretend, glich es ganz einer ungeheuren mit Brillantfeuersatz gefüllten Rakete, die nach rückwärts einen langen Strahl von Myriaden Funken entsendend, auf ihrem Kopf eine feuersprühende Leuchtkugel trägt und in ruhiger Majestät sich über den Himmel hinbewegt, bis sie unter Krachen in tausend Gluttrümmer zerbricht. Unerklärlich war mir der Lichtstreif, welcher noch sechs bis sieben Minuten nach dem Zerplatzen des Meteors und zwar vorzüglich vom Anfangspunkte bis zur Hälfte seiner Bahn deutlich sichtbar blieb, bis endlich nach und nach alle seine unzähligen Lichtfunken verloschen. Die Phantasie meiner zwei Gefährten hatte diesem elektro-chemischen Akt, welcher wahrscheinlich zwischen der Erdatmosphäre und dem urstoff-erfüllten Äther stattfindet und die Bildung der Meteore aus den sich verdichtenden kosmischen Ele-

menten veranlaßt, schnell seine Erklärung gegeben. Das war, so meinten sie, der feurige Drache, von dem sie schon manchmal gehört hatten. Sie priesen sich jetzt glücklich, denselben von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben und zogen es vor, der von einem poetischen Nimbus umhüllten Drachensage lieber treu zu bleiben, als meiner hypothetischen Erklärungen Glauben zu schenken.

Die letzten Kohlen waren auf unserer Feueresse verglommen und die kalte Dachsteinluft hatte sich schnell wieder in die Glieder meiner Gefährten verbreitet, so daß diese einen reizenden Tanz auf dem vom Monde beschienen Firn aufführten. Das wollte jedoch nicht viel helfen und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, wieder aus meiner metaphysischen Stimmung zum Kohlensack herabsteigen und die bewußte Pfanne wieder in Tätigkeit bringen. Ich hielt es jedoch nicht lange unten aus, denn schon war es vier Uhr geworden und ich wollte nun genau das erste Aufdämmern des Tages beobachten. Da erblickte ich auf dem Untersberg bei Salzburg auf einmal ein mächtiges Feuer, welches von seiner höchsten Spitze wie ein dunkelroter Stern von ungeheurer Größe zu mir herüberschimmerte. Das lebhaftes Aufflammen und wieder augenblickliche Verglimmen ließen mich über die Beschaffenheit des gesehenen Lichtkörpers in keinem Zweifel und ich konnte die Überzeugung hegen, daß sich auf jenem 6000 Fuß hohen Alpengipfel ebenfalls Naturfreunde befanden, welche mit den besten Aussichten dem Schauspiel des Sonnenaufganges entgegensahen. Auch schien die Natur selbst darauf bedacht zu sein, den mutigen Bergwanderern einen vollen Lohn für das gebrachte Opfer einer schlaflosen Nacht zu bieten, denn der Nachtdunst, welcher den bereits erwähnten trüben Ring zwischen Erde und Himmel gezogen hatte, wurde jetzt immer niedriger und durchsichtiger, bald sah man unmittelbar über den Bergspitzen einzelne Sterne die Nebelsphäre durchbrechen und die letztere endlich zu meiner großen Freude sich gänzlich auflösen. Nur gegen Westen zögerten noch neidische Schleier, sich von des Himmels tiefstem Gewölbe abzurollen, und senkten auch selbst noch über die etwas näheren Berge ihre nebelfeuchten Flore.

Bald nach halb fünf Uhr zeigt sich die erste Spur des nahenden Tages im Erbleichen des Mondes und des Morgensternes. Um den Zenit herum wird das nächtliche Blau des Himmels etwas lichter und dieses erhellen scheint sich erst von da nach Osten zu verbreiten. Welt um Welt entrückt sich dem Auge, über des Geistes unbegrenztes Ahnungsreich ergießt sich sanftes Zwielicht und im wallenden Morgenrot des erwachenden Tages zerfließt endlich der im hoffnungsvollen Jenseits schwelgende Traum. Willig kehrt die Seele von ihrer Weltenwanderung wieder zurück auf die eisgepanzerte Erdrinne und schmiegt sich, erhoben neu gestärkt an den gefesselten Sinn, welcher jetzt gierig die Bilder der in ihrer vollsten Schönheit erwachenden Natur in sich aufnimmt.

Wenigen mochte wohl bis jetzt der nicht gar zu leicht erringende Genuß geworden sein, auf einer fast 10.000 Fuß hohen, Bergspitze, die in weitem Umkreise alles beherrscht wie der Dachstein, ich möchte sagen: Die Gottheit selbst bei der Staffelei ihres täglich neu werdenden Werkes zu belauschen, wie sie das Schleierruch der Nacht vom Bilde abrollt und allmählich mit der Prometheusfackel das Feuer des Lebens entflammt. Ich habe ihn gehabt, diesen Genuß, er schuf mir die schönste, die erhabendste Stunde meines Lebens. Hatte abends zuvor der letzte Scheidegruß der Sonne auf dem starren Felskolosse eine wehmütige Begeisterung in mir hervorgerufen, so durchglühte mich jetzt wonniges Entzücken bei der Anschauung der unter mir wie zum heiligen Sabbat in Gold und Purpur sich festlich schmückenden Erde. So mochte der erste der Menschen hingeschaut haben in das ihn umschließende Eden, als ihn, den aus formlosen Elementen Geschaffenen, der Gedanke Gottes belebte und seine Augen zum erstenmal sich dem Lichte erschlossen.

Vergebens wäre es, alle jene Steigerungen von Licht und Schatten, von Farben und deren Wechsel bezeichnen zu wollen, die vom ersten Dämmern des Morgenrots bis zur vollen Tageshelle der aufgegangenen Sonne sich in dem ungeheuren Rundgemälde allmählich entfalteteten. Nur die überraschendsten Augenblicke will ich erwähnen, die sich im Verlaufe des Sonnenaufganges meinen Augen darboten. Nach den mehrfachen Übergängen des ersten fahlen Zwielichts ins sanfte Morgenrot und aus diesem ins feurige Goldgelb, welches allmählich den östlichen Himmel übergießt, blitzt endlich über den rabenschwarzen Zackensaum der Berge das erste Segment des Sonnenballes, ein Feuerstrahl schießt urplötzlich auf die Spitze des Dachsteins und ebenso schnell ist der bis jetzt von

Dämmerung umfangen gewesene Felsen beleuchtet. Ringsum erblickt das Auge, so weit es immer reichen mag, außer der Dachsteinspitze noch keinen einzigen beleuchteten Punkt; der nahe Hochgolling, gleich östlich dem Dachstein gelegen, ist noch vom Dunkel umhüllt, die westlicher gelegenen, aber viel höheren Gletscherhörner des Glockners, Wiesbachhorns und Venedigers stehen noch matt und glanzlos da, die niedrigeren westlichen Berge umfängt das Düstere der enteilenden Nacht und über den Tälern, dem nördlichen und nordwestlichen Flachlande, sind noch undurchsichtige Schatten gelagert. Eine halbe Stunde später erhellen sich die nächsten Nachbarn des Dachsteins, der niedere Dachstein, Mitterspitz und Torstein und mit ihnen im selben Augenblick auch der Hochgolling. Eine beinahe gleiche Zeit verfließt, bevor nacheinander die höchsten Firne des Ankogels, Hochaars, Glockners, Wiesbachhorns und Venedigers erglühen. Doch sind dies im Westen noch die einzigen beleuchteten Punkte, unter ihnen sieht man noch alles in tiefe Dämmerung begraben, während über die östlichen Berge sich schon das Licht des Tages ausgießt. Dies gibt für das Auge einen ganz wunderbaren Gegensatz; zur Linken und über mir der erwachte Tag, zur Rechten und zu den Füßen noch die entfliehende Nacht.

Auch jetzt wie am verfloßenen Abend malt sich auf dem grauen Dunstgewebe des Westens gleich nach dem Auftauchen der Sonne der Schattenkegel des Dachsteins, doch nicht in jenem lebhaften Farbenspiel und ohne das erwähnte ganz eigentümliche kreisförmige Glorienlicht. Immer neue Lichtmassen breiteten sich indes über den weiten Gesichtskreis, die Strahlen der lebensspendenden Himmelskönigin treffen allmählich die Hänge der Berge und endlich die Täler. Die Sonne steht über dem Horizont, der Tag ist ringsum angebrochen. Der Morgenwind, welcher die Temperatur eine Stunde vor Sonnenaufgang auf -0,5 Grad Reaumur abgekühlt hatte, legte sich und das Quecksilber stieg gleich nach dem Auftauchen des Tagesgestirns auf +1 Grad (um 7 Uhr auf +2 Grad und gegen Mittag auf +3,5 Grad Reaumur).

Meine zwei Dachsteingefährten stiegen nun hinab zu ihrer Arbeit und ich nahm die Mappe, um die begonnene Zeichnung des Panoramas fortzusetzen. Ich hatte kaum auf der höchsten Platte meinen Sitz genommen, als der Zuruf mehrerer Stimmen aus der Tiefe zu mir heraufscholl. Ich beachtete sie jedoch nicht, da ich in ihnen die Stimmen der Arbeiter erkannte, die den Abend zuvor nach meiner Hütte gegangen waren und die Bestimmung hatten, des Morgens sich wieder zur Fortsetzung der Arbeit einzufinden. Ich geizte mit den günstigen Augenblicken, es waren fast die ersten, die ich zum Zeichnen benutzen konnte, denn der ganze Horizont war rein bis auf den unbeweglichen Wolken-saum, welcher die Hochtauern umgürtete.

Rastlos fährt der Stift über das Papier, da schallen Tritte hinter mir, ich blickte zurück und – ein teurer Freund aus der fernen Residenz liegt in meinen Armen! Eduard Weiß, ein junger Kaufmann aus Wien, war es, welcher den großartigen Plan gefaßt hatte, mich womöglich auf der Dachsteinspitze zu überraschen und begünstigt von dem Umstande, daß ich gerade kurz vor seiner Ankunft von da mit einem Trupp nach dem Dachstein aufgebrochen war, führte er sein Vorhaben auch auf eine seiner Freundschaft würdigen Weise aus. Es war das schönste Wiedersehen, welches ich erlebt habe, es wird gewiß auch das schönste bleiben! Stumm hielten wir uns eng umschlossen, die Lippen brannten in langem Kusse treuer Freundschaft und die Macht des Augenblickes preßte das ringende Wort tief zurück in die freudig bewegte Brust. Nur die Augen waren die Dolmetscher unserer stürmischen Empfindungen, jeder las aus dem Blicke des anderen, wofür dieser keinen Ausdruck finden konnte. Da standen wir allein mit den verbrüdeten Herzen, allein auf der zum Himmel stolz aufragenden Marksäule dreier tief zu unseren Füßen sich vermählenden Provinzen, die nur Platz bot für uns und unsere Freundschaft, alleine, fern von allem menschlichen Getriebe, das uns in seiner Kleinlichkeit oft so unangenehm berührte, allein mit unsern teuersten Empfindungen, mit unsern heiligsten Gedanken, welche hier keine empörende Gemeinheit in den Schlamm selbstüchtiger Beurteilung niederzuziehen vermochte.

Lange wollte es keiner von uns beiden wagen, das Schweigen zu brechen, aus Furcht, die beseelenden Gefühle, die wie Engel des Himmels unsere Seelen umschlungen hielten, durch das kalte Wort zu verdrängen. Doch endlich sprengte das Bedürfnis der Mitteilung den Sturm der immer wach-

senden Empfindungen, der erste Blick auf den zu unseren Füßen ausgebreiteten Länderkranz, welcher jetzt von dem verklärten Lichte der Morgensonne übergossen war, brach die Fessel des überwältigenden Gefühls bei Eduard; das verklärte Auge rings nach dem Rundgemälde richtend, welches vor uns aufgerollt brach er in die Worte aus: "Herr, wie groß ist deine Schöpfung und doch ein Gedanke, ein einziger nur von dir! Was ist der Mensch gegen dich! Ich möchte weinen über meine Winzigkeit, die ich nie so tief empfunden wie hier, auf diesem Obelisk der Schöpfung, wo eine Welt wie ein Staubkörnchen mich verschlingt, und wieder möchte ich jubeln, daß mein Geist fähig ist sich zu dir emporzuschwingen, dich zu empfinden, dich zu begreifen, an dessen Wink das Sein des Weltalls hängt!

Schon betrachte ich Eduards Worte nur als würdige Einleitung eines Dialogs, zu welchem uns schon oft bei einsamer Wanderung der Anblick schöner Gebirgslandschaften oder der Genuß großartiger Naturszenen hungerissen hatte, wo wir uns gewöhnlich tief in übereinstimmende Betrachtungen verloren, als er, schnell von dem vermeintlichen Thema abspringend, sich umsah, als erwarte er noch jemanden und dann lächelnd zu mir sagte: "Lieber Fritz, Sie bekommen noch einen Besuch und zwar einen, welcher Sie vielleicht noch mehr überraschen wird als der Meinige! – Kaum waren diese Worte gesprochen, als auch schon der neue Dachsteingast, ein älterer Herr mit wohlgerundetem Bauche, aus der Tiefe auftauchte und über den letzten Kamm atemlos mir in freudiger Hast entgegenstolperte. "Nun alle Henker, über den Weg, den Sie da machen lassen, möcht ich auch nicht hinauffahren; da sieht es verdammt schwindlig aus, ich muß mich sogleich niedersetzen, denn stehen kann ich, wo es breiter ist wie auf dieser Nadelspitze", dann nach einer herzlichen Bewillkommung und kräftigem Händedrucke machte sich's Herr Kahl (ebenfalls aus Wien) sogleich auf der breitesten Stelle des Dachsteingipfels bequem, hüllte sich in den mitgenommenen Mantel, ließ ein kleines Heer von Lebensmitteln vor seinem Sitz aufmarschieren und vertiefte sich allmählich mehr und mehr in ästhetische, bald in Tafelgenüsse.

Nach den ersten Ergießungen eines lang entbehrten Wiedersehens nahm nun Eduard der eifrige Bergwanderer, mit seinem vortrefflichen Dollond (eine fein gearbeitete Uhr zur Bestimmung der geografischen Länge) und einer Friedrich'schen Spezialkarte auf der höchsten Platte seinen Posten und machte sich über die Bestimmung aller ihm auffallenden Punkte. Freund Kahl war besonders darüber erfreut, daß er jetzt auf einmal all die Berge, die er bereits bestiegen hatte, den Wiener Schneeberg, die Raxalpe, den Hochschwab und den Großglockner, übersehen konnte. Ich hatte mich an die Fortsetzung meiner Zeichnung gemacht, kam aber nicht über vieles weiter, denn die Wissbegierde meiner Freunde gab Veranlassung zu immer neuen Fragen, deren Beantwortung meine notwendige Aufmerksamkeit jedes Mal wieder stören mußte. Meine Leute waren zu ihrer Arbeit gegangen, die Begleiter meiner Gäste hatten sich um uns gelagert und lauschten nach dem Namen der in dem ungeheuren Rundgemälde von uns bestimmten Orte und Berge.

So verfloß Stunde um Stunde im Hochgenuß des in voller Schöne vor uns entfalteten Ländergemäldes. Auf Eduard, dessen Geist vorzüglich nur von dem Großartigen in der Natur angeregt wurde, machten die uns von drei Seiten in schwindelnder Tiefe umstarrenden Eisfelder, die ihnen entsteigenden Steinpyramiden und Wände, Mitterspitz, Torstein, Hochkreuz, der niedere Dachstein, Gjaidstein, hohe Koppenkarstein und Steinfensterl, die furchtbar drohend wie eine unbezwingbare Leibwache von Giganten den hohen Dachstein umlagern, dann der grauenvolle Abgrund nach Süden, über welchem wir uns unmittelbar befanden, die felsumgürteten Seen der Gosau, die Gletschermeere der aus der Ferne zu uns herüberblickenden Hochtauern und die wilden Mauern der julischen Alpen den größten Eindruck; dem praktischen Kahl gefiel mehr das zu unseren Füßen sich entfaltende Idyllenleben der Ramsauer Alpen, die tausend und tausend Menschenwohnungen in den Talgründen, vor allem aber die ungeheure Ebene von Bayern und Österreich, die über den vorliegenden Donnerkogel, Schafberg, die Zimitz, das Höllengebirge, den Traunstein und Schönberg sich hoch erhebt und unzählige Ortschaften dem Auge zu erkennen gibt. Auch Nanni, welche sich zum zweitenmal auf dem Dachstein eingefunden hatte, wurde um ihren Geschmack gefragt. Sie erwiderte kurzweg, ihr gefalle alles, was da zu sehen sei; nur, meinte sie, müsse es einmal vor langer Zeit

auf dem Dachstein noch weit schöner gewesen sein, damals nämlich, als da, wo jetzt der tote Schnee (die Eisfelder) liegt, noch schöne Alpenböden waren, auf denen viele hundert Kühe ihr reichliches Futter fanden.

Diese hingeworfenen Worte erregten die Aufmerksamkeit der beiden Herrn und Nanni musste nun die unter den Bewohnern des Salzkammergutes ziemlich allgemein verbreitete Sage erzählen, dass einst, vor mehr als tausend Jahren da, wo jetzt ungeheure Eis- und Schneelasten den Boden um den Dachstein bedeckten, blühende Matten mit zahlreichen Alpenhütten und die trefflichsten Weideplätze gelegen hatten. Aber die Sennerinnen, von dem reichen Ertrag der Wirtschaft immer übermütiger geworden, lebten ein wüstes und zügelloses Leben und trieben es in ihrem Übermute endlich so weit, daß sie die Alpenwege, auf welchen die Burschen zu ihnen kamen, mit Butter und Schotten (eine Art Käse) ebneten. Darüber wurde nun Gott so böse und ließ auf einmal so viel Schnee fallen, daß Alpen, Kühe und Sennerinnen davon begraben wurden. Und seit jener Zeit ist der Schnee nicht mehr weggegangen, sondern vielmehr gewachsen und nimmt noch alljährlich zu.

Als Kahl einige Zweifel gegen die Wahrheit dieser Sage aufwarf, suchten die anwesenden Männer deren Glaubwürdigkeit dadurch zu bekräftigen, daß noch vor nicht gar vielen Jahren am Rande des Gletschers verschiedenes Alpengeräte zum Vorschein gekommen sein soll, welches das Eis ausgeworfen hatte. Manches wurde über diesen Stoff gesprochen, doch will ich jetzt meine Leser nicht behelligen, da ohnehin über den Dachsteingletscher, sein Wachsen und über die Entstehung dieser Sage von mir ein Mehreres abgehandelt werden wird.

Kahl war der erste, welcher wieder an die Rückkehr dachte, denn ihm, der beim Aufwärtssteigen über den steilen Firnberg, noch mehr aber beim Erklettern der steilen Dachsteinwand, sehr in Schweiß geraten war, wurde der kalte Südost, welcher die Spitze umwehte, immer empfindlicher und er fürchtete eine nachhaltige Folge von jedem Verweilen auf dieser luftigen Zinne. Eduard aber war noch lange nicht gesonnen, sie zu verlassen, und so zog es Kahl vor, indes den Rückzug mit dem mitgenommenen Führer anzutreten und seine Begleiter in der Wieselpe zu erwarten. Die Arbeiter, auf den unteren Felsen klebend, wurden wieder heraufgerufen, damit sie nicht von einem der sich beim Abwärtssteigen ablösenden Steine getroffen würden. Der wohlbeleibte Herr bekam zur größeren Sicherheit wieder das Schutzseil um den Leib, Wallner, Baumgartner und Zauner wurden beordert, ihn hinabzubegleiten, und eine halbe Stunde später sahen wir ihn mit seinen zwei Leuten und Nanni die noch einmal aus der Tiefe jauchzend uns begrüßte, munter über die Firnmasse abwärts wandern.

Ich hatte Anfangs beschlossen, zur Fortsetzung meiner Arbeit auch die folgende Nacht über noch auf dem Dachstein zu bleiben, aber ich sah es meinem lieben Eduard an, daß es ihm sehr schmerzlich gewesen wäre ohne mich nach Hallstatt zurückgehen zu müssen. Ich sagte ihm also meine Begleitung zu und wir blieben noch bis ein Uhr auf dem Gipfel. Schwer wurde dem Freunde der Abschied von dem Riesengemälde, aber die Stunde drängte; noch einmal schweifte sein schwarzes Feuerauge rings über den Horizont, noch einmal fiel der Blick auf die Eispyramide des Glockners und Venedigers, dem Ziele neugeweckter stiller Wünsche des Alpenfreundes. Dann aber riß er sich mit Gewalt von dem unbegrenzten Bilde und schied von der erhabenen Zinne. – Sechs Stunden später atmeten wir bereits auf dem Balkon von Stadlers Gasthaus wieder die milde Luft des Hallstätter Sees.

Zweite Nacht (21.-22. September)

Noch einmal wollte ich den Scheitel des Dachsteins betreten, noch einmal schwelgen im Hochgenusse eines Sonnenunterganges auf dem länderbeherrschenden Felsenfürsten, noch eine Nacht zwischen Erde und Himmel auf der verwitterten Zinne verträumen. Schon mehr vertraut mit den etwaigen Gefahren, welche ein plötzlich eintretendes nächtliches Unwetter auf der Dachsteinspitze über mich bringen konnte, beschloß ich, mich noch einmal dem trügerischen Spiele der Luftgeister anheimzugeben und der Laune des Alpenkönigs Trotz zu bieten.

Für diejenigen, welche an meinen Dachsteinwanderungen Interesse nahmen, bestimmte ich die neunte Abendstunde des 21. Septembers zum abermaligen Anzünden eines Feuers, durch welches ich die Existenz meiner Wenigkeit auf dem Gipfel beurkunden wollte. Da aber vorzüglich von vielen Ischlern das erste bengalische Feuer, welches ich am 16. September abgebrannt hatte, wegen seiner weißen Flamme und seiner durch die allzugroße Entfernung notwendig bedingten Kleinheit für einen großen Stern gehalten, von anderen aber wegen seiner kurzen Dauer gänzlich übersehen worden war, so beschloß ich, diesmal ein möglichst großes Holzfeuer anzuzünden.

Am 20. September morgens wurden zwei Leute vorausgeschickt, um im Wildkar (4 Stunden unterhalb der Dachsteinspitze) so viel als möglich dürres Krummholz zusammenzusuchen und indes zur steinernen Hütte zu schaffen. Nachmittags brachen fünf meiner Arbeiter von Hallstatt auf, welche nebst dem Eß(Mund)vorrat auch ein großes altes Ölgefäß zur Vermehrung des Brennstoffes fortzubringen hatten. Ich selbst trat erst meinen Weg nach der Wieselpe gegen Abend an. Aber nicht mehr wie das erstemal überwölbte die Dachsteinpilger ein freundlicher wolkenloser Himmel; langgedehnte „Regenwurzeln“ strichen durch das mattgefärbte Luftgewölbe und sammelten sich mehr und mehr zu einzelnen Haufenwolken, die im tiefen Horizont endlich sich zu einer ununterbrochenen Kette von Nebelbergen verbanden. Nicht mehr wehte uns der wetterzerstreuende Südost von dem Steinmeer des östlichen Dachsteinplateaus entgegen; ihn hatte bereits ein rauher Nordwest verdrängt. Doch hegte ich mit meinen Leuten die Hoffnung, daß Jupiter pluvius mit seinem nassen Willkommen noch zwei oder drei Tage zögern und also auch diese Expedition noch glücklich beendet werde.

Ein Teil meiner Leute hatte die Steinhütte zum Nachtlager gewählt, die später Aufgebrochenen und ich blieben in der drei Stunden tiefer gelegenen Wieselpe. Der anbrechende Tag fand bereits die ganze Gesellschaft in der Steinhütte versammelt und eine halbe Stunde später lag auch diese uns schon im Rücken. Mancher bedenkliche Blick fiel jetzt nach der verdüsterten Morgengegend. Über des Ostens beschattete Berge wogte langsam ein tiefes Wolkenmeer; der Priel, der Schneeberg, Hochschwab und Buchstein waren in undurchdringliche Nebelmassen begraben und selbst den nahen Grimming umwirbelten schon einzelne Flugwolken. Die aufgehende Sonne blickte nur für Augenblicke zwischen den dunklen Schichtwolken durch und verschwand sogleich wieder hinter neuem purpurgesäumtem Gewölbe, und als sie sich endlich den neidischen Schleiern entwand, schaute sie mit jenem eigentümlichen Lichte auf die vor uns liegenden Wände des Hochkreuzes, das bei den Witterungskundigen als sicherer Vorbote eines baldigen Regens gilt. Doch „vorwärts“ hieß mein Kommandowort; schnell ging es über Eis und Firn und um die neunte Stunde war bereits an der großen Dachsteinkluft ein ganzer Trödelmarkt von Holz, Eßwaren, Kleidungsstücken, Werkzeugen, allerlei Geschirr mit Wein, Milch und Kaffee, Pfanne, Ölfaß, Steigeisen, Schneereifen, Laterne usw. aufgestapelt, denn hier mußten die einzelnen Päckle geteilt und in kleinen Mengen auf die Spitze geschafft werden. Mich zog es hinauf zur luftigen Zinne. Ein eisiger Wind strömte mir entgegen, als ich den Kamm betrat.

Nicht mehr grüßten mich des fernen Terglou und seiner Geschwister graue Steinpyramiden aus dem Süden; über der eisbelasteten Tauern erdengreise Häupter stürzten sich wogende Massen von Schneewolken, aus denen jene Spitzen gleich den Wraks zertrümmerter Schiffe nur auftauchten, um sogleich wieder von dem windgejagten Nebelmeere verschlungen zu werden. In den Tälern von Schladming und Filzmoos dampfte es wie in den Schauergründen des vulkanischen Hekla und über des nördlichen Flachlands unabsehbaren Fluren lag das eintönige Grau eines trüben, sonnenlosen Tages. – „Gebns acht, heint wirs no grob (schlechtes Wetter),“ meinte Baumgartner, der hinter mir mit einem Pack Kleidungsstücken anlangte „heint wird Ihnen do nit einfalln, do d´Nacht zu verknotzen, da schauns nur, wie d´Schneewolken übern Traunstoan herfloig´n, heints siechts ihm amal gar nit glei mit´m dableim (da bleiben). Na, heint saust der Wind daher, daß an frei´s Herz zidert (zittert) wie an nassen Pudl, da mueß ma gschwind a Foier ankenten (anzünden), daß Spradern auffloigen. Buama, schlaunts eng (beeilt euch) mit´n Holz, ös laßt´s eng ja da Weil (Zeit), als gang´s ins Dienerhaus (Arrest).“ Nach dieser Herzenergießung, deren letzter Teil die noch am Fuße des Felsens

befindlichen Holzträger anging, löste er sogleich Mantel und Tuschuhe vom Traggestell und brachte sie mir mit einer Miene felsenfester Überzeugung, meinen stillen Wunsch erraten zu haben. Ich aber hatte noch kein Bedürfnis, mich dieser für die Nacht bestimmten Wärmemittel zu bedienen, sondern zog es vor, mich an die Kälte so viel als möglich zu gewöhnen. Höchst unzufrieden mit meiner Widerspenstigkeit, sprang jetzt Thalhammer zu unserer Schlafstätte hinab und bald erglühete ein Haufe von Kohlen, von denen wir nach der letzten Übernachtung noch einen ganzen Sack zurückgelassen hatten. Über der Glut dampfte eben so schnell in großer Messingpfanne eine tüchtige Portion Rostbraten, für die allmählich sich versammelnde Gesellschaft zum erwärmenden Frühstück bestimmt. Dann aber entließ ich drei der Träger; Wallner, Baumgartner und Zauner blieben zurück und machten sich an die Arbeit.

Nachdem ich den Stand des Thermometers (um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr +0,5 Grad Réaumur) beobachtet hatte, stieg ich ebenfalls von der Spitze hinab und umkletterte die tieferen Terrassen, um mir einige Exemplare der spärlich in den Felsritzen wuchernden *Saxifraga oppositifolia* und *Draba tormentosa* zu sammeln, von denen jene bereits verblüht, diese aber gerade in der schönsten Blüte war. Noch war ich auf der gefährlichen botanischen Suche begriffen, als über mir ein Schuß fiel. Wallner und Baumgartner, die nur einige Klafter nach abwärts von mir entfernt waren, stiegen sogleich auf den Kamm, ich folgte ihnen nach. Ramsauer und von Ehrmann, Förster aus der Ramsau, und Laserer, ein Forstgehilfe, hatten den Dachstein von der Gosauseite erstiegen. Nach kurzem Aufenthalte verließen sie wieder die Spitze und stiegen auf der Hallstätter Seite wieder hinab, herzlich froh, nicht mehr denselben Weg zurücklegen zu müssen.

Ich setzte mich nun ans Zeichenbrett, aber die aus dem südlichen Abgrund fortwährend aufwallenden Nebel brachten immer neue Pausen in meine Arbeit, so daß sie nur langsam vorwärts schritt. Meine Leute verließen ebenfalls zu wiederholten Malen ihren Standpunkt, um sich wieder ein wenig an dem langsam genährten Feuer in unserem luftigen Asyl zu erwärmen, denn kälter als je schnitt der die Felsen umkreisende Wind zwischen dem hohen und niederen Dachstein durch und machte die Glieder der armen, auf der in Schatten und Wolken gehüllten Wand hängenden Arbeiter erstarren. Ich hatte auf dem Gipfel nicht so viel von der Kälte auszustehen, da wenigstens zeitweise die Sonne die mich umirrenden Nebelmassen durchbrach, und die Luft ein wenig erwärmte.

Um drei Uhr mußten die Leute mit der Arbeit aufhören, da sie bereits so steif von der Kälte geworden waren, daß sie Gefahr liefen, bei längerem Verweilen auf ihrem schwindelerregenden Standpunkt in den Abgrund zu stürzen. Noch einmal boten Wallner und Baumgartner ihre ganze Beredsamkeit auf, mich zu bewegen, von meinem Vorsatze abzustehen, indem sie meinten, die Kälte werde in der Nacht so zunehmen, daß ich trotz aller mitgenommenen Umhüllungen leicht erfrieren könnte – das drohende Unwetter abgerechnet, welches sich aus allen Weltengegenden zusammenschloß und das, wenn es in der Nacht losbrechen und länger anhalten sollte, mir allen Rückweg abschneiden würde, wo ich dann im grausesten Nebel und Schneegestöber auf dem pfadlosen Firnmeere hilflos umkommen müßte. „Heint möchte i,“ dies war die letzte Rede Baumgartners, „nit um hundert Gulda (das will gar nicht viel sagen) über Nacht dableim, ich hab mei Leben nit gsthohlen. Sans gscheit und gehns mit uns, obs jetzt grad den Ischlern an Narrn obgeben und´s Leben aufs Spiel setzten oder nit, das wir wohl oan Ding sein!“ Diese lebenskluge Philosophie brachte mich aber nicht aus dem Gleise, ich schaute nochmals in den Talgrund des vielbeliebten Badeorts; die Linie zwischen ihm und der Dachsteinspitze hatte sich bis zu diesem Augenblick frei von Wolken und Nebeln erhalten, und dies reichte hin, meinen Entschluß unwandelbar zu machen.

In Wallners Gesicht las ich den Kampf zweier entgegengesetzten Entschlüsse. Sollte er, der bis jetzt bei so manchen gefährlichen Wanderungen treu bei mir ausgeharrt hatte, mich jetzt zum erstenmal verlassen oder sollte er die Zukunft seiner Familie der ihm als unverletzlich erscheinenden Führerpflicht opfern und sich mit mir einem beinahe gewissen Tode des Erfrierens preisgeben? Ich kam ihm in dieser für ihn höchst peinlichen Unschlüssigkeit zu Hilfe und erklärte, daß ich diesmal jedenfalls

allein auf der Spitze bleiben wolle, was mir schon deswegen als das zweckmäßigste erscheine, weil ich dann alles an Kleidungsstücken Vorrätige für mich allein als Schutz- und Trutzmittel gegen Kälte und Schnee verwenden könnte; nur befahl ich ihm und seinen zwei Gehilfen, am künftigen Morgen so früh als möglich, selbst bei dem schlechtesten Wetter nach der Spitze aufzubrechen und für den Fall, wenn Nebel oder Schneegestöber das Gehen quer über das zwei Stunden breite große Eisfeld wegen des unvermeidlichen Verirrrens nicht zulassen sollte, sich dann stets längs dessen letzteren steilsten Abdachung, die sich an den vom Dachstein bis zum Hochkreuz herabziehenden Felsdamm anlehnt, zu halten und dann abwechselnd so laut als möglich zu rufen, daß ich, falls ich mich schon auf dem Wege befände, sie nicht verfehle. So mußten die guten Leute also nachgeben und machten sich nun, nachdem sie mir noch geholfen hatten, den kleinen Scheiterhaufen auf dem Gipfel zu errichten und mit Steinen gegen den auffallenden Wind zu verschanzen, auf den Rückweg. Von der östlichsten Spitze des Kammes schaute ich hinab auf das hundert Klafter senkrecht unter mir befindliche Karlseisfeld. Noch einmal sah ich die von mir Abschied nehmenden gleich Zwergen in der schwindelnden Tiefe; endlich verschwanden sie um die Ecke des andern Dachsteins und nur ihr leiser Zuruf preßte sich noch einmal durch die sturmbewegte Luft.

Ein unheimlicher Schauer rieselte über meinen Körper, als ich mich jetzt so plötzlich ganz allein und verlassen auf der fürchterlichen Zinne sah, viele tausend Fuß hoch über der belebten Tiefe, viele Stunden entfernt von allen menschlichen Wesen, den unter mir nistenden Lämmergeier und einigen Steinrabben, die mich umwirbelnden Wolken und den seufzenden Wind zu einzigen Gesellschaftern. Aber schnell bekämpfte ich das grauenerregende Gefühl und machte mich nun an das Geschäft, meine nächtliche Zufluchtstätte so behaglich als möglich einzurichten. Eine reichliche Menge an Kohle und Holz lagen in ihr bereits aufgestapelt. Ich bestimmte nun den herrschenden Wind und erbaute in dem am meisten vor ihm geschützten Winkel von Steinen einen kleinen Sitz. Vor diesem machte ich mir eine kleine Grube, um die Wärme besser beisammenhalten zu können. Die Erhaltung des Feuers machte mir jetzt schon Besorgnisse, da der Wind, der oft in Wirbeln um die Spitze brauste, stoßweise sich so auf das Feuer warf, daß die glühenden Kohlen und Funken nach allen Seiten meines kaum 16 Quadratschuh großen Asyls auseinanderstoben und die vorhandenen Mäntel und die Woldecke hart bedrohten.

Diesem Übelstand suchte ich dadurch abzuwenden, dass ich eine kleine halbkreisförmige Feuermauer aufführte, und als auch dies noch nichts helfen wollte, das brennende Holz mit flachen Steinen beschwerte und eindeckte. Dadurch erhielt ich wenigstens das Feuer, wenn ich auch viel von seiner Wärme einbüßen musste. Kaum war ich mit diesen Vorbereitungen zustande gekommen, als neue Arbeit meiner harrete. Die Holzpyramide auf dem Gipfel war in Gefahr, alle Augenblicke von dem Winde auseinandergeworfen zu werden. Ich wußte daher kein anderes Mittel, als sie mit starkem Spagat, von welchem ich bei allen Gebirgswanderungen stets einen großen Knäuel für unvorhergesehene Hindernisse mit mir führte, vielfach zu umwickeln, und noch mehr mit Steinen zu umlagern. Dies half auch vollkommen. Nachdem also mein „Haushalt“ vollständig besorgt war, überließ ich mich ganz der Betrachtung des wechselvollen Spieles der auf- und abwogenden Nebelmassen, welche mit dem Sinken der Sonne allmählich aus ihrem eintönigen Grau bald ein feuriges Kupferrot, bald ein helles Weißgelb, bald ein dunkles Violett oder in ein finsternes Grauschwarz übergingen. Die durch sie erzeugten Schatten flogen wie die Geister der Nacht bald über die weiten Kristallflächen der Gletscher, bald über die fahlbeleuchteten Riesenmauern der aus ihnen aufragenden Felszinnen. Ungeheure Wasserstrahlen senkten sich von der Sonne zur Erde nieder; ein Heer buntfarbiger Wolken umlagerte die erbleichende Königin des Tages, und als diese sich niedersenkte, um auf ihrer jüngeren Schwester purpurn erglühende Wange den Scheidekuß des Abends zu drücken, entrückten neidische Schleier meinem lauernden Blicke das letzte, schönste Bild des entschwundenen Tages. Diesmal hatte ich nicht jenes wundervoll schöne Schauspiel des irisfarbenen Luftbildes, welches sich am 16. September bei Sonnenuntergang über dem östlichen Erdhorizonte gebildet hatte; dafür aber hatte ich für einige Minuten den vollen Genuß des als „Brockengespenst“ allgemein bekannten Schattenspiels. Schon war die Sonne nahe dem Erdhorizonte, als vom Karlseisfeld ein dichter Nebel aufwallte und etwa fünfzig Klafter von mir entfernt eine scheinbar regungslose Wolkenwand bildete.

Die Farbe der Wolke war leicht ockergelb und auf diesem halben Grunde sah ich nun meinen eigenen Schatten sowie die Spitzen des Dachsteins in einem dunklen Grau gezeichnet, aber in ungeheuren Umrissen. Diese waren höchst komisch anzusehen, da der Wind die nichts weniger als ruhigstehende Nebelmasse stets durcheinander schob und die dadurch hervorgebrachte bald konvexe, bald konkave, bald wellenförmige Oberfläche des Schattenbildes in den possierlichsten Verzerrungen darstellte. Doch, wie gesagt, dauerte das Schauspiel nur wenige Minuten, denn bald zerriß der dichte Nebel vor mir und die Sonne barg sich im Westen, ehe sie noch den Saum der Erde berührt hatte, hinter den Wolkenbergen.

Ängstlich schaute ich, solange es noch die wachsende Dunkelheit zuließ, nach dem Tale von Ischl, ob sich nicht zwischen dieses und mich eine neidische Wolke lagere, aber zu meiner Beruhigung blieb diese Luftlinie vollkommen rein. Dagegen waren aber das Gosautal, das Altausseeer Tal und die nördliche Ebene schon tief im Nebel begraben.

Um die siebente Stunde untersuchte ich noch einmal den Thermometerstand (-2 Grad Réaumur), dann zog ich mich von der Spitze in meine Herberge zurück, um mir die Zeit mit Experimenten aus der kulinarischen Chemie zu vertreiben. Das ging jedoch nicht so leicht als ich dachte. Denn meine flüssigen Vorräte waren in den verschiedenen steinernen Flaschen in einen Zustand der Kristallisation übergegangen, welcher den Wirkungen der Wahlverwandtschaft sehr hinderlich war. Stoffes genug, die Langeweile zu kürzen. Sehr verdrießlich ging es mir mit dem Feuer. So oft das Holz verbrannt war, fielen die unumgänglich nötigen Schwersteine in die Glut und ich hätte eine Feuerzange gebraucht, um mir die Steine aus dem Kohlenhaufen herauszuholen. Endlich nach langen, vielseitigen Mühen waren Kaffeeaufguß und Sahne von den eisernen Fesseln befreit und zur erwärmenden Melange kunstgerecht vermischt. Wie köstlich mundete mir das dampfende Getränk!

Indes war die neunte Stunde angebrochen. Ich richtete mich von meinem Sitze auf und schaute über die hinter mir befindliche Steinlehne nach der Gegend von Ischl. Diese war wolkenfrei. Gegen Westen flammte in der Tiefe ein lebhaftes Feuer, welches ich nach seiner Lage in der Gegend der Wieselpe oder der Gjaidalpe vermutete. Ich zögerte noch einige Minuten, dann warf ich Mantel und Wollschuhe ab, wickelte alles zusammen in einen Ballen, schob diesen unter den über meiner Herberge hängenden Felsen, damit nichts von den etwa herabfallenden Bränden beschädigt würde, nahm eine der vorrätigen Holzfackeln, zündete sie an, und steckte sie in die Mitte des Scheiterhaufens. Eine Minute später wirbelte schon eine mehr als klafterhohe Feuersäule auf der verwitterten Felsenspitze. Der Wind blies nun schon so heftig auf dem Kamm, dass ich mich auf dem Stocke halten musste, auf welchem mein Thermometer festgebunden war. Bald wurde die Flamme zu einer ungeheuren Höhe emporgewirbelt, bald wieder auf den Boden niedergedrückt, dass die flatternden Feuerzungen rings um den Abgrund leckten. Zu meiner nicht geringen Besorgnis warfen die Stöße des Windes die Funken und brennenden Trümmer in Massen gerade hinab in meine nächtliche Ruhestätte, so dass ich alle Augenblicke fürchten musste, meinen Holzvorrat für die Nacht in Feuer aufgehen zu sehen. Die dünne vereisende Luft hatte mich in einigen Minuten so heftig durchdrungen, dass ich am ganzen Körper von dem empfindlichen Froste geschüttelt wurde, und in meine Zufluchtstätte konnte ich mich schon deswegen nicht zurückziehen, weil ich, durch das über sie schlagende Feuer Gefahr lief, von einem Funkenregen überschüttet zu werden. Da das Brennmaterial kein Ende nehmen wollte, so warf ich zuletzt die größten Brände über den nördlichen Abgrund und deckte den Rest mit einem Haufen von Steinen, um vor dem erstarrenden Nordwest endlich hinter meinem Felsen Schutz suchen zu können. Eine neue Dosis Kaffee verbannte bald den winterlichen Schmarotzer, der auf eine höchst zudringliche Weise in mir Platz genommen hatte. Wolldecke, Mantel und Tuschuhe nahm ich jetzt auf mich, und wirklich fand ich mich in kurzer Zeit so beglaglich wie in einer wohlgeheizten Stube.

Da der oft sich in meinen Felsenwinkel hereinstürzende Wirbelwind die Unterhaltung des Holzfeuers wegen der Gefahr des Verbrennens meiner Kleider durchaus nicht mehr zuließ, so wurde nun der Kohlenvorrat benützt, der groß genug war, um bei hinreichender Ökonomie für den größten Teil der Nacht auszureichen. Aber auch die Kohlen mußte ich noch jedes Mal mit Steinen überdecken, damit

sie nicht von den Windstößen verschleudert wurden. – Der Anblick der unter dem Gestein halbverdeckten Glut war für mich jetzt ebenso erquicklich und tröstlich, wie die Gegenwart eines lieben Freundes; das Prasseln und Krachen der entzündeten Kohlen brachte Abwechslung in das Geheul des sich in den Felsenriffen verfangenden Windes und die zeitweise auffliegenden Funken gaukelten gleich aus dem Berge beschworenen Feuergeistern durch die farblose Finsternis der Nacht.

Etwas nach elf Uhr weckte ein Meteor, welches über den östlichen Himmel rauschte, meine Aufmerksamkeit. Dieses war aber bei weitem nicht so glänzend wie das am 17. September um ½ 3 Uhr früh, welches mich und meine zwei damaligen Nachtgesellschafter überrascht hatte. Kaum hinter einer Wolke hervortretend, versteckte es sich auch schon wieder nach einer Bahn von kaum 50 Grad hinter einer zweiten, ohne eine länger anhaltende Spur zurückzulassen. Die Richtung der Bahn ging von Nord nach Süd.

Ich wollte jetzt den Versuch wagen, wenigstens ein oder zwei Stunden mich einem zeitverkürzenden Schlummer zu überlassen. Eine ansehnliche Menge von Kohlen wurde auf die improvisierte Feueresse gelegt, neu mit Steinen belastet, dann die Füße wohl in die Wolldecke geschlagen, der Kragen des Mantels über den Kopf gezogen, die Hände in die warmen Pelzhandschuhe gesteckt, Kinn und Backenknochen vermittelt der Arme mit den Knien in unmittelbare Berührung gesetzt, die Augen fest geschlossen und alle aufkeimenden Gedanken als Ruhestörer des Schlafes sogleich in den Grund der Seele zurückgejagt. Aber alle noch so fein ausgedachten Versuche, dem Herrn Papa Morpheus einige seiner Mohnkörnchen abzulocken, wurden zu Schanden, denn vergebens versuchte ich die unheimliche Aufregung, in welcher ich mich befand, zu verbannen.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wächst indes das grause Stöhnen des tobenden Nordsturmes. Bald dröhnt es aus den hinter mir befindlichen Abgründen wie die Brandung eines empörten Meeres, wenn sich die Wogen des durch die Gosauschlucht daherbrausenden Windes an den Klippen des Hochkreuzes und niederen Dachsteins brechen. Dann wieder lastet plötzlich die Stille des Grabes auf der nur von mir belebten Zacke.

Aber nur einen Augenblick währt die ängstigende Ruhe, denn gleich beginnt wieder wie ferner Donner das Rollen des Sturmes. Heulend fliegt die Windsbraut mit ihrer luftigen Gesellschaft über die tausend Schründe des Gosaugletschers, jedes Anprallen an den ihren Weg begrenzenden Felswänden steigert ihre Wut; jetzt hat sie die dämmernde Mauer des Dachsteins erreicht, rasend stürzt sie sich mit aller Macht auf den eisgepanzerten Fürsten der Berge, als wollte sie ihn niederschmettern in den tiefsten Abgrund des Tales, in jeden Riß, in jede Spalte, auf jeden vorragenden Stein, auf jede Klippe stürzt sie mit wildem Geheul eine der entfesselten Schwestern des Äolus, mit rasender Eile klimmt das wilde Luftheer empor zur verwitterten Zinne, ringsum fällt abgerissenes Gestein in die Tiefe, ein gehörbetäubender Wirbeltanz beginnt um mich, unter Mantelkragen und Wolldecke fährt ein heftiger Windstoß und reißt sie von mir, ein zweiter jagt mir tausend und tausend aufgewirbelte Funken aus dem sorgfältig bedeckten Feuerherde ins Gewand, während ich von der zwei Klaffer höheren Zinne mit einer ganzen Masse von Steingrus überworfen werde. Alle Augenblicke drohen die zwei hinter mir auf lockerem Schutte ruhenden Felsblöcke auf mich niederzugleiten und mich zu Brei zu zerquetschen. Doch endlich hört das grause Spiel der Winde um mich auf, sie stürzen nun über den südlichen Abgrund mit dumpfem und immer stiller werdendem Dröhnen in die Alpengründe und das noch tiefere Schladminger Tal. Aber die Ruhe währt wieder kaum eine Minute, der Waffenstillstand im Reiche der Lüfte ist schnell vorüber und von neuem beginnt mit wachsender Wut der Kampf. Ängstlich wird beim Schein der umherjagenden Funken nach der Uhr geschaut, der Zeiger zeigt erst die Mitternachtsstunde an; noch fünf unendlich lange Stunden müssen verfließen bis zum ersten Grauen des Morgens! Ein neuer Windstoß lüftet die Kragenhülle vor meinen Augen und eisige Nässe weht in mein Gesicht. Ich blicke auf, ein schwarzes Gewölk umhüllt mich so dicht, dass ich die Stelle der Feueresse nicht zu erkennen vermag. Die tröstenden Sterne über mir sind verschwunden. Rings um mich farblose Finsternis. Eine fürchterliche Stille ist eingetreten, die Geister der Lüfte sind verstummt. Nur ein leises kurzes Zischen von der Feueresse trifft mein geängstigtes Ohr und im gleichen Augenblicke stechen mir rieselnde Eiskörner aus der Wolke ins Gesicht. Ebenso schnell durchdringt

erstarrende Luft die mich umschließenden Hüllen und ein kalter Schauer schüttelt immer heftiger meinen Körper. So enge als möglich kauere ich mich zusammen und presse mich in die hinter mir befindliche, von den zwei übereinandergestürzten Felstrümmern gebildete und zum Teil mit Schnee ausgefüllte Kluft. Dicht ziehe ich den Mantel über meinen Kopf, die Augen schließend und in Ergebung mein bevorstehendes Schicksal erwartend.

Bald umgaukeln wilde, ängstigende Träume meinen Geist; nur noch einmal schreckt mich der erneuerte Sturm und der prasselnde Sturz eines Felsenstückes dicht unter mir auf, aber gleich wieder schlägt die wachsende Erschöpfung ihre Fesseln um meine Sinne, ein tödlicher Schlaf fängt an mich zu beschleichen, schon fliehen die Gebilde der erlahmenden Phantasie und Bewusstlosigkeit bemächtigt sich meiner, da – schlägt ein Stein mächtig auf meinen Hut und weckt mich aus der gefährlichen Lethargie. Ich wage jetzt wieder unter dem Mantel hervorzublicken, die drohende Wolke ist verschwunden und Dianens Silberhorn glänzt von Sternen umlagert am östlichen Himmel mir freundlich entgegen.

Jetzt hatte ich nichts eifrigeres zu tun, als dem beinahe erloschenen Kohlenfeuer neue Nahrung zu geben, dann zündete ich mir die kleine Handlaterne an und stieg oder kroch vielmehr, da meine Glieder ganz erstarrt waren, auf den Kamm, um den Stand des Thermometers zu untersuchen. Dieser war jetzt (um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr) bis auf -5 Grad Réaumur herabgesunken. Ich hütete mich wohl, mich noch einmal dem gefährlichen Schlafe, welcher mit immer mehr verführerischer Behaglichkeit sich meiner bemächtigen wollte, zu überlassen. Um ihn ganz zu vertreiben, bereitete ich mir wieder etwas Kaffee, welcher seine Wirkung auch nicht verfehlte.

Endlich, endlich dämmerte das erste Frührot über den Wolkensaum, welcher auf Styrias Bergen lastete. Nie schlug mein Herz der holden Verkünderin des Tages so froh wie diesmal entgegen. Sorglos wurde jetzt der noch übrige Rest der Kohlen dem Feuer übergeben und mit der letzten noch vorrätigen Sahne und einigen Brocken Schnee eine stärkende Schokolade gekocht, die mir trefflich behagte. Dann wurde der Stand des Quecksilbers untersucht. Die Kälte hatte jetzt -6 Grad Réaumur erreicht, trotzdem der Wind bedeutend nachgelassen hatte.

Das Schauspiel des Sonnenaufganges ging für mich diesmal gänzlich verloren, denn mit dem Wachsen des Tages stieg auch der östliche Wolkenkranz und überall von den Eisfeldern und aus der Täler finsterem Schoße wallten unaufhörlich dichte Nebel auf, die mir fast alle Aussicht benahmen. Dennoch versäumte ich es nicht, sobald der genossene Frühtrunk wieder einige Wärme in meinen Körper gebracht hatte, mein meteorologisches Observatorium auf der Zinne einzurichten.

Ein monotones Grau war über alle nebelfreien Teile des unter mir ausgebreiteten Länderkranzes verbreitet. Im fernen Norden konnte ich deutlich schon das nahende Unwetter beobachten und längstens in sechs bis acht Stunden musste es am Dachstein losbrechen, denn alle Wetterverkünder des Salzkammergutes, der Schafberg, die Zimitz, der Traunstein, der Sarstein und Krippenstein waren von schweren Nebeln belastet, die Tauern in Wolken gänzlich begraben. Nach sechs Uhr stieg wieder das Quecksilber ziemlich rasch und um die siebente Stunde stand es nur noch zwei Grade unter dem Gefrierpunkte. Zu wiederholten Malen schaute ich hinab in die Tiefe des Hallstätter Eisfeldes, ob nicht bald meine Leute zum Vorschein kämen. Endlich sah ich sie um den Fuß des niederen Dachsteins einbiegen. So laut ich es nur vermochte, jauchzte ich ihnen zu, um sie sobald als möglich von meinem Dasein zu überzeugen, und sie antworteten mir ebenso schnell in freudigem Zurufe.

Als sie die Spitze erreicht hatten, harrte ihrer schon ein ergiebiges Frühstück, um sie zur bevorstehenden Arbeit zu stärken. Aber um zwölf Uhr mussten sie diese beenden, denn die Kälte setzte ihnen noch mehr zu als am vorigen Tage und war umso empfindlicher, da sich fortwährend eisige Nebel an die Dachsteinwand klebten. Das Quecksilber stieg nicht mehr über -1 Grad Réaumur. Einzelne Eiskörnchen und Schneeflocken fielen von acht Uhr an unaufhörlich aus den uns umkreisenden Wolken. Nach zwölf Uhr wurde eingepackt und zum Aufbruch gerüstet. Ehe noch meine Leute mit dem Gepäck in Ordnung gekommen waren, begann schon um uns das Unwetter loszubrechen. Ein dichter Schauer von Eiskörnern stürzte auf uns hernieder, schlug uns schmerzlich ins Gesicht und

gestattete kaum das Öffnen der Augen. Wir eilten von der Spitze hinab, von dem bezwungenen Bergriesen für dieses Jahr Abschied nehmend. Auf dem Eisfelde hatten wir bei dem dichten Gewölke, welches uns umfing und kaum eine Aussicht auf Klafter weit gestattete, alle Mühe, uns trotz der alten Spuren zurechtzufinden und ohne Verirren zum Schöberl zu gelangen. Vor Einbruch der Nacht trafen wir in Hallstatt ein.

Besuch Adalbert Stifters 1845 bei Simony in Hallstatt

Textquelle:

KUH, E. (1872): Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer – Adalbert Stifter. – 516 S., Pest (Verlag Gustav Heckenast).

Der Stifter-Biograph Emil KUH ersuchte SIMONY, etwas über einen Besuch STIFTERS in Hallstatt mitzuteilen. Der daraufhin übermittelte Brief mit SIMONYS Erinnerungen wurde bei E. KUH im ganzen Wortlaut wiedergegeben.

Hallstatt 19. August 1871.

Geehrter Freund!

Sie hatten einmal den Wunsch geäußert, ich möge Ihnen aus meinen Erinnerungen über den Verkehr mit Stifter dasjenige zu Papier bringen, was geeignet wäre, einen wenn auch nur kleinen Beitrag zu dessen Charakteristik zu liefern.

Die Erfüllung der gemachten Zusage hat einen längeren Aufschub erfahren, als mir lieb ist, doch müssen Sie dies schon der verknöcherten Phantasie eines alten Schulmeisters zu Gute halten, dass diese erst dann wieder flügge wird, wenn die liebe Ferienzeit es gestattet, den Ballast des obligaten Kathederwustes für eine Zeit lang in den Winkel zu schieben und sich an neuen Eindrücken und alten Erinnerungen wieder aufzufrischen. Leider stehen die letzteren nicht immer beliebig zu Gebote. Haben sich einmal die traurigen Nebel des Lebensherbstes über die farbenreichen Gefilde der Vergangenheit gelagert, so bedarf es schon gar kräftiger Sonnenblicke, damit dem geistigen Auge nochmals in klaren Umrissen sichtbar werde, was die sich immer dichter webenden Schleier abgelaufener Jahre verhüllen.

Derartige Streiflichter erhellen denn auch jetzt ein Bild aus fernen Tagen, ein Bild, dessen Mittelpunkt eben Stifter ist, nur sind es diesmal nicht wirkliche Sonnenblicke, welche meinen Erinnerungen zu Hilfe kommen, sondern im Gegentheil das abscheulichste Unwetter, welches auf dem wunderbar verschlungenen Wege der Ideenassociation die Retouche des besagten Bildes übernommen hat und nebenbei mir auch die erwünschte Musse gibt, das gegebene Versprechen zu lösen. –

Es war an einem schwülen Sommertage vor nahe einem Vierteljahrhundert – ach, welche entsetzlich lange Zeit! – als ich von einem Gebirgsausfluge in Obertraun eintraf, um von da zu Wasser nach meiner Station in Hallstatt heimzukehren. Schon Stunden vorher hatten allerlei Anzeichen das baldige Eintreten eines Unwetters verkündet und in der That, als der Kahn um das Grubeck herumbog, hatte sich auch bereits eine schwarze, zeitweilig von Blitzen durchzuckte Wolkenwand hinter den nördlichen Bergen emporgeschoben und über die nahen westlichen Alpenhöhen flatterten einzelne graue Nebelfetzen gespenstig herüber. Ich und mein Begleiter, ein Hallstätter Führer, legten uns mit aller Kraft in die Ruder, denn nun war es sicher, dass in kürzester Zeit ein Gewittersturm losbrechen werde. Wirklich war noch nicht die halbe Strecke des Seeweges zurückgelegt, als das kurz vorher nur leise vernehmbare Grollen zu weithallendem Donner anwuchs und die ersten Luftstöße breite, schlangenartig hinhuschende Streifen leichten, schimmernden Wellengekräusels auf dem schwarzen Wasserspiegel zu zeichnen begannen. Vom unteren Ende des See's aber rückte schon ein langer, schaubeladener Wogenstreif heran, und in den Klüften der Berge ertönte das Sausen der nahenden

Windsbraut. Jetzt galt es für uns, das Aeusserste zu thun, rascher und rascher griffen die Ruder ein, immer mühsamer rang sich das auf- und abschaukelnde Boot zwischen den von allen Seiten andrängenden Wellenhügeln hindurch, endlich – noch eine letzte Anstrengung – und mitten durch eine hoch sich aufbäumende Brandungswoge schoss das Fahrzeug auf die nächstgelegene Landungsstelle hinaus.

In meinem Zimmer angelangt, theilte mir der Gastwirth mit, dass ein Herr mit einer Frau, vor kurzem angekommen, sich alsbald nach mir erkundigt habe, jetzt aber zur Kirche hinaufgegangen sei, um sich das Gewitter anzusehen. „Wenn der Mann kein „Gebirgsfex“ ist, so muss es ein Maler oder Dichter sein“, dachte ich mir und ging den Beiden nach.

Sie wissen, welche wunderbare Lage die Kirche hat. Auf hoher Quaderterrasse ruht der althehrwürdige gothische Bau; um ihn schmiegt sich der Friedhof, ausser dem kleinen Marktplatz die einzige ebene Stelle in Hallstatt, und diese wurde erst dem steilen Berghang durch einen bei 40 Fuss hohen, von mächtigen Strebepfeilern gestützten Unterbau künstlich abgerungen. Eine malerischer situirte Begräbnisstätte dürfte es kaum mehr im ganzen Bereiche der Alpen geben, und jetzt bot sich hier ein Landschaftsgemälde dar, welches des Pinsels eines Calame werth gewesen wäre. Eben hatte der Gewittersturm seinen Höhepunkt erreicht. Ein betäubendes, in allen Bergen wiederhallendes Donnern und Tosen erfüllte die Luft, unten der wogende, brandende, schäumende See, oben der wilde Kampf der durch einander rollenden, flammenden Wolken. An den hohen, eng vergitterten Bogenfenstern des Gotteshauses rüttelte der vorbeirasende Orkan, dass sie jeden Augenblick in tausend Splitter zu zerbrechen drohten, hinter der Kirche ächzte der Buchenwald, als würde er im nächsten Momente von dem Felshang weggefegt werden, und die Kreuze über den stillen Gräbern klirrten und klapperten, wie wenn der jüngste Tag im Anbruch wäre.

Einige Schritte vor mir lehnte ein Menschenpaar eng zusammengeschmiegt an der steinernen Brustwehr der Terrasse und schaute hinaus in das grausige Wettergetümmel. Einmal nur streifte der Blick des Mannes zu mir herüber, dann jener der Frau, aber alsbald waren Beide wieder versunken im Schauen des gewaltigen Naturbildes. Ihnen wie mir schien es sicher, dass wir die uns gegenseitig Suchenden seien, doch mochte auf beiden Seiten gleich empfunden werden, dass inmitten solcher Eindrücke die nüchterne Prosa der ersten banalen Begrüßungsformeln nicht am Platze sei. So hielt denn Jedes an seiner Stelle aus, bis ein losbrechender Platzregen seine Schleier über die Landschaft zog und daran mahnte, unter Dach zu gehen.

Im nächsten Momente grüssten sich ein paar alte Bekannte. Stifter war es, der nach mir gefragt hatte. Da gab es denn für mich grosse Freude, denn die vorausgegangenen Wochen hatten sich bei meinem fast ununterbrochenen Aufenthalte im Gebirge ziemlich monoton abgesponnen und eine frische geistige Anregung that mir von Herzen noth. Dass aber eine solche für mich nicht ausbleiben würde, konnte ich bei der in den vorausgegangenen Jahren bereits oft genug zu Tage getretenen Verwandtschaft unserer beiderseitigen inneren Grundstimmung mit Sicherheit erwarten.

Da Stifter nur einen Tag in Hallstatt zu verweilen gedachte, so galt es mit der Zeit Haus zu halten und es wurde daher, nachdem seine sich etwas angegriffen fühlende Gemalin in dem besten Gelasse des Hauses untergebracht worden war, trotz des Regens sogleich ein Spaziergang in das Echernthal unternommen.

Es war eine Promenade mit fortgesetzten Hindernissen, denn alsbald gab es an den verschiedenen malerischen Häusergruppen des Marktes und an den uns begegnenden Menschen, dann an den wunderlich geschichteten Felsmassen der Echernwand, an den bunten Baumständen des Thalgrundes und endlich an den unaufhörlich wechselnden Scenerieen des Waldbachs immer Neues zu schauen und zu bereden.

Was ich früher nur mittelbar aus den Gesprächen und Schriften Stifters entnommen hatte, trat jetzt in voller Lebendigkeit vor mich – es war die zweifache Richtung seiner Naturanschauung. Im Vordergrund stand die rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjecte bis in ihr innerstes Detail; neben dieser machte sich aber auch wieder die Neigung und das Bestreben merkbar, das Gesehene, so



Partie des Waldbaches im Echerthale bei Hallstatt. 28. October 1843.
Bleistiftzeichnung. Archiv GBA, Inv.Nr.: G 231 - II

oft sich nur Gelegenheit bot, wissenschaftlich zu erörtern. Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerthe Einzelheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich halt machte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnissmappe fertig sass.

„Nichts fehlt zu dem Bilde, als eine passende Staffage“, schloss mein Begleiter – und als hätte eine freundliche Waldfee sich beeilt, seinen Wunsch zu erfüllen – im nächsten Augenblicke tauchte ein bausbäckiges, freundlich blickendes Kinderpaar, mit riesigen Filzhüten auf den kleinen Köpfen und mit regendurchtränkten Grastüchern über dem Rücken, hinter den Steinblöcken hervor, uns Erdbeeren zum Kaufe anbietend. Stifter ging auch alsogleich auf den Handel ein, mit dem Bedeuten, dass die Kinder sich mit uns unter den nahen Bretterschoppen verfügen, die Erdbeeren selbst essen und uns erzählen sollen, von wo sie kämen und wo sie während des Wetters gewesen seien. Sie waren am Morgen nach der Wiesalpe gegangen, um dem „Aehndl“ (Grossvater) von der Mutter „Kost“ zu bringen, dann sammelten sie Erdbeeren im Holzschlag am Ursprungkogel, wie aber das Wetter gar so „garstig gethan“ habe, seien sie hinter einen „Palfen“ (überhängenden Fels) gekrochen, bis es nicht mehr donnerte und „jetzt sind wir da“ – dabei griffen sie herzhaft in ihre Körbchen, schauten uns in's Gesicht wie alten Bekannten und schwatzten noch treuherzig fort vom „Aehndl“ und der Mutter, von der Rührmilch, welche ihnen die Kathl gegeben und von der Kathl ihrer Kuh, welche sich den Fuss zwischen den Steinen verklemmt hatte und nicht weiter gekonnt, bis der Jägerhansl ihr herausgeholfen, und so weiter, bis die Erdbeeren zu Ende waren und Stifter die kleinen Bergwanderer mit einem Nachgeschenk heimschickte.

Es dämmerte schon, als wir am Waldbachsteg unterhalb des Strub's anlangten. Der Bach, welcher sich hier über einen Berg riesiger Felstrümmer herabwältzt, gewährte in Folge der durch die starke Eisschmelzung und den Gewitterguss hervorgebrachten ungewöhnlichen Anschwellung einen unbeschreiblich grossartigen Anblick. Von den niederdonnernden milchweissen Wasserwogen wirbelten ganze Wolken Staubes auf, der sich nebelartig in das Dunkel der beiderseitigen Waldhänge verzog und die hinterliegende Felswand, über welche der Staubbach und der eigentliche Waldbachstrub herabstürzen, wie mit einem Schleier verhüllte. Der eisig kalte Wind, welcher uns von dem niederbrausenden Wildstrom entgegenwehte, gestattete nur ein kurzes Verweilen auf dem Stege und wir traten den Rückweg an, da bei der anrückenden Nacht der Besuch des eigentlichen Strub's zwecklos gewesen wäre.

Eine Erwähnung der periodischen, mit dem Gange des täglichen und jährlichen Schmelzens der Dachsteingletscher zusammenhängenden Oscillationen des Waldbaches gab den Anstoss, von meinem ersten winterlichen Besuche des Karls-Eisfeldes zu sprechen und dabei eine Eishöhle zu schildern, durch welche es mir gelungen war, unter dem Gletscher eine bedeutende Strecke vorzudringen. „Ach, das müssen Sie, wenn wir bei meiner Frau sind, uns noch einmal, aber genau so erzählen, wie Sie es eben gethan haben.“ Dazu kam es jedoch an diesem Abend nicht mehr, da Frau Stifter etwas unwohl war und ihr Zimmer nicht mehr verliess.

Am nächsten Morgen sah der Himmel gar trostlos aus. Der Regen hatte nicht nur die ganze Nacht hindurch angehalten, sondern nahm noch an Intensität und Stetigkeit zu. Die wasserschwangeren Wolken hingen fast bis zum See herab, der bereits bedeutend zu steigen begann und in Folge der mächtig geschwellten, schlammbeladenen Zuflüsse ganz getrübt erschien.

Das Unwetter hatte eine grössere Zahl von Reisenden in Hallstatt festgebannt, die alle mehr oder weniger missgestimmt in das eintönige, melancholische Grau der Landschaft hinausschauten. Nur Stifter, welcher auch in das Speiselocale herabgekommen war, liess sich von der allgemein eingerissenen Touristentrübsal nicht anfechten. Wir frühstückten zusammen und stellten eine Tagesordnung fest, die es ermöglichte, die kurze Zeit unseres Zusammenseins nach den gegebenen Umständen bestens auszunützen.

Da im Augenblicke wegen des strömenden Regens eine Unternehmung in's Freie gar zu abenteuerlich gewesen wäre, Frau Stifter aber noch nicht gestattete, bei ihr vorzusprechen, lud ich deren Gemal ein, sich indess bei mir häuslich niederzulassen.

„Das nenn' ich mir eine Arbeitsstube, wo es unsereinen naturwüchsig anheimelt, da herrscht noch nicht die Tyrannei der ewigaufräumenden Hausfrau“, rief Stifter vergnügt in die Hände klatschend, als er mein Zimmer betrat. In der That starrte meinem Gaste ein wahrhaft chaotisches Wirrniss des buntesten Gelehrten-Stillebens entgegen. Drei Tische bildeten die Hauptstücke der Einrichtung. Auf dem einen derselben hatten sich mitten zwischen getrockneten Pflanzen und Schwersteinen ein paar Bergschuhe nebst Steigeisen eingenistet, während ein Tintenzeug sich nicht nur die ungebührliche Nachbarschaft der letzteren, sondern auch noch die brutale Bedrohung durch einen ihm nahegerückten geologischen Hammer gefallen lassen musste. Eine zweite Tafel war mit ganzen Bergen von Petrefacten belastet, ein dritter Tisch mit Landschaftsskizzen, Zeichenrequisiten und Büchern bedeckt. Auf dem Pulte eines an chronischer Verstimmung leidenden Claviers lagen mehrere Hefte Schubert'scher Lieder, an den Wänden hingen Tiefenkarten und Profile des Hallstätter See's, panoramatische Ansichten, Barometer, Thermometer und eine Geige, welche aber nicht mir gehörte. Eine Winde zu Seemessungen verstellte den Weg und die von ihr zum Trocknen abgelassene Messschnur bedeckte in tückisch verschlungenen Ringen mehr als die Hälfte des Zimmerbodens; diverses naturhistorisches Gerümpel nahm ein Guttheil der anderen Hälfte, desselben ein.

Nachdem mein Besuch Alles auf das Genaueste besehen und mit Sachkenntniss besprochen hatte, ging es an die Durchsicht meiner Skizzen. Hatte sich Stifter vorher als orientirt in den naturhistorischen Gebieten gezeigt, so schien er jetzt erst recht in sein eigentliches Fahrwasser zu gerathen. Eingehend verfolgte er Strich um Strich in jeder neuen Zeichnung, er vermochte förmlich zwischen den Linien zu lesen und das oft kaum leise Angedeutete in seiner Vorstellung oft förmlich zu verkörpern. Mit ganz besonderem Interesse aber betrachtete er lange ein ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich ihm Tags zuvor erzählt hatte. Plötzlich sagte er: „Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdorn versetzt gedacht; Welch' ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufkospende, frisch pulsirende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen für den Abend, die Schilderung Ihrer Winterfahrt nach dem Gletscher muss auch meine Frau zu hören bekommen. Vielleicht steh' ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen.“ – Er hat es später auch im „Bergkrystall“ unter die Leute gebracht und so unnachahmlich schön, dass es kein Mensch schöner hätte fertig bringen können.

Von der nachfolgenden wiederholten Partie zu den Wasserfällen, so wie von der Fahrt zu dem ungewöhnlich mächtig überströmenden Kessel und Hirschbrunn will ich nichts schreiben, um nicht allzusehr in's Wasser zu gerathen, dafür soll Ihnen ein Bild von unserem Abendtische nicht vorenthalten bleiben. An demselben hatte sich über ein Dutzend Personen zusammengefunden. Vor Allen fehlte diesmal Frau Stifter nicht, eine stattliche Dame von schönen, ruhigen Zügen und ebenso ruhigem Wesen, ganz dazu angethan, die Kreise ihres Mannes nicht zu stören, vielmehr seinen Worten und Gedanken stets ungeschmälerte, stille Achtsamkeit zuzuwenden, welche er ihr aber auch mit dankbarer Liebe, ja man kann wohl sagen, mit Verehrung vergalt, mit jener Verehrung, die ihren unverwundbaren Quell in dem Bedürfniss hatte, das Weib als das Edelste der Schöpfung anzuerkennen und hochzuhalten. Die anderen Gäste waren ein alter, hässlicher Landrichter mit seiner jungen, niedlichen Frau, die Beiden hatten über Alles und Jedes beharrlich entgegengesetzte Ansichten; neben ihnen sass ein argloser Landpfarrer aus dem Kobernauser Wald, welcher gekommen war, die Naturschönheiten Hallstatts zu geniessen und nun statt dessen mit seiner Nachbarin, der leider eben so streitsüchtigen, als hübschen Frau Landrichterin alle Augenblicke in verwirrende Conflictte gerieth. Ihm zur Linken hatte eine schlecht genährte, dichtende Dame mit Schmachlocken Platz genommen; dieser zur Seite breitete sich ein Gymnasialprofessor aus, auf welchem ersichtlich die ernste Erhabenheit des classischen Alterthums lastete, während sein gerades Gegenstück, ein munterer, blond-

haariger Junge, Landschaftler von Profession, ausschliesslich nur Sinn für das Schöne der Gegenwart zu haben schien. Dieses aber war ausgezeichnet vertreten durch zwei Fräulein, wahre Seraphgestalten von unbeschreiblicher Anmuth, welche sich mit ihrem Vater eingefunden hatten. Wenn ich endlich noch drei Touristen aus Norddeutschland erwähne, welche sich unserer Tafel anschlossen, da es ihnen bei dem früher eingenommenen Seitentischchen allzu trübselig vorgekommen sein mochte, so dürfte damit wohl die Aufzählung complet sein.

Dass bei einer so zahlreichen und bunten Gesellschaft es nicht lange brauchte, um eine allgemeine Conversation in Fluss zu bringen, ist selbstverständlich. Eine gute Weile wogte der Redestrom wie ein fesselloses Wildwasser zwischen wirre durch einander liegenden Blöcken, allgemach aber gewann er einen ruhigeren Gang, bis er schliesslich geebnet und spiegelnd dahin glitt. Dies Kunststück hatte Stifter fertig gebracht. Allgemach war er Herr der Situation geworden, d. h. er führte das Wort. Was er dabei auf's Tapet brachte, waren durchaus nicht immer merkwürdige Dinge; nebenbei behandelte er seinen Stoff scheinbar so einfach und anspruchslos als möglich, so dass einem und dem andern Zuhörer das Gesagte anfangs recht alltäglich, ja langweilig vorkommen mochte, und doch machte der Sprecher einen Tischgenossen um den andern verstummen, bis die ganze Gesellschaft, wie von einem Zauber befangen, ein einziges aufmerksames Auditorium bildete. Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten. Dabei mussten aber die Anwesenden nicht nur die Ausführung der Bilder, sondern auch die ganze Vorbereitung zur Ausführung derselben mitmachen. Mir schien es, dass in diesem schrittweisen Mitmachen vom Alpha bis zum Omega der Action zum guten Theile das Interesse lag, wie das Ganze sich eigentlich gestalten werde. Da wurde zuerst der Bleistift gespitzt, dann Contour um Contour gezeichnet, darauf kamen die Farben auf die Palette und nun wurde gemalt und gemalt, und die Gestalten traten immer bestimmter hervor, immer glänzender wurden die Farben, immer effectvoller die Vertheilung von Licht und Schatten, bis mit einem Mal das vollendete Gemälde da war, zur Freude Aller, die es zu sehen, oder eigentlich zu hören bekamen. Der Künstler verfuhr aber auch bei seiner Arbeit ganz absolutistisch. Liess es sich einer der Anwesenden beikommen, ein Separatbildchen zu formiren, so war Stifter flugs mit dem Vertreibpinsel da und hatte das werdende Ding weggewischt; mitunter griff er aber auch nach der fremden Palette und holte sich eine brauchbare Farbe zur eigenen Benützung herüber.

Stifter erzählte, wie ich schon angedeutet habe, anspruchslos, ohne allen declamatorischen Aufputz, ruhig, ja man könnte sagen behäbig, und doch fesselte er in den Glanzpunkten seiner Darstellungen ganz unwiderstehlich, und nicht blos das Ohr wendete sich ihm genussvoll zu, man schaute ihm eben so gerne in das unendlich milde und doch so geistvoll blickende Auge und auf den feingeformten Mund, dem man es förmlich ansah, dass aus demselben nichts Böses und Unlauteres hervorgehen könne. In Stifters Angesicht lag für Jeden, der zu lesen verstand, eine stumme Charakteristik seines innersten Wesens.

Vor Allem reizend war an dem Abend die Schilderung des Kinderpaares, welches uns am Tage zuvor auf dem Gange nach dem Waldbachstrub begegnet war. Er zeichnete dasselbe mit einer Liebe, welche uns Allen sagte, dass ihm Kinder das Liebenswertheste dünken, was man unter den Menschen finden könne.

Wohl länger als eine Stunde hatte Stifter nahezu ununterbrochen gesprochen; später wurde die Conversation wieder allgemeiner, aber sie hatte, wenn ich so sagen darf, eine Stifter'sche Stimmung angenommen, denn unbemerkt wusste dieser die Fäden des Gespräches derart zu spinnen und ineinander zu weben, dass Jedes der Gesellschaft beflissen war, etwas vorzubringen, was zu dem Ganzen passte.

Es war nahezu Mitternacht geworden, als die Gesellschaft auseinander ging.

Am nächsten Tage verabschiedete sich Stifter von mir, doch nicht ohne dass er mir vorher das freundschaftliche „Du“ angetragen und das Versprechen künftigen eifrigeren geistigen Austausches abgenommen hätte.

Trotz des guten Willens beider Theile hatte jedoch diese gegenseitige Zusage keine dauernde Folge. Wie schon in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft – dieselbe begann im Jahre 1844 im Hause des Fürsten Metternich – so hatte Stifter auch während unseres Beisammenseins in Hallstatt mich dringend aufgefordert, nicht bloß mit Bleistift und Pinsel, sondern auch mit der Feder zu arbeiten; ich brauchte ja nur zu schreiben, wie ich erzähle, Stoff hätte ich für ganze Bücher und der Verleger würde sich gewiss finden. Nun war aber meine Vorstellung über das mir verfügbare Material eine ungleich bescheidenere. Ich schrieb ihm auch einmal darüber meine Ansicht und zwar zu einer Zeit, wo ich bereits die „Studien“ gründlich durchgenommen hatte. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir heraus, über die letzteren mich auszusprechen und zu bemerken, dass die hie und da vorkommenden allzu breiten Stellen und die mitunter gar zu kleinliche Detailmalerei unwesentlicher Dinge den Eindruck des vielen unübertrefflich Schönen verkümmere, ja nicht wenige Leser gar nicht zum Erkennen und Geniessen des letzteren gelangen lasse und dass, wenn das Volumen des Gebrachten etwas reduciert worden wäre, das Ganze zweifellos sehr gewonnen und auch einen weit grösseren Leserkreis erobert hätte.

Nun will ich aber gleich hier gestehen, dass sich im Laufe der Jahre meine Anschauung in Bezug auf das Letztgesagte bedeutend geändert hat. Als ich jüngst wieder die „Studien“ durchblättere, kam mir vor, dass manches von dem, was mir damals allzu breitspurig und pedantisch kleinlich vorkam, dennoch auch seine Berechtigung habe, indem der Leser dadurch, dass er mit jedem Rauschen eines Blattes, mit jeder Handbewegung der handelnden Personen, mit jeder eingekühlten Weinflasche und jedem Messerschnitt auf einem Speiseteller umständlich bekannt gemacht wird, er sich unwillkürlich selbst mitten in die Action versetzt und das Ganze leibhaftig und lebendig vor sich abspinnen sieht. Ich denke, dass derjenige, dem Sinn und Empfindung für das viele unübertrefflich Schöne und Zarte in den Stifter'schen Werken nicht verschlossen ist, die übrigen als Folie dienenden Zuthaten gerne mit in den Kauf nehmen wird. Solchen aber, die Pfeffer und Salz zur Lectüre benöthigen, konnte Stifter nicht genügen, für solche wird er stets unverständlich bleiben. Pikant vermochte Stifter nicht zu schreiben, dazu war er ein viel zu fein empfindender, idealer und zugleich keuscher Charakter, ein Charakter, dem alles Schlechte und Schmutzige in der innersten Seele widerstrebte und dem er auch systematisch auswich. Darum konnte er es auch nie über sich bringen, als Schriftsteller in die Nachtseiten des Menschenlebens hineinzugreifen.

Der oben erwähnte Brief blieb unbeantwortet. Als Stifter eine gute Zeit später mich in Wels aufsuchte, um meine Frau, damals noch Braut, kennen zu lernen, versicherte er, dass er sich vorgenommen hatte, mir einmal einen recht langen, inhaltreichen Brief zu schreiben, aber er sei über den Wunsch nicht hinausgekommen.

Es war dies unsere letzte Begegnung. Obgleich er in den folgenden Jahren wiederholt nach Wien gekommen war, fand er sich nicht mehr bei mir ein. Wohl mochte er erfahren haben, dass mir der Himmel ein Glück beschieden hatte, welches ihm versagt geblieben war – ein Glück, das er über Alles pries, das er so tief empfand und um so schwerer vermisste. Die Ziehtochter, welche die schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen sollte, hat sie nicht ausgefüllt.

Und nun, liebster Freund, sei es für diesmal genug. Vielleicht wird mir später noch Eines und das Andere beifallen, was der Erwähnung werth wäre, dies soll Ihnen dann mündlich mitgeteilt werden. Wenn mein Brief nicht ohnehin schon so ungebührlich lang ausgefallen wäre, so hätte ich noch Einiges über Stifters Landschaftsmalereien gesagt, von denen jene, die ich zu sehen bekam, nicht ohne künstlerischen Werth und poetisch in der Composition waren. In der Ausführung des Details und theilweise in der Farbengebung war jedoch Stifters Feder gewandter als sein Pinsel. Dazu hatte ihm die unerlässliche, dauernde Schulung gefehlt. Doch darüber gelegentlich mehr.

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre Angehörigen,
Ihr treu ergebener F. Simony.

Zwei Winteraufenthalte am Hallstätter Schneegebirge mit Ersteigungen des Dachstein [1847]

Textquellen:

SIMONY, F. (1847): Eine Winterwoche auf dem Hallstätter Schneegebirge und Ersteigung der 9492 Wiener Fuss hohen Dachsteinspitze am 14. Jänner 1847. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, I. **Band** (1846), S. 124-136, Wien (Braumüller & Seidl).

SIMONY, F. (1847): Zweiter Winteraufenthalt auf dem Hallstätter Schneegebirge und drei Ersteigungen der hohen Dachsteinspitze (am 29. Jänner, 4. und 6. Februar 1847). – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, I. **Band** (1846), S. 207-221, Wien (Braumüller & Seidl).

Im Winter 1846/47 verbrachte Simony längere Zeit auf dem Dachsteingebirge und bestieg in diesem Zeitraum insgesamt viermal den Dachstein-Gipfel. Der wissenschaftliche Zweck der Unternehmungen waren im Wesentlichen meteorologische Beobachtungen und Messungen. Bei der zweiten Tour benützte Simony zum ersten Mal den Begriff „Dachsteinkalk“ und führt ihn damit in die geologische Literatur ein.

Die Berichte entstammen brieflichen Mitteilungen an Wilhelm Haidinger und wurden sowohl in der Wiener Zeitung als auch in den „Berichten von Freunde der Naturwissenschaften in Wien“ abgedruckt.

Eine Winterwoche auf dem Hallstätter Schneegebirge und Ersteigung der 9492 Wiener Fuss hohen Dachsteinspitze am 14. Jänner 1847.

Briefliche Mittheilung von Friedr. Simony an Bergrath Haidinger.

Wiener Zeitung vom 8. Februar 1847.

Das bereits seit dem Neujahr anhaltende trockene kalte Wetter und die günstigen Anzeigen auf eine noch längere Dauer desselben bestimmten mich, den Bergriesen des Salzkammergutes zum Zwecke naturwissenschaftlicher Beobachtungen, je nach Zulassung der Umstände, einen anhaltenden Besuch zu widmen. Schnell war der Entschluss gefasst, in einigen Stunden die nöthigsten Zurüstungen getroffen und zwei verlässliche Leute, der Fremdenführer Franz Aschauer (vulgo Loidl) und Joseph Danner aus Hallstatt als Begleiter und Träger bestimmt. Nachdem noch die nöthige Verabredung über Gleichzeitigkeit der Barometer- und Thermometer-Beobachtungen im Salinenamte zu Hallstatt gepflogen worden war, trat ich – am 9. Jänner, 10 Uhr Vormittags – mit den beiden erwählten Gefährten die Winterreise in's Hochgebirge an. An Bezweiflungen der Ausführbarkeit des Unternehmens, an Vorstellungen von allerlei Gefahren, als: Erfrieren, Verschneit werden, Verstürzen in Fels- oder Eisklüfte und dergleichen schauerlichen Schreckbildern mehr, hatte es von Seite der besorgten Hallstätter eben so wenig gefehlt als bei meinem ersten Winterausfluge auf das Karls-Eisfeld im Jahre 1842, doch war dies Alles spurlos an uns vorübergegangen; ich baute auf meine eigenen und die Erfahrungen anderer Naturforscher die ähnliche Unternehmungen, wenn auch freilich unter meist viel grossartigeren Ausrüstungen vollführt hatten, meine Leute spornte der treibende Ehrgeiz des echten Aelplers und das Vertrauen auf meine eigene Zuversicht eines günstigen Erfolges.

Das Ziel des ersten Tages war der Ausgangspunct für alle folgenden – die 5254 Fuß hoch gelegene Wieselpe, wo ich in der sogenannten Jodlerhütt'n bereits im verflossenen Herbst mit etwas Heu und Brennholz für einen etwaigen Winterbesuch wie den gegenwärtigen, hatte vorsorgen lassen. Die Erreichung dieses ersten Zieles brachte uns mehr Mühen, als alle nachfolgenden Wanderungen. Wir hatten den gewöhnlichen Weg von Hallstatt aus zu der genannten Alpe durch die Echern, über die

Waldbachleithen, den Schneck'n, Thiergarten und die Herrngass'n gewählt und brauchten zur Zurücklegung desselben über acht Stunden, während im Sommer ein nur mittelmässiger Gebirgssteiger kaum die halbe Zeit zu dieser Strecke bedarf. Obgleich der Schnee vom Thale nach der Höhe zu nur allmählig an Tiefe – von $\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß – zunahm, so war er bis zur Wieselpe hinauf fast durchgängig so weich, dass wir bei jedem Schritte bis auf den Grund einsanken, was besonders bei den steileren Partien das Vorwärtskommen ausserordentlich erschwerte. Erst in der Höhe von 5000 Fuß fanden wir einzelne erhärtete Stellen, wahre Oasen für unsere erschöpften Körper in dieser unermesslichen Schneewüste. Schon über eine Stunde hatten wir die Laterne benützt, als wir endlich, zwischen der sechsten und siebenten Stunde, unser nächtliches Asyl erreichten. Müdigkeit, Hunger und Durst quälten uns in gleichem Grade, der erstern half wohl bald die Herdbank am lustig flackernden Feuer ab, aber mit Tantalusgier mussten wir dem langsamen Schmelzen des Schnees zu Trinkwasser und dem noch viel langsameren Garwerden des mitgenommenen Fleisches, dem Hauptbestandtheile unseres Proviants, welches bei der um vier Grade verminderten Siedehitze gar nicht weich werden wollte, zusehen, ehe wir endlich unsere Trink- und Essgierde befriedigen konnten. An Schlaf war diesmal nicht viel zu denken. Die prachtvoll sternhelle Nacht war eben so kalt, als der funkelnde Himmel klar, das Thermometer fiel im Freien allmählig bis zu -10° R., in der Hütte, selbst nahe an der Herdstätte bis -3° R. herab, eine Temperatur, die eben nicht geeignet war, uns in sanften Schlummer einzuwiegen.

Die für den folgenden Tag vorgesezte Ersteigung der Dachsteinspitze musste wegen der Nachhaltigkeit unserer Ermüdung von der letzten Wanderung unterlassen werden. Es wurde daher am Morgen des 10. Januars beschlossen, den Tag damit zuzubringen, den weitem Weg nach dem Dachsteingipfel vorläufig in etwas vorzubereiten, d. h. in den Schnee eine Bahn zu treten, die uns dann bei der eigentlichen Besteigung eine wesentliche Erleichterung bringen konnte. Um acht Uhr brachen wir auf. Der nächste zu erreichende Punct war die Ochsenwieselpe (5791 Fuß). Von den drei nach derselben führenden Pfaden wurde der kürzeste, der sogenannte Steig, gewählt, da er, obwohl der steilste, uns dennoch verhältnissmässig die wenigsten Hindernisse zu bieten schien. Unsere Hoffnung täuschte auch nicht; schneller als es sich selbst erwarten liess, war das steile Felsgehänge, in welchem der wegekundige Loidl die Stufen und Tritte mit einer Schaufel allmählig aufgespürt hatte, überstiegen und mit Freude beobachteten wir nun bald, dass der Schnee von jetzt immer mehr an Tragbarkeit gewann, je höher wir kamen. Wir brachen wohl noch oft, bald mit einem, bald mit beiden Füßen tief genug in eine weiche Stelle ein, wobei nicht selten unsere beiden Kniee mit einer versteckten Steinspitze in ziemlich unsanfte Berührung kamen, aber das eigentliche höchst ermüdende Schneewaten hatte schon fast ganz aufgehört. Auch das Maximum der Schneemenge war bereits überschritten. Nahe der Ochsenwieselpe trafen wir die ersten schneefreien Stellen; vorzüglich um die grösseren isolirten Felsblöcke herum und auf den wall- und kuppenartigen Erhöhungen hatte der Wind den Boden von der winterlichen Hülle entblösst, der so den vierbeinigen Bewohnern des Gebirges seine letztherbstlichen Pflanzenreste zu willkommener Nahrung both. Auch beobachteten wir wirklich zahlreiche Spuren von Gamsen und Schneehasen, mitunter von Füchsen (in der Wieselpe) – ein Beweis, dass der Winter alle diese Thiere noch nicht wie sonst in die tieferen Gegenden hinabgedrängt hatte. In der Ochsenwieselpe angelangt, sondirte ich die Tiefe des Schnees an verschiedenen Orten, nirgend fand ich dieselbe über zwei Fuss. Die Kälte, welche in der Wieselpe um 4 Uhr Früh -14 Grad R., um 7 Uhr noch $-8,5$ Grad R. betragen, hatte sich jetzt – um 9 Uhr – schon bis auf $-6,6$ Grad vermindert. Eine Stunde später standen wir auf der Ochsenwieshöhe (6256 Fuß). Die erste freie Aussicht bot sich jetzt meinem Auge dar, vorwärts hin nach den Riesen des Gebirges und dem kristallinen Firnmeer, zurück über ein Heer von Alpenzinnen, eine über die andere aufragend, bis in den fernen Osten und über Alles gebreitet das schimmernde Gewand des Winters mit seiner eigenthümlichen Eintönigkeit, in welche nur da und dort eine graue nackte Felswand, oder eine einsam trauernde Zirne mit ihrem düstern Buschwerk oder in den tiefem Berggehängen ein schwarzblauer Waldstreif einigen Wechsel brachten. – Während ich mit der Beobachtung meiner Instrumente beschäftigt war, sonnten sich meine beiden Begleiter auf der mehrere hundert Quadratklafter ganz von Schnee abgefegten Höhe und sammelten ganze Hände voll von *Azalea procumbens*, *Empetrum*

nigrum, *Sieversia montana* und andern Alpenpflanzen, die mit noch frischem Grün die steinige Fläche überwucherten. Ein warmer Luftstrom goss sich von der Sonnenseite über die Kuppe hin – das Thermometer zeigte jetzt im Schatten nur -3,3 Grad R. (gleichzeitig in Hallstatt -5,0 Grad, in Linz -4,0 Grad R.).

Erst nach einer Stunde Aufenthalt setzten wir die Wanderung fort, dem Wildkar zu. In dieser klippigen Felseinöde kamen wir rascher vorwärts, als diess im Sommer gewöhnlich geschieht, da das zerspaltene, ausgenagte Gestein mit hartem Schnee so geebnet war, dass wir schnellen Schrittes vorwärts kamen. Um 1 Uhr Nachmittags standen wir bei der Wildkarhütte, einem in den Fels hinein gebauten nothdürftigen Asyl, 6784 Fuß über dem Meere gelegen, welches ich im Jahre 1843 für künftige Dachsteinbesucher, als Zufluchtstätte bei plötzlich eintretendem Unwetter, errichten liess. Da der Eingang zu der Hütte durch eine Schneewehe ganz verdeckt war, jene uns aber leicht in den folgenden Tagen von wesentlichen Diensten werden konnte und auch wirklich ward, so machten sich meine Leute daran, mit Hilfe der mitgenommenen Schaufel die Thüre frei zu machen. Nach einer Stunde war der Eingang geöffnet. –

An diesem Tage die Wanderung noch weiter fortzusetzen, erachtete ich bei der günstigen Beschaffenheit des Schnees, die uns bei der künftigen Ascension nicht mehr hinderlich zu werden schien, nun für überflüssig und wir traten daher den Rückweg an. Auf der Ochsenwieshöhe widmete ich noch einige Zeit meteorologischen Beobachtungen; erst bei einbrechender Dämmerung verliess ich das windige Observatorium und erreichte geradenoch vor völligem Dunkel die 1000 Fuß niedriger gelegene Wieselpe.

Der 11. Jänner sah uns schon in seiner vierten Stunde auf der Wanderung. Die fein geschnittene Sichel des Mondes und eine kleine Blendlaterne waren unsere Leuchten. Der Himmel, welcher in der Nacht seine schönsten Sterne, wie ein Sultan in neidische Höfe gesperrt hatte, schien uns jetzt wieder günstiger gesinnt – sein unermessliches Antlitz schaute ungetrübt auf die Erde und ihre frühen Pilger herab. Diesmal war das Ziel die hohe Dachsteinspitze, der erste Weg, derselbe, den wir am vorigen Tage gemacht hatten. Ein erstarrender Wind kam uns auf der Ochsenwieshöhe entgegen und war von da an unser fortwährender unwillkommener Begleiter. Die Wildkarhütte hatten wir erreicht, noch ehe die Sonne den ersten hellen Tagesstrahl über die östlichen Gebirge gleiten liess. Es wurde eine grössere Rast gehalten, die besonders mir nöthig wurde, da mich ein ganz eigenthümliches Unwohlseyn befiel, welches sich als heftiger Druck auf Magen und Brust äusserte, wodurch das Athmen beim Aufwärtssteigen in hohem Grade erschwert wurde. Dennoch setzte ich nach halbstündiger Ruhe die Wanderung fort. Um 8 Uhr standen wir am Saume des obern Karls-Eisfeldes. Dieses mit seiner Umgebung hatte das Aussehen, als wäre da der Winter gerade erst im Beginne. Von den nächsten Abhängen des Gletschers schauten uns grosse Flächen blaugrünen Eises entgegen, über diesen ragten aus weiten Schneefeldern grünlichweisse Trümmerhaufwerke zerspaltener und verworfener Firnmassen in allerlei phantastischen Formen empor, breite Firnschründe mit ihren schichtengestreiften Wänden gähnten noch offen in die stürmende Luft hinaus. Von den wüsten Felsenhöhen am Rande des Gletschers war der Schnee weitaus von den tobenden Winden weggekehrt, so dass grosse Strecken verwitterten Gesteines und alten Moränenschuttetes mit ihrer dürftigen Pflanzen-Bevölkerung bloss lagen. Wir betraten das Eisfeld. Anfangs ging es ziemlich gut vorwärts, da die Schneedecke fast überall tragfähig war, aber bald fanden wir in dem immer heftiger anwachsenden Winde, welcher uns oft ganze Wolken von Schneestaub aus der obern Firn-Region entgegen jagte, einen widrigen Gegner, welcher uns wiederholt zum Stillstehen nöthigte. Auch mein Unwohlsein mehrte sich, je steiler das Ansteigen in dem Gehänge des grossen Gletscherthales wurde, dergestalt, dass ich alle hundert Schritte ausruhen musste, um der Athemlosigkeit, die mich alle Augenblicke überwältigte, wieder in etwas abhelfen zu können. Der Druck auf Magen und Brust steigerte sich in Momenten bis zu einer Art von Krampf. Wohl mit Recht schrieb ich diese Unpässlichkeit, die mich zu so ungelegener Zeit überfiel, dem allzuhäufigen Genuss von Schneewasser in Trank und Speise zu, und zwar mit um so grösserm Rechte, da sich auch bei dem einen meiner Begleiter bereits die Folgen von gestörter Verdauung kundgegeben hatten, bei dem Andern am nächsten Tage die

gleichen Symptome einstellten, die mich so eben belästigten. Immer langsamer ging es nun vorwärts. Erst in der Mittagsstunde hatten wir die oberste am Fusse des hohen Dachsteins gelegene Firnstufe erreicht, hier aber steigerte sich mein Uebel so sehr, dass ich keinen Schritt mehr aufwärts thun konnte. Ein heftiger aber erfolgloser Brechreiz rief einen Zustand von Abspannung und Schwindel hervor, der mich einer völligen Ohnmacht nahe brachte. Unter solchen Umständen war nun an die Ersteigung der Dachsteinspitze nicht zu denken; es blieb also nichts übrig, als möglichst bald umzukehren. Sobald ich wieder zum Gebrauche meiner Sinne und Füße gelangt war und die aufgehängenen Instrumente abgelesen hatte, – das Barometer zeigte die erreichte Höhe von 8980 Fuß, das Thermometer $-6,6^{\circ}$ R. (gleichzeitig in Hallstatt $-2,80^{\circ}$, in Linz -3°) traten wir den Rückweg an. Noch muss ich erwähnen, dass während des Ansteigens über den Gletscher bei uns allen Dreien die starke Flüssigkeitsabsonderung unseres Geruchorgans fortwährend mit Blut gemengt war.

Schwarzer Kaffeh, Diät und einige Stunden Schlaf hatten mich zum nächsten Morgen ziemlich hergestellt, nur fühlte ich noch grosse Abgeschlagenheit in den Füßen. Der 12. Jänner wurde also zu einem Erholungstage bestimmt. Danner war in aller Frühe nach Hallstatt gegangen, um neuen Proviant zu holen; Loidl musste für Holz sorgen, ich bestieg Nachmittags die Ochsenwieshöhe, um auf diesem freien Punkte meine meteorologischen Beobachtungen fortzusetzen. Die Luft war diessmal verhältnissmässig warm zu nennen; um 2 Uhr Nachmittags stand das Thermometer in der Ochsenwiesalpe auf dem Nullpunkte (gleichzeitig in Hallstatt auf $-1,20^{\circ}$, in Linz auf $-3,6^{\circ}$) um 4 Uhr, auf der Ochsenwieshöhe zeigte es $-1,30^{\circ}$ (in Hallstatt $-1,4^{\circ}$) bei ziemlich starkem Südwestwinde und selbst in der Nacht um 10 Uhr fiel das Quecksilber in der Wiesalpe nur bis zu $-5,4^{\circ}$ (in Hallstatt $-3,6^{\circ}$, in Linz $-4,9^{\circ}$ R.).

Der 13. Jänner war zu einem zweiten Versuche der Ersteigung des hohen Dachsteines bestimmt gewesen, aber diessmal brachte Loidl eine Aenderung in den Plan, indem er von dem gleichen Uebel befallen wurde, das mir am 11. Jänner so hart zugesetzt hatte. Ich beschloss also bloss, eine Excursion zum untern Karls-Eisfelde, um dort an den gemachten Zeichen abzusehen, ob der untere Gletscherrand seit October vorigen Herbstes vorgerückt sey oder nicht. Auch an diesem Tage wehte ein warmer Wind über das Gebirge. Um die zehnte Vormittagsstunde, wo wir uns im Taubenkar (5653') befanden, stieg das Thermometer (im Schatten) bis auf $+0,8^{\circ}$ R. (in Hallstatt $-2,5^{\circ}$). Auf der Taubenkarhöhe zeigte es um 11 Uhr $+0,3^{\circ}$, nur in der der Sonne unzugänglichen Schlucht zwischen jener und dem steilen Abschwunge des Karls-Eisfeldes (6137') fiel das Quecksilber bis zu $-2,8^{\circ}$ R. herab. – Am Gletscherabschwunge hatten wir beinahe drei Stunden zu thun, bis eines der in Stein gehauenen Kreuzzeichen aufgescharrt und von diesem längs des Bodens durch die tiefe Schneewehe ein Kanal bis zu dem untersten Gletscherfuss ausgegraben war. Die ursprüngliche Distanz von 22 Fuss zwischen dem letzteren und dem Kreuzzeichen hatte sich seit 11. October des vorigen Herbstes um 2 Fuss 8 Zoll vergrößert, um so viel war also die Oberfläche des Gletscherabschwunges durch die angegebene Zeit abgeschmolzen oder zurückgetreten. Mithin dürfte wohl kaum angenommen werden, dass, wenigstens der untere Gletscher, im Laufe der drei letzten Monate vorgerückt sey. –

Auf dem Rückwege sondirte ich wieder an verschiedenen Stellen des Taubenkars die Schneetiefe; nirgends betrug diese in regelmässiger Lage über 2 Fuß.

Bis zu unserer Ankunft in der Alpe hatte sich Loidls Unwohlsein schon grössten Theils wieder gehoben und somit wurde auf den folgenden Tag die Besteigung der Dachsteinspitze festgesetzt.

Am 14. Jänner verliessen wir bereits um halb drei Uhr Nachts die Hütte. Zum zweiten Male ging es der erhabenen Zinne entgegen. Haue, Schaufel, eine dünne Leine von etlichen Klaftern, Steigeisen, eine Flasche Kaffeh und etwas Brot nebst einigem Brennholz waren unsere sämmtliche Ausrüstung. Loidl machte mit seiner kleinen Handlaterne den Führer, Danner trug eine sprühende Holzfackel, die doppelte Leuchte war um so nöthiger, da der Mond ohnehin schon bis zu einem kaum erkenntlichen Segment verdunkelt, noch nicht aufgegangen war und leichtes Gewölke fast alle Sterne verhüllte. Die Zweckmässigkeit des diessmaligen Frühstückes, eine tüchtige Dosis Moccatränk (in den früheren Tagen hatten wir bloss Suppe genommen) bewährte sich an uns Allen in hohem Masse. Leichten

Fusses und Athems stiegen wir fort und schon um die fünfte Morgenstunde hatten wir die Wildkarhütte erreicht. In dieser wurde ein kleines Feuer angezündet, das zweite Frühstück, in dem mitgenommenen Kaffeh bestehend, gewärmt und mit gutem Appetit zu Leibe genommen. Während dieser harmlosen Vorgänge in der Felshütte nahm indess der Himmel eine ziemlich bedenkliche Physiognomie an. Die Wolken zogen sich immer dichter zusammen und der seit fünf Tagen herrschende Süd- oder Südwest setzte plötzlich in einen leichten Nordwest um. Das Barometer stand um zwei Millimeter niedriger als vor drei Tagen. Das Thermometer zeigte die verdächtige Temperatur von $-2,7^{\circ}\text{R.}$, nur das Psychrometer beruhigte mich einiger Massen durch die angezeigte Trockenheit der Luft.

Mit dem Auftauchen des Morgenrothes über den östlichen Gebirgssaum verliessen wir die Wildkarhütte, eine halbe Stunde später waren wir am Rande des Eisfeldes und rasch ging es nun in der breiten Einsattelung des Gletschers aufwärts. Ober uns jagten sich graue und goldfärbige Wolken, einzelne Schneeflöckchen taumelten flimmernd aus ihnen hernieder, unter uns sanken Berg um Berg hinab, in immer tieferer Perspektive wuchsen bald niedrige zurückliegende Kuppen über vorliegende höhere und über alle hob in Nordost sich allmählig des flachen Landes fernster Saum wie eine von unsichtbaren Händen langsam aufgeschobene Mappe empor. Um halb eilf Uhr standen wir am Fusse des hohen Dachsteines. Da angelangt bemerkten wir zu unserer grossen Freude, dass der grosse Bergschrund, der den hohen Dachstein von dieser Seite oft ganz unzugänglich macht, geschlossen war. Seine jenseitige Kluftwand bildete zwar eine durchgängig senkrechte Firnmauer von 2 bis 3 Klafter Höhe, aber zu unserer grossen Begünstigung hatte sich gerade da, wo der Fuss des Dachsteines am weitesten und tiefsten in dem Firngehänge vorspringt, eine wenn auch sehr steile Lehne von dem letzten Winterschnee zwischen der Wand des Bergschrundes und dem Felsvorsprung gebildet, an welcher Lehne die Firnmauer ohne besondere Gefahr überstiegen werden konnte. Während nun Loidl sich daran machte, mit der Haue das an der Wand durch Eisenringe laufende Seil (welches ich als Schutzmittel für die Besteiger dieser schwindelerregenden Felszinne hatte anbringen lassen) von der stellenweisen Schneebedeckung zu befreien und den Steig von dem die Nachsteigenden häufig bedrohenden Steinschutt zu säubern, hing ich meine Instrumente unter dem Ueberhange der tiefsten Felsschichte des Dachsteinfusses auf. Auch Danner flüchtete sich in den Schirm der Wand vor den Steinen und Schneemassen, die nun unaufhörlich durch anderthalb Stunden über unsere Köpfe auf das Firngehänge herabpolterten. Endlich rief uns Loidl zu, dass der Steig frei sey, schnell packte ich meine Instrumente zusammen und in einer halben Stunde war die 367 Fuss hohe Wand erstiegen. Welch ein unermesslich grossartiges Bild rollte jetzt um mich auf – dieser über einen sieben Länder umschliessenden Horizont gebreitete Winter! Nicht jener bunte Wechsel von Gletschern, Firnen, Felsen, Wäldern, Wiesen, Seen, den dieses unabsehbare Panorama im Hochsommer dem muthigen Ersteiger bietet und dessen Blick durch das Uebermass von Formen und Farben beinahe verwirrt – wie der von der Hand des höchsten Geistes in den Weltraum hineingezeichnete Schöpfungsgedanke einer neuen Erde, welche nun plötzlich in vollendeter luftiger Lichtgestalt aus dem dunklen Chaos hervortritt, der aber noch die volle Verkörperung, die Farbe des Lebens fehlt – so erschien mir jetzt dieses schneeverhüllte Ländergemälde. Eine unnennbare Erhabenheit lag in dieser winterlichen Monotonie, eine fühlbare Gottesmajestät, die mich gewaltiger erfasste als alle früheren Eindrücke, die ich bei meinen mehrfach wiederholten Aufhalten auf dieser Zinne erlebt hatte.

Die Aussicht war von wunderbarer Klarheit. Alle Dünste der Luft hatten sich in zwei grosse Schichten gesondert. Die Eine, obere bestand aus einer scheinbar vollkommen horizontalen leichten Wolkendecke, die sich über den ganzen sichtbaren Erdhorizont spannte und nach ihrer Entfernung von den verschieden gelegenen Hochgebirgsspitzen zu schliessen in einer Meereshöhe von 12.000 Fuss schwebte. Sie war grössten Theils aus einem leichten Nebelgewirre gebildet, durch welches der dunkelblaue Himmel und die Sonnenstrahlen stellenweisen Durchgang fanden; nur gegen den fernen Osten zu war diese Wolkenschichte dichter geballt und von dunkelgrauer Färbung mit röthlichen Zwischenlichtern. Die zweite, untere Schichte bildete ein tiefliegendes Nebelmeer, zwischen den nördlichen Abhang der Norischen Kalkalpenkette und die Böhmischoesterreichischen Gränzgebirge über das ganze Flachland ausgegossen. Die nächsten Buchten dieses Nebelmeeres streckten sich

über den Atter- und Gmundner-See bis in das Traunthal herein, wo sie ihren Auslauf fanden. Alle innerhalb der Alpen liegenden Haupt- und Nebenthäler waren nebelfrei, nur eines und das andere von einem transparenten Duft erfüllt. Zwischen der scharf abgeschnittenen unteren Abgränzungslinie der obern Wolkendecke und dem berggezakten Saum des Erdhorizonts bildete der klare Himmel einen grünlichblauen Ring, in welchen gegen den fernen Nordost zu einzelne Nebelfransen gleich Regenstreifen beinahe bis zu der untern Wolkenschichte schief niederhingen. In OSO war dieser Ring durch ein wetteriges Duster unterbrochen, gegen SW reichten die drei Riesenzinnen der Salzburgischen Hochtauern, der Grossglockner, das Wiesbachhorn und der Venediger, beinahe bis zu dem Saum des obern Nebelzettes, sie schienen die Tragsäulen dieses luftigen Gewölbes zu bilden. Alles, was innerhalb der zwei verdichteten Dunstschichten lag, wurde selbst bis auf die entferntesten Punkte dem Auge in ungewöhnlicher Schärfe nahegerückt. Die das nordöstliche Nebelmeer überragenden Kuppen des Böhmischoesterreichischen Gebirges, die Alpen Nieder-Oesterreichs und Obersteiers, die ganze norische Centralkette, die Hauptgipfel Krains, die fernen Berghäupter Tirols und Hochbaierns, alle zeichneten sich in deutlichen Umrissen auf dem grünlichblauen Luftgrunde. Die Verschiedenheit der Physiognomie der wechselnden Gebirgsformationen liess sich jetzt in der winterlichen Hüllung noch leichter überschauen als im Sommer. Die Spitzen der Urschiefergebirge bildeten eine lange ununterbrochene Reihe blendender Schneepyramiden, ruhend auf kolossalen Schneewällen, an deren Abhängen sich schwarzblaue Wälderstreifen in die Thäler niedersenkten. Die Kalkgebirge dagegen zeigten überall ihre pralligen schneelosen Wände und Zacken, deren Grau sich scharf aus den umgränzenden Schneeflächen hervorhob, oder ihre geschichteten Mauern und Abstürze von parallelen Schneelinien durchzogen und von indigofärbigen Waldgürteln umschlungen. – Durch länger als eine Stunde verlor ich mich im Anschauen des riesigen Winterbildes, dann machte ich mich zur Beobachtung der Instrumente. Das Barometer zeigte, auf 0° T. reducirt, um 1 ½ Uhr 20" 0,35"; das Thermometer -6,5° R. (in Hallstatt bei warmem Thauwind +2,8°; in Linz bei trübem Himmel -4,1°). Nach dem gegebenen Barometerstande und nach der Summe der bereits früher mehrfach von mir gemessenen Höhendifferenzen von elf verschiedenen Zwischenpunkten berechnete ich die Höhe der Dachsteinspitze auf 7895 Wiener Fuss über dem Seespiegel von Hallstatt und auf 9492 Wiener Fuss über dem Meer. (Die Höhe des Hallstätter Sees wurde nach im Jahre 1846 unternommenen ämtlichen Messungen auf 1597 Fuss bestimmt.) - Ein leichter Südwest strich über die schmale Felszinne, der uns beinahe gar nicht belästigte. Erwähnenswerth ist noch der Umstand, dass die ganze scharfe Schneide des Dachsteingipfels mit mehr als schuhhohem Schnee bedeckt war, ein Beweis, dass diese hohe Felsklippe schwächeren Windstürmen Preis gegeben ist, als die viel tiefer liegenden Kuppen, die fast alle von Schnee entblöst lagen. - Nachdem sich Loidl mehrerer Signale, die das Gelingen der Dachsteinersteigung, welche in der ganzen Gegend zu dieser Jahreszeit als eine absolute Unmöglichkeit betrachtet wurde, unwiderlegbar beweisen konnten, zur Mitnahme versichert und ich wieder andere Zeichen an unseren Besuch zurückgelassen hatte, verliessen wir, nach zweistündigem Aufenthalte, die erhabene Zinne. Um halb sechs Uhr erreichten wir mit Hilfe der Laterne wohlbehalten die Wieselpe. Am 15. Jänner Mittags hielt die drei Mann starke Dachstein-Expedition, die Hüte mit allerlei Hochgebirgspflanzen umkränzt und geschmückt, ihren fröhlichen Einzug in Hallstatt.

Die speziellen Beobachtungen, welche ich im Laufe dieser sieben Tage an den verschiedenen Punkten gemacht habe, werde ich Ihnen später in einem zur Veröffentlichung in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen geordneten Aufsätze zuzusenden das Vergnügen haben.

Hallstatt in Oberösterreich am 18. Jänner 1847.

P. S. Am heutigen Tage wurden Loidl und Danner nach der Wieselpe abgeschickt, um dort wieder Holzvorrath für einen zweiten Wochenaufenthalt zu sammeln, da das anhaltend günstige Wetter und der eintretende Vollmond mich zur Fortsetzung der meteorologischen Beobachtungen auf dem Dachstein einladen. Morgen geht es also wieder auf 8-10 Tage ins Gebirge.

Hallstatt am 23. Jänner.

Zweiter Winteraufenthalt auf dem Hallstätter Schneegebirge und drei Ersteigungen der hohen Dachsteinspitze (am 29. Jänner, 4. und 6. Februar 1847).

Briefliche Mittheilung von Friedrich Simony an Bergrath Haidinger.
Wiener Zeitung vom 8. [recte 11.] März 1847.

Die zweite Winter-Expedition nach dem Hallstätter Hochgebirge, die ich, wie Sie aus meinem letzten Schreiben vom 23. Jänner wissen, beschlossen hatte, ist nun ebenfalls glücklich beendet, und ich beile mich, Ihnen vorläufig in Umrissen die Ergebnisse dieses zweiten dreizehntägigen Aufenthaltes mitzutheilen.

Mit meinen frühern zwei Begleitern brach ich am 26. Jänner um Mittagszeit von Hallstatt nach der Wieselpe auf. Diesmal sah der Himmel meinem Unternehmen bei weitem nicht so freundlich zu, als das erste Mal. Graues Gewölk jagte in der obern Luftregion von Südwest nach Nordost; Nebelhaufen hingen in verschiedenen Höhen an dem Alpengürtel des Hallstätter Thales; über den See war eine verdächtige Windstille gelagert; die aufragenden Vorhäupter des Dachsteinstockes waren durch eine leichte, aus fallenden Schneeflocken gewebte Courtine verschleiert, die der südlichen Wolkendecke entrollte; nur stellenweise vermochte zu Zeiten ein matter Sonnenstrahl durch die unzusammenhängende Wetterhülle zu schlüpfen. Je höher wir aber aufwärts kamen, je näher der Abend anrückte, desto mehr hellte sich das Luftgewölbe auf. Im hohen Thiergarten (4900') genossen wir den Anblick prachtvoller Farbeneffekte des Sonnenunterganges. Noch ehe die ersten Sterne ihren Strahlenkuss der entschlummernden Schwester zusandten, war die Alpenhütte erreicht. Wir suchten zeitlich unser Lager, denn Ruhe war uns nöthig und die dritte Stunde nach Mitternacht zum Aufbruch nach der Dachsteinspitze bestimmt.

Tobender Sturm, Aechzen und Klappern des Holzwerkes der Hütte weckten mich und meine Gefährten fast gleichzeitig aus gesegnetem Schlafe. Das war kein freundlicher Aufruf zur Gletscherwanderung! Ich stand auf, um das Wetter im Freien nachzusehen – Welch Abstand zwischen jetzt und einigen Stunden früher! Mond und Sterne waren verschwunden, schwarze Wolkennacht deckte die Alpe, von den Gebirgswänden tönte das Sausen der Windsbraut, Schneeflocken taumelten wirbelnd durch die aufgeregte Luft. Unter solchen Umständen war wohl an eine Dachsteinbesteigung nicht zu denken. Ich warf mich wieder auf das Strohbett, Loidl und Danner krochen in ihr Heuversteck. Erst der lichte Morgen brachte uns auf die Füße. Regungslose Stille herrschte jetzt in dem Alpenkessel, nur die alten Zirmen hoch oben auf den schroffen Felsgehängen seufzten noch leise, gleich lebensmüden Greisen, in die winterliche Oede hinaus. Blauer Himmel, von einigen gerötheten Wolkenstreifen durchzogen, überwölbte das Gebirge. Hätte nicht die neue Schneedecke mich von dem nächtlichen Gestöber überzeugt, ich hätte auf den Gedanken gerathen müssen, ein neckender Bergkobold habe im Schlafe meinen Sinnen ein Traumwetter vorgespielt. Ziemlich missmuthig darüber, die Gunst des Wetters diessmal versäumt zu haben, beschloss ich nun, den Tag dafür zu benützen, den durch die letzten Schneefälle unkenntlich gewordenen und verwehten Pfad nach dem obern Karls-Eisfeld mit meinen zwei Begleitern neu auszutreten, um uns dadurch die nächste Ascension zu erleichtern. Mein Missmuth sollte aber nicht lange dauern. Nach der achten Stunde, wo wir uns in Marsch gesetzt, nahm das Wetter von Neuem üble Laune an; in kurzer Zeit war alles Blau wieder in Grau verwandelt und Aeols Konsorten fingen an, bald aus diesem bald aus jenem Winkel des Gebirges auf uns loszublasen. Um 10 Uhr standen wir auf der Ochsenwieshöhe. Ich hing nun meine Instrumente zur Beobachtung auf, und betrachtete die Gestaltungen der Luft. Die graue Nebeldecke, welche sich über uns hinzog, war vollkommen gleichfärbig und liess nicht die geringste Wolkenform erkennen. Sie stand höher als die höchsten Zinnen des Gebirges, also über dem Niveau von 9500'; denn jene waren noch von ihr unverhüllt; sie reichte auch nicht über den ganzen Horizont, denn von Nord bis Südost hin, wo nämlich die Aussicht von der Ochsenwieshöhe allein in grössere Ferne reicht, zeigte sich zwischen ihrem horizontalen Abschnitt und dem Erdsaum ein etwa 15 Grade breiter, klarer Luftgürtel, in welchen herab wirre Wolkenzäsuren, ähnlich fein aufgelockerter Baumwolle, niederhingen; die unstäten Windströme concentrirten sich in einen starken West; bald wurde es

dunkel hinter dem hohen Dachstein, die scharfen Umrisse der Hochzinnen trübten sich, wie zurücktretende Phantome entrückten die hohen Felsgestalten allmählig dem Auge, ein weissgrauer immer mehr sich verdichtender Schleier sank vor ihnen nieder. Ich las zum zweiten Mal den Barometerstand ab, dieser zeigte jetzt jenen schnellen Wechsel, welchen ich schon früher wiederholt auf Hochgebirgen beobachtet und einige Tage später noch zweimal auf der hohen Dachsteinspitze beobachten sollte. - Die Quecksilbersäule war in Zeit von kaum einer Viertelstunde um 1,2 mm gestiegen, ohne dass dabei eine Aenderung der Temperatur, die sich fortwährend zwischen $-1,3^{\circ}$ und $1,6^{\circ}$ R. (in Hallstatt gleichzeitig $+2,0^{\circ}$ R.) erhielt, Statt gefunden hätte. Dieses schnelle Steigen des Quecksilbers konnte ich mir nur durch eine plötzliche Condensation von Wasserdämpfen in den höhern Luftschichten erklären. Auch gab sich diese Verdichtung wirklich sehr bald kund. Kaum einige Minuten nach der letzten barometrischen Beobachtung fielen die ersten Schneeflocken, und es währte nicht lange, so standen wir mitten in dem Gestöber, welches uns bereits seit einer Weile die Aussicht nach dem Dachstein und seinen Nachbarn verhüllte. Indess fiel der Schnee nicht so dicht, dass die Orientirung besonders erschwert gewesen wäre, wir konnten 500 bis 1000 Schritte weit aussehen und das war für uns ausreichend, das heutige Ziel weiter zu verfolgen. Bey der Wildkarhütte (6784 Fuss) angelangt, fanden wir dieselbe eben so bis zum Dach hinauf verweht, als bey unserem allerersten Besuche. Es war nun das dringendste Geschäft meiner Leute, den Eingang zu derselben für einen künftigen Nothfall freyzumachen. Von da ging es wieder zurück, der Wieselpe zu.

Der Schneefall dauerte bis zum Morgen des 28. Januars ununterbrochen fort, dann hellte sich das Wetter allmählig auf. An diesem Tage besuchte ich bloss die Ochsenwieshöhe, um dort meine meteorologischen Studien fortzusetzen, und verliess dieselbe erst gegen Abend keineswegs zufrieden, denn wieder schien es nur eine vorübergehende Laune des Wetters gewesen zu seyn, uns über Tags einige Sonnenblicke zuzuwenden. Mit Anbruch der Nacht verzog sich der Himmel und bald war statt des funkelnden Sternenzeltes farblose Wolkenfinsterniss über das Land gebreitet. Auch die anhaltende Wärme der obern Luftschichten (in der Wieselpe sank das Thermometer selbst in der Nacht nur wenig unter den Gefrierpunct) liess für die nächsten Tage nicht viel hoffen. Aber ich war des fortwährenden Zuwartens endlich müde geworden und beschloss, am folgenden Tage die Besteigung des Dachsteins unter allen Umständen zu wagen.

Am 29. Januar, um 4 Uhr Morgens, trat ich – diessmahl mit Loidl allein, denn Danner war Tags zuvor nach Hallstatt gegangen, um für Proviant zu sorgen und noch nicht zurückgekehrt – die Wanderung an. Munter tanzten die Schnee-Elfen in der grauen Luft, doch beirrte uns der flimmernde Wirbelreigen nicht. Loidl schwang fleissig die sprühende Holzfackel in die finstere Nacht hinein, mit dieser Leuchte und seiner seltenen Ortskenntniss den neuerdings unkenntlich gewordenen Pfad aufspürend, ich folgte ihm auf der Ferse, um keinen der von ihm gemachten Tritte zu verfehlen. Auf der Ochsenwieshöhe waren wir dem Schneegewölke bereits auf etwa 150 Fuss nahegekommen. Es verhüllte alle höhern Partien des Gebirges bis 6400 Fuss herab und war auf seiner unteren Seite horizontal abgeschnitten. Dieser Umstand und die oft gemachte Erfahrung, dass eine zusammenhängende Nebel- oder Wolkenschichte selten die Mächtigkeit von 1000 Fuss überschreitet, berechtigten mich zu der Hoffnung, dass die höheren Partien des Dachsteingebirges frey von Wolken seyn würden. Ohne Aufenthalt ging es vorwärts, so gut es nur die neuen oft 2-3 Fuss hohen Schneewehen zulassen wollten, der Wildkarhütte und dann der hohen Rast zu (ein 6900 Fuss hoher Felsrücken, welcher nahe am obern Carls-Eisfelde sich erhebt und nicht nur eine grossartige Uebersicht des letztern und seiner gigantischen Umgebungen, sondern auch eine schöne Aussicht nach Osten gewährt, wesshalb ich ihn zur Orientirung für die Dachsteinbesucher mit einer grossen Steintaube und Stange bezeichnen liess, und ihm obigen Namen gab).

Als wir den letztern Punct erreicht, es war um die achte Stunde, hatten Wetter und Wolken ihre Physiognomie und Lage bereits theilweise gelindert, der Schneefall aufgehört. Die zusammenhängende Wolkendecke war erst etwas emporgestiegen, jetzt zerriss sie immer mehr und mehr, ein Theil derselben lagerte sich auf das obere Eisfeld, ein anderer lockerte sich auf und stieg, den Himmel leicht trübend, über die höchsten Zinnen des Gebirges empor; im fernen Nordost schob

sich die Masse zu einem finstern, oben gehäuften unten ebenen Stratus zusammen, den wieder lichtere Wolkenstreifen durchsetzten. In Ost verhüllte die aufgestiegene Nebelhülle alle Hochkuppen des Prielgebirges und der zurückliegenden Alpenkette bis zu 7000 Fuss herab. Eine tiefliegende Nebelschicht zeigte sich in den Thalkesseln von Hallstatt und Alt-Aussee.

Da der schwache Nordwestwind kein allzufrühes Verwehen unserer Fussspuren fürchten liess, so setzten wir nach kurzem Ausruhen unsere Wanderung fort und betraten die in Nebeln begrabene Gletscherwüste. Zuerst orientirten wir uns nach einzelnen von Schnee entblösten Eistrücken, die uns immer dicht zur Linken blieben, dann half uns wieder der leichte Lichtschimmer, welcher in der Richtung des Sonnenstandes den Dunstschleyer durchbrach; endlich wurde, je höher wir aufwärts kamen, die Nebelschicht dünner; des Gjaidsteins dunkle Masse tauchte immer in deutlicheren Umrissen hervor, die Zinnen des niederen und hohen Dachsteines wurden erkennbar; endlich schwebte nur noch ein transparenter Duft über uns, auch dieser sank, wir standen über dem Nebel und – es war um die zehnte Stunde – an der ersten grossen Firnkluft (8050 Fuss). Immer mühsamer ging es von da durch die weichen Schneewehen aufwärts, je steiler das Ansteigen wurde. Um 11 Uhr war erst die Höhe von 8500 Fuss erreicht. Wieder haben sich die Verhältnisse des Luftkreises geändert. Vom Eisfeld, vom Prielgebirge, vom nordöstlichen Alpenhorizont haben sich die Wolkenhüllen abgehoben, sind theilweise verschwunden; klar beleuchtet die Sonne die entschleierte Kuppen und sendet ihre Strahlen auf das entwölkte Flachland; aber über uns trübt sich tiefer der Himmel, zwischen dem hohen Koppkarstein und hohen Dachstein tauchen neue Nebel über das südwestliche Firnplateau herein und verhüllen in kurzem die beyden Dachsteinhörner; schwere Wolkenhüllen breiten sich über einzelne Rücken des östlichen Gebirgsplateaus, nicht als horizontale Straten sondern als dichte Decken über deren Umrisse, diese nachformend, ausgegossen. Das Psychrometer zeigt fortwährend einen so hohen Feuchtigkeitszustand der Luft, dass auch wir jeden Augenblick gewärtigen müssen, wieder in Nebel gehüllt zu werden. So gewagt unter diesen Umständen nun auch die Fortsetzung der Wanderung erschien, so wollten wir doch, dem Ziele nahe gekommen, dasselbe nun auch erreichen.

Fort ging es aufwärts. Um halb Ein Uhr standen wir am Fuss des hohen Dachsteines. Ein über die Wand fast senkrecht niederbrausender Windstrom sandte uns als erste Begrüssung eine so derbe Ladung mitgerissenen Schnees entgegen, dass uns für eine gute Weile Hören und Sehen verging; ein zweyter eben so ergiebiger Windstrom presste sich heulend und stöhnend durch die enge Klamm zwischen dem hohen und niederen Dachstein und trieb unter uns mit den aufgewirbelten Massen einen gar unheimlichen Tanz. Was nun thun? Die Berathung war kurz, der letzte Entschluss bald gefasst – nach einer Stunde mühsamen Klettern über die verschneite 367 Fuss hohe Felsmauer und unter fortwährender Gefahr von einer Windlawine ergriffen und in den Abgrund geschleudert zu werden, die Zinne erreicht. Des heftigen Windes wegen wurden diessmahl meine Instrumente nicht auf den höchsten Gipfel, sondern 15 Fuss unter demselben in dem Verstecke, welches mir im Jahre 1843 zweymahl zum Nachtlager gedient hatte, aufgehangen; dann machte ich mich mit Loidl daran, als Zeichen unseres diessmahligen Besuches eine 7 Fuss hohe und 4 Zoll starke Holzsäule, die ich schon früher zur Aufstellung hatte auf den Dachsteingipfel bringen lassen, welche aber bisher unverwendet geblieben war, aufzurichten und sie vorläufig mit meinem Sacktuch statt einer Fahne zu schmücken.

Indess trieben der wechselnde West und Nordwest und die anstürmenden Nebelwogen um uns herum ihr grauses Spiel. Bald waren wir in ein undurchsichtiges Wolken-Chaos gehüllt, bald öffnete sich uns da bald dort in schauerlicher Tiefe ein Stück freyer Aussicht, dann wieder wich plötzlich wie auf stillen Zauberwink die ganze Wolkennacht um uns und wir konnten ringsum frey in die weiten Fernen schauen. Der kolossale Horizont war diessmahl in zwey Hälften von ganz verschiedener Physiognomie getheilt. Die nördliche Hälfte des Gesichtskreises war nun beynahe vollständig entwölkt und sonnenklar bis zu des Bayerischen und Oesterreichischen Flachlandes fernsten Saum, nur ein schmaler horizontaler Wolkenstreif schwebte in der Höhe zwischen 9000-10.000 Fuss über dem Donaugebiete; dagegen lagen schwere hoch hinter einander gethürmte Wolkenlasten über dem

südlichen Theile des Panoramas. Auf der norischen Central-Alpenkette – vom Knallstein bis zum Venediger – war eine zweyte Kette glänzender Berge aufgebaut, gewaltige Wolkenmassen auf einer schwarzgrauen weitgedehnten Schicht ruhend, die sich wieder und zwar in der durchgängig gleichen Höhe von 8000 Fuss' auf die riesigen Pyramiden der Tauern stützte, so dass alle hohen Gipfel der letztern unsichtbar waren.

Ein neues Nebelgebilde senkte sich scheinbar (in Wirklichkeit war es nur eine Dampfverdichtung von oben nach unten) aus grösserer Höhe auf die Dachsteinspitze langsam hernieder und wurde immer dichter, der wachsende Weststurm vermochte es nicht mehr zu zerreißen; die Kälte, an sich nicht bedeutend ($-6,7^{\circ}$ R., in Hallstatt gleichzeitig $+3,4^{\circ}$ R., in Linz $+3,6^{\circ}$ R.) wurde uns durch den hohen Feuchtigkeitsgrad der Luft und den heftigen Wind immer empfindlicher, wir mussten an die Rückkehr denken. Nachdem ich die Instrumente abgelesen, meine meteorologischen und übrigen Beobachtungen aufgezeichnet hatte, verliessen wir – nach einstündigem Aufenthalt – das Horn. Mit uns stiegen auch die Nebel herab, der Wind nahm immer an Heftigkeit zu. Wir eilten so schnell vorwärts als möglich um dem sich nachwälzenden Nebel und den betäubenden Schneewirbeln zu entrinnen. Diese Eile hätte bald ein tragisches Ende genommen. Wir hatten die vormittags genommene Richtung etwas verfehlt, da unsere Spur bereits ganz verweht war. Plötzlich brach Loidl mit einem Fuss bis an die Hüfte durch den Schnee – er fühlte fast den ganzen Fuss innerhalb des Einbruchs frey schwebend. Schnell gefasst warf er den Oberleib rückwärts und zog sich so halb liegend, halb sitzend mit Hilfe der Hände einige Schritte wieder auf sicheren Boden zurück. Er war durch die trügerische Decke eines breiten, von einer Schneewehe ganz geschlossenen Firnschlundes eingebrochen. Vorsichtiger als zuvor ging es nun abwärts bis wir endlich ausser dem Bereich der gefährlichen Gletscherklüfte waren. Beyden Wanderern wurde leichter um's Gemüth als sie endlich den Rand des Gletschers, sehr behaglich aber als sie zwey Stunden später die Wieselpe erreicht hatten, wo bereits Danner einen stärkenden Imbiss vorgerichtet hielt.

In den folgenden vier Tagen hinderten abwechselnd Sturm, Schnee und Nebel jedes Unternehmen, so dass ich meine meteorologischen Beobachtungen ausschliesslich auf die Wieselpe beschränken musste. Am 3. Februar endlich kehrte das Wetter sich wieder zum Bessern. Obwohl die Nebel noch fest auf dem Gebirge klebten, so zeigten sie doch schon jenen eigenthümlichen Farbenschimmer, welcher ein baldiges Aufhellen erwarten lässt. Ich benützte diesen Tag dazu, mit Loidl die gewöhnliche Vorbereitungspromenade nach dem obern Carls-Eisfeld zu machen, um uns den Pfad für die folgende Dachstein-Expedition wieder auszutreten. Auf der Ochsenwieshöhe angelangt, hatten wir bereits die 500 Fuss mächtige Nebelschichte unter uns; sie blieb den ganzen Tag in gleichmässiger Höhe über den Horizont gebreitet, nur senkte sie sich gegen Abend aus dem Niveau von 6000 Fuss allmählig zu 5500 Fuss herab. Ober der Nebelschichte zeigte sich der Himmel vollkommen klar. Da der Südwestwind wieder herrschend geworden war und die Temperatur bedeutend herabsank (in der Wieselpe um 8 Uhr früh $-8,1^{\circ}$ R., in Hallstatt $+0,2^{\circ}$; um 5 Uhr Abends $-5,5^{\circ}$ R., in Hallstatt $-0,3^{\circ}$ R.), so liess mit um so mehr Sicherheit sich auf einige Zeit gutes Wetter hoffen; es wurde demnach für den folgenden Tag wieder eine Dachstein-Ascension beschlossen.

Um die erste Nachmittagsstunde des 4. Februars stand ich – nach achtstündiger Wanderung – mit Loidl und Danner zum dritten Male in diesem Jahre auf der erhabenen Firne. Welch neues, wundervolles Gemälde lag diesmal hingezaubert vor mir! Stand ich auf der Klippe eines von schneebelasteten Inselketten überstarrten Polarmeeres, oder war ich plötzlich zurückgeworfen worden in jene Urzeit, wo das noch ungeborne Europa vom Ocean überfluthet, erst seiner höchsten Berge eisbekleidete Gipfel aus den Wogen streckte? So erschien mir heute der von einem unbegränzten, durchgängig 7000 Fuss hoch liegenden Nebelmeer bedeckte Horizont der himmelanstrebenden Zinne. Oft hatte ich Aehnliches auf dem Schneeberg, Hochschwab, Schafberg und andern Alpenpunkten erlebt, aber nichts von all dem hielt nur den entferntesten Vergleich aus gegen die gewaltige Wirkung dieses Anblicks. Von den fernsten Tiroler Gauen bis zu den Flächen Pannoniens, von den Thälern Krains bis zu jenen Bohemia's lag ein einziges Wolkenmeer über den Ländern – in den nähern Partien zu riesigen Wogen sich aufbäumend, nach der Weite sich immer mehr ebend und im fernsten Horizont

endlich in einer scharf geschnittenen horizontalen Linie an das Himmelsgewölbe angeschlossen. Mitten aus diesem gelblich schimmernden, von grauen Schattenfurchen durchzogenen Nebelcean wuchsen die Gletschermassen des Dachsteins mit ihren schroffen Felshörnern und zerrissenen Mauern wie ein steiles, von den schauerlichsten Klippen umrungenes Eisland empor; weiterhin ent-rangen sich dem Nebelmeere die sein gleichmässiges Niveau von 7000 Fuss überragenden Alpengipfel bald als isolirte Klippen, Kegel und Wände, bald als grössere, steile Inselgruppen, bald als ganze Bergketten, die einen glänzend in blendender Schneehülle, die andern düster als nackte Felsen aus dem lichten Nebel starrend. Wenn noch etwas die Pracht und Erhabenheit des Gemäldes zu erhöhen vermochte, so war es der tiefblaue, beinahe durchgängig wolkenlose Himmel, welcher dasselbe überwölbte. Danner jubelte ein um das andere Mal laut auf über den Anblick, Loidl meinte, so etwas habe er noch nie gesehen und werde er wohl auch in seinem ganzen Leben nicht mehr zu sehen bekommen, mich fasste es, wie schon früher oft in ähnlichen grossen Momenten wieder mit jener namenlosen, von heiligen Schauern durchwehten Entzückung, ich möchte sagen, Verzückung, die den Menschen für Augenblicke den Gott in seinem Herzen, den Gott im unermesslichen Weltall fühlen, hören, schauen lässt.

Nach anderthalbstündigem Aufenthalte, während dessen noch meine zwei Begleiter statt des am 29. Jänner aufgepflanzten Sacktuches eine grossartigere und dauerhaftere Fahne, Loidl's allumfassende schwere Leinwandschürze auf der Säule befestigt hatten, und ich mit der Beobachtung der Instrumente und den Notizen fertig geworden war (mein Barometer zeigte diesmal wieder jenen rasch eintretenden unverhältnismässig hohen Stand; das Thermometer $-9,8^{\circ}$ R. (in Hallstatt gleichzeitig $-0,4^{\circ}$ R., in Linz $+4,6^{\circ}$ R.) ging es wieder abwärts der Tiefe zu. Jenes Nebelmeer, das uns auf der Dachsteinzinne den grossartigen Anblick geboten, lag noch in seiner frühern Ausdehnung über den Bergen, nur hob es sich gegen Abend um etwa 300 Fuss, so dass wir auf dem obern Karls-Eisfeld angelangt bereits in jenes eintauchten. Auf der Ochsenwieshöhe waren wir schon wieder unter dem Nebel – um 6 Uhr Abends in der Wieselpe.

Am 6. Februar um halb 2 Uhr Nachts wurde die vierte und letzte Dachsteinbesteigung angetreten. Rascher als je ging es diesmal dem Ziele entgegen, denn der ausgetretene Schneepfad war durch die starke Kälte der letzten zwei Tage so gehärtet worden, dass wir leichter vorwärts kamen, als dies selbst unter den günstigsten Umständen im Sommer möglich ist. Erst in der Wildkarhütte wurde das Frühstück, eine starke Dosis Kaffeh mit Hilfe von mitgenommenem Holze gekocht und genommen, dann schnell wieder der Marsch fortgesetzt. Um 5 Uhr standen wir bereits am Rande des Eisfeldes. Hier zeigte jetzt mein Thermometer den tiefsten Stand während meines ganzen dreiwöchentlichen Aufenthaltes auf diesem Gebirge (-19° R.), doch war uns allen Dreien diese grosse Kälte minder empfindlich, als oft eine von Wind und feuchtem Wetter begleitete Temperatur von 5° unter dem Gefrierpunkte. Ueber den Gletscher konnten wir der Holzfackel entbehren, denn prachtvoll leuchtete der Mond auf die weiten Schneegefülde herab, und keine steile Felswand warf jetzt mehr ihre Schatten auf unsern Pfad.

Als die Sonne aus dem etwas verdüsterten OSO tauchte, hatten wir bereits die Höhe von 8400 Fuss erreicht. Diesmal hatte ich Gelegenheit, den raschen Uebergang von Nacht in Tag, der bei reiner Atmosphäre in grössere Höhen Statt findet, zu beobachten. Selbst meine zwei Begleiter wurden durch den schnellen Wechsel von Nachtdunkel zur Tageshelle überrascht. Bei Sonnenaufgang gewährte der Himmel einen herrlichen Anblick. Zwischen dem dunkeln Erdsäume und einer langgestreckten purpurrothen Wolkenschichte erglänzte das Tagsgestirn. Ueber ihm färbte sich der Himmel bis auf etwa ein Drittel der Zenithhöhe in den glänzendsten Farbenabstufungen von Morgenroth, Goldgelb, Chrysoberyllgrün und licht Saphirblau. Dieses licht Saphirblau um den Scheitelpunct herum und gegen Süden von unnennbarer Klarheit und Durchsichtigkeit, verdunkelte sich gegen Westen und Nordwest zum tiefsten, prachtvollsten Lazurblau, und in diesem beinahe nächtlichen Blau glänzte die Mondscheibe, unmittelbar über der Dachsteinspitze stehend, mit noch ungeschmälertem Licht. Gegen den nordöstlichen Horizont verdüsterte sich das klare Saphirblau nach kurzen Uebergängen durch Lichtroth und Violett erst in Graublau, dann in Schwarzgrau, in

welchem Erde und Luft zuletzt ununterscheidbar in ein nächtliches Chaos zusammenflossen. Tag und Nacht schienen jetzt gleichmässig vom Himmel Besitz genommen zu haben. Doch währte dieser Farbenglanz der Atmosphäre nur kurze Zeit; eine halbe Stunde später wölbte sich schon des vollen Tages eintöniges Blau über die Erde.

Um halb neun Uhr hatten wir bereits die Dachsteinspitze erstiegen. Der kaum fühlbare WSW, welcher über den Gipfel strich und die ungetrübten Sonnenstrahlen, welche wärmend die wilde Felsklippe überflutheten, machten mein Vorhaben, diesmal länger auf diesem luftigen Observatorium zuzubringen, leicht ausführbar. Ich hing meine Instrumente an der am 29. Jänner errichteten Säule auf und begann die Vorgänge im Reiche der Wolken zu studieren. Loidl machte sich daran mit Hammer und Meissel einige Exemplare jener grossen noch unbestimmten zweischaligen Muschel (wahrscheinlich der Gattung *Isocardia* angehörend), welche die charakteristische Versteinerung des Dachsteinkalkes durch mehrere tausend Fuss senkrechter Mächtigkeit bildet und auch die Bänke des hohen Dachsteins bis zum Gipfel hinauf erfüllt, zu gewinnen, was jedoch bei der ausserordentlichen Zerbröcklung und Zerklüftung der ganzen Felsoberfläche dieses argverwüsteten Felsgipfels nur wenig gelang. So sehr uns an diesem Tage Wind und Wetter begünstigten, so konnte ich doch beobachten, wie sich ein baldiges gänzlich Umschlagen der Witterung ringsum vorbereitete. Unmittelbar nach unserer Ankunft auf dem Gipfel zeigte sich gegen Norden nur das fernste Flachland verdüstert, gegen Süden lagen in den fernen Thälern hinter den steierischen Alpen und den Hochtauern, dann um die krainischen Hochgebirge in dem gleichen Niveau von 6000-6500 Fuss goldfärbig glänzende Wolkenschichten. Im tiefsten mittägigen Himmel schob sich eine bräunlich gelbe, nach unten in Grau übergehende, nach oben federig zerrissene Dunstmasse langsam aufwärts, welche einer grossen Höhe anzugehören schien. Ein mindesten fünfzig Meilen langer und zehn Meilen breiter Landstreif, von Tirol nach Nieder-Oesterreich zu, war nebelfrei, der Himmel über ihm noch wolkenlos. Um 9 Uhr aber entwickelt sich plötzlich eine Nebelmasse auf dem Traunstein, einige Minuten später auf dem Schafberg, an dem Leonszinken (Zimnitz) und der Traunwand (Gamsfeld) und überall in der gleichen Höhe zwischen 5000-5300 Fuss.

Um 10 Uhr hängen auch schon am todten Gebirge, am Höllengebirge, am Untersberg Nebelbänder und in demselben Niveau entstehen gleichzeitig über dem nördlichen Flachland oben gehäufte, unten horizontal geschnittene Wolkengruppen von verschiedener Ausdehnung. Die ganze Kette des Terglou durchschneidet ein horizontaler Wolkenstreif von 500-600 Fuss Mächtigkeit in der Höhe von etwa 7000 Fuss. Die fernen Kuppen des Wiener Schneebergs und Schwabengebirges werden von Wolken überwallt, der Buchstein, das Hochthor, der Pyrgas, der Bösenstein von Nebelgürteln umschlungen. Auch in der nahen Gosau, Ramsau, Abtenau erscheinen plötzlich Nebelhaufen in der reinen Luft. Um Mittag haben sich die Dunstgebilde des nördlichen Gesichtskreises noch mehr ausgedehnt, und verfliessen schon in einander zu breitgestreckten Wolkendecken, deren obere Fläche aber das Niveau von 5300 Fuss noch nirgends überschritten hatten. Im Süden dagegen wächst der Wolkenstreif an der Tergloukette nach oben immer mehr an, die freien Zinnen derselben werden verdüstert und verschwinden allmähig ganz. Nur die Riesenkuppen der salzburgischen Tauern, der Tiroler und baierischen Alpen bleiben unbewölkt und lassen ihre Umrisse bis ins kleinste Detail klar erkennen. Jene hochgelegene Dunstmasse, die schon am Morgen im fernen Süden sich entwickelt, streckt jetzt ihre luftigen Arme fast schon bis zum Zenith heran. Die Richtung ihrer Streifen deutet südliche Windströmung in den höchsten Regionen an, während in der unteren Wolkenregion (zwischen 4000-6000 Fuss) entgegengesetzte Luftströmung Statt zu finden scheint. Auf dem Dachsteine hat bereits seit einer Stunde ein leichter SW sich geltend gemacht. Das Thermometer zeigte im Schatten und Luftzug um 9 Uhr $-12,4^{\circ}$ R. (in Hallstatt gleichzeitig $-5,8^{\circ}$, in Linz -6° R.) und stieg bis um 12 Uhr auf $-8,1^{\circ}$ R. (in Hallstatt $3,8^{\circ}$). In der Sonne und vor dem Luftzuge geschützt, stieg das Quecksilber dagegen bis auf $+3,0^{\circ}$ R. Nach 1 Uhr schienen beinahe alle Wolkenbildungen wieder einen retrograden Gang zu nehmen. Leider konnte ich den weitern Verlauf derselben nicht mehr beobachten, denn noch hatte ich einen Abstecher nach jenem Felsriffe vor, welcher mitten aus den Firnmassen des grossen Hallstätter Gletschers in der Kreuzung der Linien zwischen dem Dachsteine und Gjaidsteine, dann dem hohen Koppkarstein und Hochkreuze in einer Flächenerstreckung von

etwa 100 Quadratklafter sich erhebt, um seine Höhe und Lage auszumitteln, da mir derselbe einen vorzüglichen Merkstein für das zukünftige Wachsen oder Abnehmen des Gletschers abgeben zu können schien. Beinahe schweren Herzens schieden wir von dem erhabenen Felsobelisk der Natur, der uns nun viermal auf seiner Spitze getragen und sagten ihm jetzt für längere Zeit Lebewohl. Anderthalb Stunden später war der oben erwähnte Riff erreicht. Während ich meine Instrumente zur Messung aufhing und den Punct näher zu verzeichnen bemüht war, suchte Loidl nach Pflanzen und Versteinerungen. Bald hatte er auch in den schneefreien Spalten dieser Gletscherklippe, welcher ringsum von dem ewigen Tode der Firne umstarrt ist, mehrere Pflänzchen derselben Arten, welche auf dem hohen Dachstein vegetiren (*Saxifraga oppositifolia*, *S. muscoides* und ein steriles *Bryum*) aufgefunden. Nach kurzem Verweilen verliessen wir den Riff und eilten heimwärts. Gegen Abend waren Himmel und Erde, so weit sich diese von der Ochsenwieshöhe überschauen lassen, nebel- und wolkenlos. Jenes eigenthümliche krystallhelle Lichtblau überwölbte wieder den Horizont, der "Schönwind" blies aus SW herein, die "Sonne zuckte nicht ab," sondern „schien" vollständig über die Gipfel der Berge „hinaus" und diese verglommen allmählig im schönsten Abendroth – untrügliche Anzeichen schönen Wetters für die kommenden Tage. Loidl und Danner meinten, es könne noch nicht "grob" werden, ich meinte es jetzt auch, nur Barometer und Psychrometer meinten anders.

Am Morgen des 7. Februar weckten uns wieder Gerassel der Dachschindeln, Krachen des Gebälkes und ein förmliches, vom einschlagenden Sturm veranstaltetes Schneegestöber in der fugenreichen Hütte. Loidl schaute durch die Thüre und meinte, draussen sey gerade das rechte Wetter zum Heimgehen. Das thaten wir denn auch. Während Wind und Schnee am ärgsten wütheten, verliessen wir die Alpe und erreichten wohlerhalten Hallstatt, eben als meine besorgten Freunde beschlossen hatten, den wahrscheinlich verschneiten Dachsteinwanderern eine Schaar Leute zu Hilfe zu senden.

Hallstatt am 14. Februar 1847.

Die Vermessung der Salzkammergutseen 1844 – 1850

Textquelle:

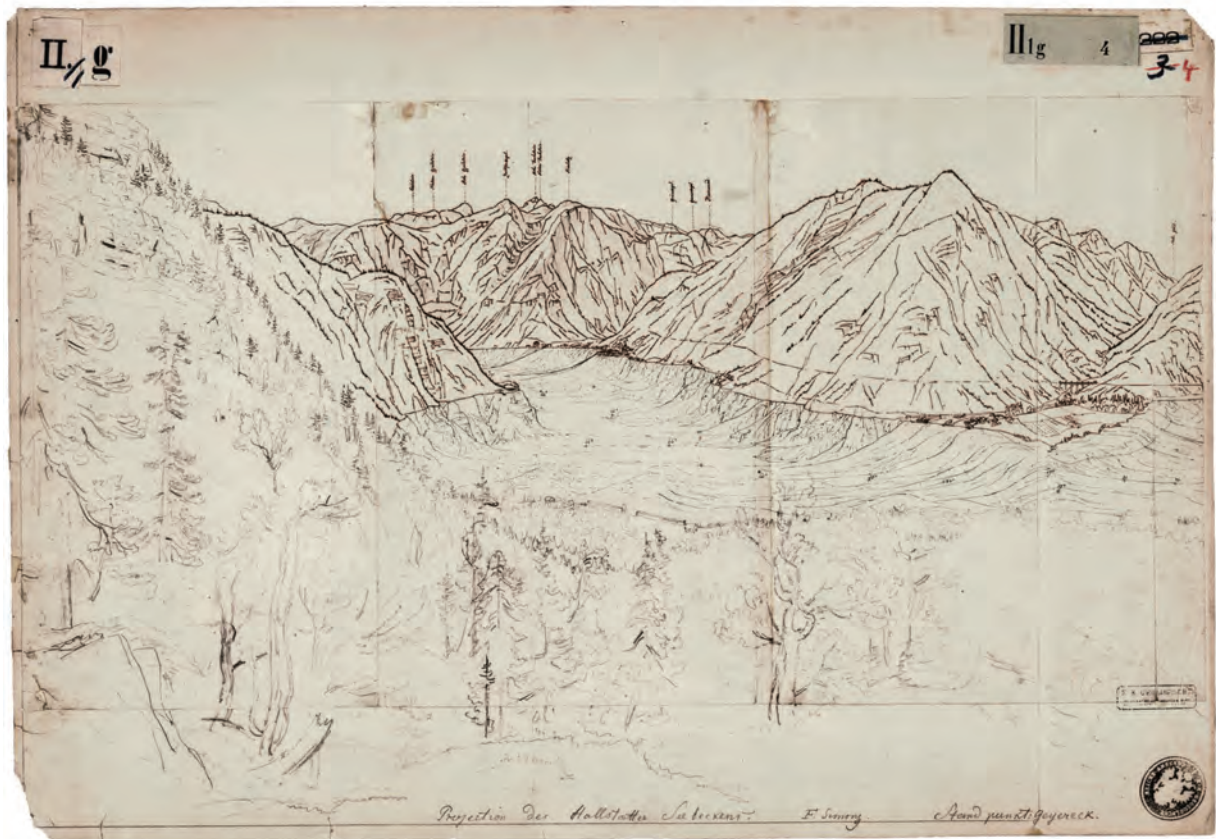
SIMONY, F. (1850): Die Seen des Salzkammergutes. – Sitzungsberichte math.-naturwiss. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 4/(1850), S. 542-566, Wien.

Neben der Beobachtung des Vorrückens der Dachsteingletscher gehörten die Tiefenlotungen in den Salzkammergut-Seen zu Simonys Hauptinteressen in den 1840er Jahren. Dazu entwickelte er auch eigene Messvorrichtungen, um die Ungenauigkeiten der bisherigen Gerätschaften zu vermeiden. Seine Beschreibungen in der hier ausschnittsweise wiedergegebenen Publikation zeugen von seinem technischen Verständnis und praktischen Geschick.

Seelotungen

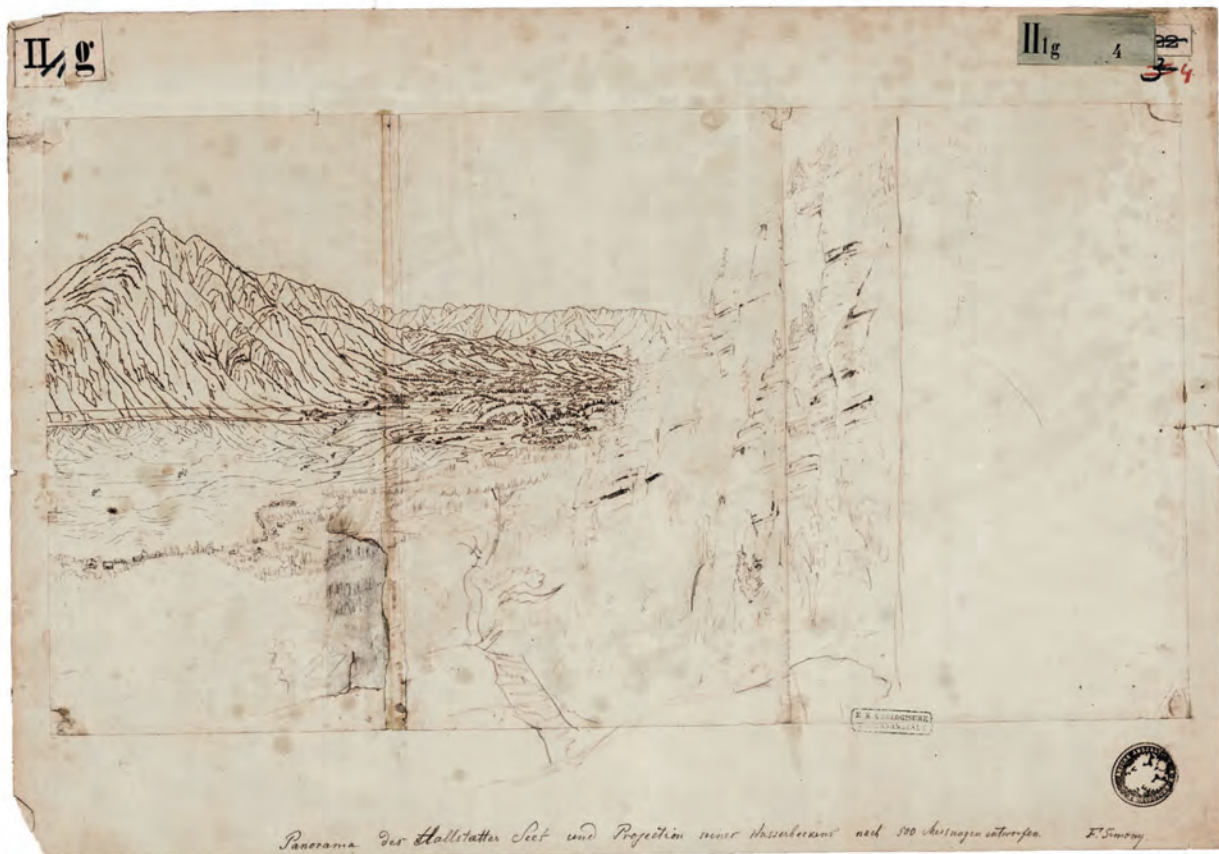
A. Bestimmung der Tiefen.

Das geheimnisvolle Farbdunkel der Gebirgs-Seen, ihre schroffen, nicht selten senkrechten Felsufer, die gewaltigen Alpenhöhen, die sie umstehen, berechtigen zu der Annahme großer Tiefe. Manche dieser düsteren Wassermassen belebt die Sage mit wunderlichen Ungeheuern und lässt sie nicht selten für unergründlich gelten. Allgemein aber wird sowohl durch die mündlichen Aussagen der Umwohner als durch die gedruckten Angaben in den verschiedenen Reisehandbüchern den Seen eine noch viel größere Tiefe zugeschrieben, als sie wirklich ohnehin schon haben. Zum Theil ist es die thätige Fantasie des Aelplers, die sich stets im Wunderlichen besser gefällt als im Natürlichen, zum Theil sind es oberflächliche Schätzungen oder fehlerhafte, unsichere Messverfahren, welchen jene wirklich oft ins Fabelhafte gehenden Tiefenangaben entspringen.



Ausschnitt aus zweiteiligem Großformatbild: Projektion des Hallstätter Seebeckens, Standpunkt Geyereck. Ohne Jahreszahl. Bleistiftzeichnung, Federzeichnung zweifärbig. Archiv GBA, linkes Bild Inv. Nrn.: G 258 – II, rechtes Bild Inv. Nr.: G 259 – II

Von der durchgängigen Unrichtigkeit der letzteren überzeugt, stellte sich der Verfasser vor Allem die Aufgabe, genaue Tiefensondierungen in allen größeren Seebecken vorzunehmen. Zu diesem Zwecke construirte er eine zerlegbare, cylindrisch geformte, $3 \frac{1}{2}$ Fuss lange Winde, deren Durchmesser so gross gemacht wurde, dass jede Umwindung der zwei Linien dicken Messschnur genau 4 Fuss Länge hatte. Dadurch konnte die jedesmalige gemessene Tiefe nach der Zahl der Windungen genau bestimmt werden, ohne dass irgend welche Marken an der Schnur selbst nöthig waren. Durch diese Art, die Länge der abgelaufenen Schnur und somit die Tiefe zu bestimmen, wurde jener Fehler, welcher bei Schnüren mit fixen Marken durch das Zusammenziehen und Wiederausdehnen beim Nass- und Trockenwerden unvermeidlich ist, ganz ausser Einfluss gesetzt. Dass bei dem Aufwinden der Schnur die Windungen neben- und nicht übereinander zu liegen kommen müssen, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung. Dies konnte bei der Länge der cylindrischen Winde und bei nur einiger Fertigkeit des Steuermanns, dem Schiff während des Aufwindens die nötige Stellung und Ruhe zu geben, ohne alle Schwierigkeit bewerkstelligt werden. Zur möglichsten Verminderung der Reibung bei dem Ablassen und Aufziehen lief die Schnur von dem Messapparat über eine doppelte, mit der Winde gleich langen Rolle, welche gabelförmig auf der Schiffswand aufgesteckt war. Um die schwere Arbeit des Aufwindens zu verteilen, waren an beiden Axenenden der Winde Kurbeln mit drehbarem Griff angebracht. Als Sonde wurde bei Seen von weniger als 40 Klafter Tiefe ein Eisengewicht von 10 Pfund, bei Seen über 40 Klafter ein Eisengewicht von 20 Pfund gebraucht. Diese Schwere genügte, um selbst noch bei einem leichten Winde die Schnur straff gespannt und perpendicular zu erhalten. Ein hinlänglich großes Schiff, mit 3 – 4 Ruderern bemannt, machte es möglich, auch bei stärkerem Winde noch Tiefen von 50 – 60 Klafter genau sondiren zu können, ohne dass das erstere während des Messens von seiner Stelle gerückt wurde.



Die Messungen selbst wurden nach einem bestimmten System vorgenommen, und durch alle Seen in einer solchen Anzahl vorgenommen, dass genügend sichere Resultate erzielt werden mussten. In jedem der grösseren Seen fanden 300 – 500, in den kleineren Seen 50 – 200 Sondierungen statt. Zuerst suchte man dadurch möglichst genaue Querprofile zu gewinnen, dass von irgend einem ausgezeichneten Punct des einen Ufers zu einem kennbaren Punct des jenseitigen Ufers nach bestimmten, nicht zu großen Abständen in einer geraden Linie Messungen gemacht wurden. Der Abstand von einem Messpunct zum anderen wurde durch die Zahl der Ruderschläge hinlänglich genau bestimmt. Die Distanz je zweier Puncte betrug in der Nähe der Ufer 10, 20, höchstens 30 Klafter nach der Mitte, wo sich bereits die Ebnung des Bodens wahrnehmen ließ, wurde sie auf 50 – 100 Klafter vergrößert. Die gemessenen Querlinien lagen in den kleineren Seen 100 höchstens 200 Klafter, in den größeren 200 höchstens 500 Klafter von einander entfernt. War durch die aufgenommenen Querprofile einmal die Länge und Richtung der eigentlichen Tiefenfläche eines Sees ermittelt, so wurde nach der letzteren noch der Längendurchschnitt des ganzen Sees in gleichen Abständen von 50 – 150 Klafter sondirt. [...]

Dank des Redakteurs

Diese Zusammenstellung diverser Materialien zum Leben und Schaffen Friedrich SIMONYS war nur durch die bereitwilligen Auskünfte und den persönlichen Einsatz zahlreicher Personen möglich. Ihnen allen sei der herzlichste Dank ausgesprochen.

In alphabetischer Reihenfolge sind dies:

Max BICHLER, Wien

Monika BRÜGGEMANN-LEDOLTER, Abt. Geoinformation (Grafik) der GBA

Stefan GALBAVY, Österr. Alpenverein/Sektion Austria

Thomas HOFMANN, Bibliothek und Archiv der GBA

Harald LOBITZER, Bad Ischl

K. PAVLÍKOVÁ, Gebietsarchiv Zámorsk/Tschechische Republik

Wolfgang E. SCHOLLNBERGER, Potomac/USA

Miloš SIBLÍK, Akademie der Wissenschaften, Prag/Tschechische Republik

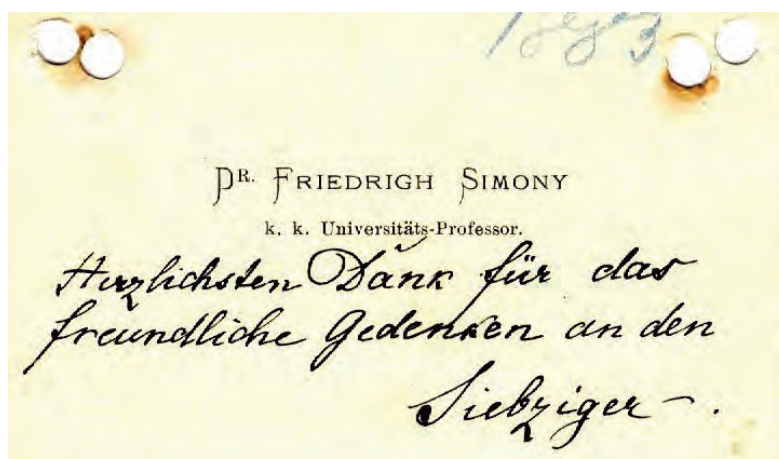
Philip Steven SIMONY, Calgary/Alberta/Canada

Rudolf STANZEL, Windischgarsten

Marcela SVOBODOVÁ, Akademie der Wissenschaften, Prag/Tschechische Republik

Hans URSTÖGER, Museum Hallstatt

Karl WIROBAL, Museum Hallstatt



Archiv Museum Hallstatt

Dankeskarte Friedrich SIMONYS anlässlich seines 70. Geburtstages.

Literatur

- BACHL-HOFMANN, CH. (1999): Die Geologische Reichsanstalt von 1849 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. – In: Geologische Bundesanstalt (Hrsg.): Die Geologische Bundesanstalt – 150 Jahre Geologie im Dienste Österreichs (1849-1999), S. 55-92, Wien (Böhlau).
- BLÜMEL, J. (1885): Die Geschichte der Entwicklung der Wiener Vorstädte nach authentischen Quellen zusammengestellt. B. Die Landstraße/ 57. Die Villa Metternich. – S. 255-259, Wien (Selbstverlag).
- BÖHM VON BÖHMERSHEIM, A. (1899): Zur Biographie Friedrich Simony's. – 63 S., Wien (R. Lechner/ Wilh. Müller).
- CERNAJSEK, T. (1999): Die geowissenschaftliche Forschung in Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. – In: Geologische Bundesanstalt (Hrsg.): Die Geologische Bundesanstalt – 150 Jahre Geologie im Dienste Österreichs (1849-1999), S. 41-54, Wien (Böhlau).
- HADINGER, W. (1847): Über Hrn. Friedrich Simony's naturwissenschaftliche Aufnahmen und Untersuchungen in den Alpen des Salzkammergutes. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, I. Band, S. 209-214, Wien (Braumüller & Seidl).
- HADINGER, W. (1850a): Simony. Schafberg-Panorama. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, VI. Band, S. 75, Wien (Braumüller & Seidl).
- HADINGER, W. (1850b): Vertheilung der reisenden Geologen im Sommer 1850 für die geologische Reichsanstalt. – Jahrbuch k.k. geol.Reichs-Anstalt, 1. Jahrgang/1850, S. 176-177, Wien.
- HAUER, F. VON (1846): Die Cephalopoden des Salzkammergutes aus der Sammlung seiner Durchlaucht des Fürsten von Metternich. Ein Beitrag zur Paläontologie der Alpen. – Paläontologische Beiträge, 1 (1846), 47 S., 11 Taf., Wien (Braumüller).
- KADLETZ-SCHÖFFL, H. & KADLETZ, K. (2000): Metternich (1773-1859) und die Geowissenschaften. – Berichte der geologischen Bundesanstalt, 51, S. 49-52, Wien.
- KAINRATH, W. (1993): Friedrich Simony und seine Beiträge zur Erforschung der Alpen. Ein Lebensbild des Alpenforschers und ersten Ordinarius für Geographie unter besonderer Berücksichtigung seiner glaziologischen Forschung und einer Analyse ausgewählter Forschungsperspektiven. Mit einem umfassenden Werksverzeichnis. – Dipl.-Arbeit, Univ. Wien, 207 S., Wien.
- KERNBAUER, A. (1989): Zwischen Zunft und Wissenschaft. Der österreichische Apotheker- und Pharmazeutenstand in der Krise. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1922. – Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz, 14/2, 474 S., Graz (Akad. Druck- u. Verlagsanstalt).
- KLEMUN, M. (1992): Friedrich Simony (1813-1896) - 1. Kustos des Naturhistorischen Museums in Klagenfurt (1848-1850). – Carinthia II, 182/102. Jahrgang, S. 375-391, Klagenfurt.
- KLEMUN, M. (1993): Friedrich Simony's Beziehungen zu Kärnten – gezeigt anhand von Briefen. – Carinthia II, 183/103. Jahrgang, S. 7-25, Klagenfurt.
- KLEMUN, M. (1998): Werkstatt Natur. Pioniere der Forschung in Kärnten. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 150jährigen Bestehens des Naturwiss. Vereines für Kärnten. – Carinthia II, Sonderheft, 56 (1998), 303 S., Klagenfurt.
- KUH, E. (1872): Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer – Adalbert Stifter. – 516 S., Pesth (Verlag Gustav Heckenast).
- LEHR, R. (1996): Friedrich Simony. Ein Leben für den Dachstein. – Stapfia, 43, zugleich Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Neue Folge, 103, S. 9-41, Linz.
- MORLOT, A. VON (1849): Naturhistorisches Museum in Klagenfurt. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, V. Band (1848-49), S. 140-141, Wien (Braumüller & Seidl).
- PALME, J. (1999): Sommerfrische des Geistes: Wissenschaftler im Ausseerland. – 224 S., Bad Aussee (Alpenpost).
- PENCK, A. (1898): Friedrich Simony – Leben und Wirken eines Alpenforschers. – Geographische Abhandlungen, 6, H.3, S. 192-308, Wien.
- PILS, R. & SEEMANN, R. (2003): Prof. Dr. Oskar Simony. Bergsteiger, Weltreisender und Wissenschaftler. – Austria Nachrichten, 2003, H.5, S. 5-6/ H.6, S. 5-6, Wien (Sektion Austria/ÖAV).
- PLÖCHINGER, B. (1961): Über ein neues Klippen-Flyschfenster in den Salzburgerischen Kalkalpen. – Verh. Geol. B.-Anst., 1961, S. 64-68, 1 Abb., Wien.
- SIMONY, F. (1842): Landeskunde. Ersteigung des hohen Dachsteins vom Carls-Eisfelde aus. – Oesterr. Kaiserl. Wiener Zeitung, Nr. 268, 28. September 1842, S. 1982-1984, Wien.

- SIMONY, F. (1843): Drey Decembertage auf dem Dachsteingebirge. – Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, **1843 / IV. Quartal**, **225** (S.1783-1796), **226** (S.1801-1804), **227** (S.1809-1812), **228** (S.1817-1820), **229** (S.1825-1827), **230** (S.1833-1836), Wien.
- SIMONY, F. (1844): Zwei Septembernächte auf dem hohen Dachsteingipfel. – Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, **1844 / II. Quartal**, S.921-923, 929-931, 937-940, 945-947, 952-955, 961-964, 971-974, 976-980, 985-088, 994-997, Wien.
- SIMONY, F. (1847a): Über die Spuren der vorgeschichtlichen Eiszeit im Salzkammergute. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, **I. Band**, S. 215-248, Wien (Braumüller & Seidl).
- SIMONY, F. (1847b): Eine Winterwoche auf dem Hallstätter Schneegebirge und Ersteigung der 9492 Wiener Fuss hohen Dachsteinspitze am 14. Jänner 1847. – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, **II. Band**, S. 124-136, Wien (Braumüller & Seidl).
- SIMONY, F. (1847c): Zweiter Winteraufenthalt auf dem Hallstätter Schneegebirge und drei Ersteigungen der hohen Dachsteinspitze (am 29. Jänner, 4. und 6. Februar 1847). – Berichte über Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, **II. Band**, S. 207-221, Wien (Braumüller & Seidl).
- SIMONY, F. (1850): Die Seen des Salzkammergutes. – Sitzungsberichte math.-naturwiss. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, **4**/(1850), S. 542-566, Wien.
- SIMONY, F. (1883): Ersteigung des Hohen Dachsteins am 8. September 1842 vom Karls-Eisfeld aus. – Österr. Touristen-Zeitung, **III (1883)**, S. 109-112 und S. 121-125, Wien.
- SIMONY, F. (1888a): Aus dem Riesengebirge. – Proschkos Jugendheimat, **II. Band**, 73-86, Graz.
- SIMONY, F. (1888b): Das Landschaftszeichnen auf Alpenwanderungen. – Österr. Alpen-Zeitung, **X**, Nr. 235-260, S. 129-144, Wien (Österr. Alpen-Club).
- SIMONY, F. (1891): Das Schwinden des Karlseisfeldes nach 50jährigen Beobachtungen und Aufnahmen. – Mitt. Dtsch. und Österr. Alpenverein, **1891**, S. 43-46, S. 61-65, Wien.
- SIMONY, F. (1920): Zwei Septembernächte auf der Hohen Dachsteinspitze. – In: SIMONY, F.: Auf dem Hohen Dachstein, S. 46-97, Wien (Schulbuchverlag).
- SPETA, F. (1996): Zur Friedrich Simony-Ausstellung. – In: Stapfia, **43**, zugleich Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Neue Folge, **103**, S. 7-8, Linz.
- STIFTER, A. (1853): Bunte Steine. II. Band / I. Bergkristall. – Pesth (Verlag Gustav Heckenast).
Auch in: RECLAMS Universalbibliothek Nr. 4195, 392 S., Stuttgart 1994.
- STIFTER, A. (1857): Der Nachsommer. – Pesth (Verlag Gustav Heckenast).
Auch in: RECLAMS Universalbibliothek Nr. 18352, 903 S., Stuttgart 2005.
- TIETZE, E. (1899): Franz von Hauer. Sein Lebensgang und seine wissenschaftliche Thätigkeit. – Jahrb. k.k. geol. Reichsanstalt, **1899**/ Heft 4, S. 678- 827, Wien.
- URSTÖGER, H.J. (2000): Hallstatt-Chronik. Von den Anfängen bis zum Jahr 2000. – 747 S., 594 Abb., Hallstatt (Musealverein).
- WIROBAL, K.H. (1994): 150 Jahre Museum Hallstatt / 110 Jahre Musealverein. Festschrift Musealverein Hallstatt. – 51 S., Hallstatt.
- WURZBACH, C. (1877): Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, **34 (1877)**, S. 322-331, Wien.